



# Trümmer Träume Truman

Die Welt 1945-49 BilderLeseBuch



**Trümmer beherrschten 1945 und in den ersten Nachkriegsjahren das Bild der Städte. Träume hatten die Überlebenden, Träume von einem besseren Leben ohne Krieg. »The greatest thing in history« nannte US-Präsident Truman den Abwurf der Atombombe auf Hiroshima und sorgte mit der nach ihm benannten Doktrin für das endgültige Zerbrechen der Anti-Hitler-Koalition.**

**Mit 30 Beiträgen und mehr als 200 Abbildungen beschreibt dieses Bilderlese-Buch Politik und Alltag in den vier deutschen Zonen: Entnazifizierung, Wiederaufbau, Hungerrationen, Care-Pakete, Schwarzmarkt, Literatur, Kabarett und Presse, Schicksale von Frauen, Kriegsgefangenen und Flüchtlingen.**

**Weitere Beiträge schildern die Nachkriegsjahre in Italien, Frankreich, Griechenland, Palästina, Vietnam, Indien, China, der Sowjetunion und Polen.**





*1945 im Zentrum Kölns: Die Breite Strasse – ein Trampelpfad.  
Schweigend schlängeln sich die Menschenmassen durch eine beinahe dörfliche Stille*



*16. Juli 1945: US-Präsident Truman, sein Staatssekretär Byrnes und Flottenadmiral Leahy fahren durch die Berliner Ruinenlandschaft*

© ELEFANTEN PRESS GMBH, 1985

Alle Nachdrucke sowie die Verwendung in Funk und Fernsehen und sonstige Verwertungen sind honorarpflichtig. Alle Rechte vorbehalten.

Redaktion: Gabriele Dietz, Jürgen Holtfreter, Irene Lusk,  
Maruta Schmidt, Eckhard Siepmann  
Layout und Umschlag: Jürgen Holtfreter  
Satz: VA Peter Grosshaus, Asslar-Werdorf  
Lithografie: Spönemann, Berlin  
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda

EP 148

1. Auflage, Berlin (West) 1985

Printed in the Federal Republic of Germany

ISBN 3-88520-148-8

ELEFANTEN PRESS, Zossener Str. 32, 1000 Berlin 61

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek:

*Trümmer, Träume, Truman: d. Welt 1945-49 /*

[Red.: Gabriele Dietz... ]. –

1. Aufl. – Berlin: Elefant Press, 1985.

(EP; 148) (Bilderlesebuch)

ISBN 3-88520-148-8

NE: Dietz, Gabriele [Red.]; 1. GT

#### Wir danken:

- dem Aufbau Verlag für die Genehmigung zum Abdruck der gekürzten Fassung der «Legende von der Genossin Martha in Zeugnissen» aus «Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura» von Irmtraud Morgner, © Aufbau Verlag Berlin und Weimar 1974;

- dem Verlag Kiepenheuer und Witsch für die Genehmigung der auszugsweisen Wiedergabe des Textes «Nicht alle sind tot, die begraben sind» von Michael Schneider aus «Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom», © 1984 by Verlag Kiepenheuer & Witsch;

- dem Damnitz Verlag für die Genehmigung zum Abdruck eines Auszuges aus «Auf der Suche nach Gatt» von Erik Neutsch, © beim Mitteldeutschen Verlag Halle (Saale), 1973

- und dem Verlag Klaus Wagenbach für die Abdruckgenehmigung des Textes «Rückkehr» von Stephan Hermlin, ursprünglich veröffentlicht in «Freibeuter», Heft 18, Berlin 1983.

Die in Anführungszeichen zitierten Passagen im Beitrag «Das unheimliche Rascheln im Care-Paket» auf den Seiten 13-32 sind dem Roman «Gestern war Heute» von Ingeborg Drewitz entnommen, © Claassen Verlag 1978.

Die im selben Beitrag abgedruckten Tagebuch-Zitate, die eingangs mit Ortsangaben oder Namen und Daten versehen sind, stammen aus dem Buch «Mein Tagebuch», herausgegeben von Heinrich Breloer, © Verlagsgesellschaft Schulfernsehen (vgs), Köln 1984.

Wir danken dem Verlag für die Abdruckgenehmigungen, auch für die Abbildungen auf den Seiten 22, 30 oben, 31 und 32.

#### Bildquellennachweis:

Margaret Bourke-White: S. 57, 188

dpa: S. 1

Deutsches Kabarett-Archiv Mainz: S. 173, 174, 175, 177

Peter Grosshaus: S. 159

Jürgen Holtfreter: S. 169

Landesarchiv Berlin: S. 109 rechte Spalte

Landesbildstelle Berlin: S. 11, 16, 18, 35 unten, 36 oben, 39 links, 40, 41, 45, 66, 67, 69, 72, 78, 79

Ullstein Bilderdienst: S. 71, 74, 75, 105, 106/107, 109, 139, 140

Umbo: S. 25 oben links und unten rechts, 34

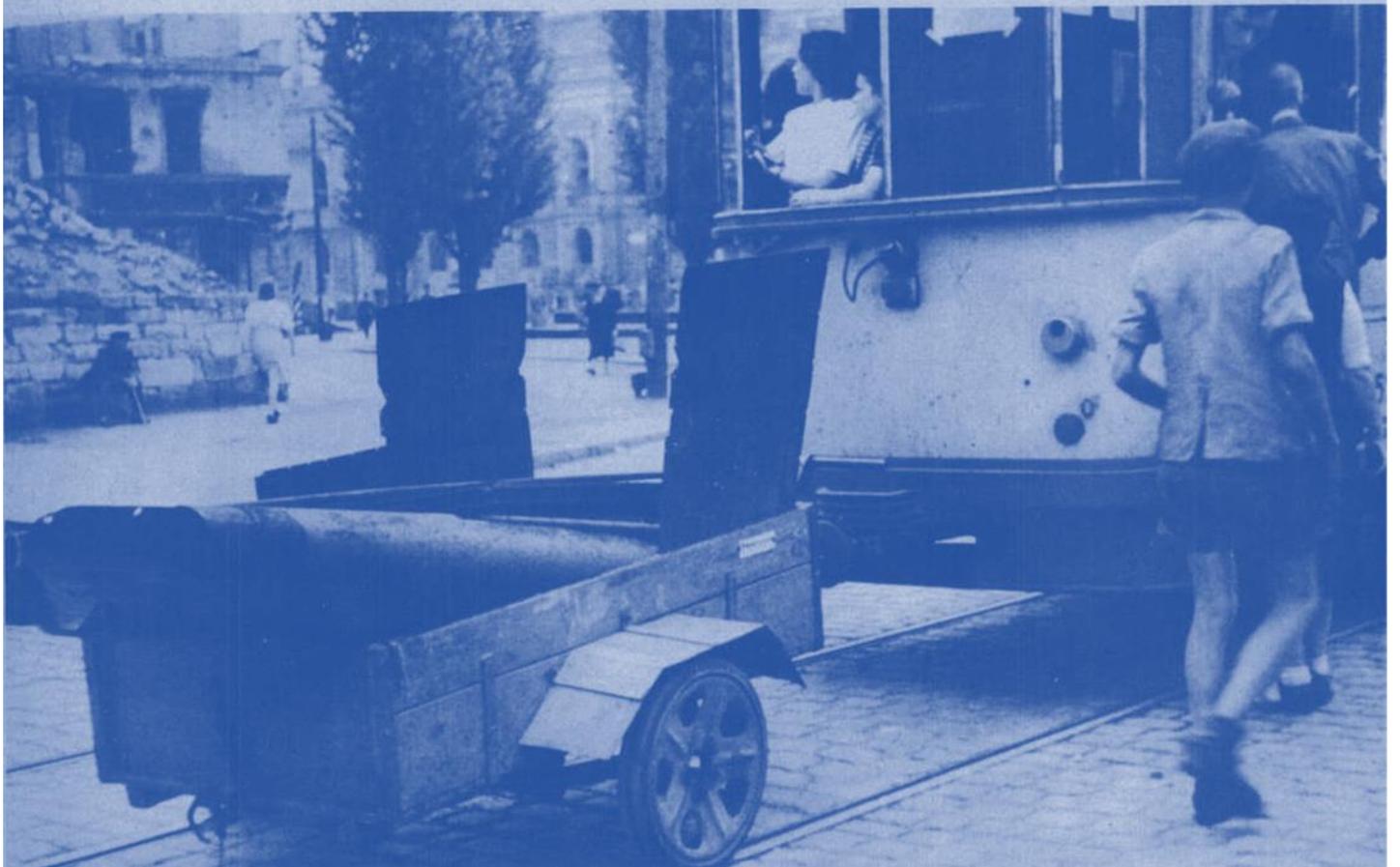
Die Autorenfotos stammen aus dem Privatbesitz von Heinrich Albertz, Rainer Höynck, Hans Mahle, Wolfgang Plat, Helma Sanders-Brahms und Michael Schneider.

Alle sonstigen Abbildungen: Archive ELEFANTEN PRESS, Holtfreter und Werkbund Archiv Berlin.

# Trümmer Träume Truman



**Elefanten Press**



## Inhaltsverzeichnis

- 9 Helma Sanders-Brahms  
**Der Himmel war blau wie nie, als der Krieg zu Ende ging**
- 13 **Das unheimliche Rascheln im Care-Paket**  
*Nachkriegsalltag – montiert von Irene Lusk*
- 33 Maria Eiken  
**«Das Brot der frühen Jahre»**  
Wie die Kalorien Einzug hielten und aus Eicheln Kaffee wurde
- 40 Andreas Ludwig / Michael Wildt  
**Schwarzmarkt**
- 45 Georg Fülberth  
**Davongekommen und hineingeraten**  
*Der Weg der Westzonen von Gross deutschland 1945 nach Klein-Amerika 1949*
- 70 Heinrich Albertz  
**Flüchtlingspfarrer in Celle**
- 75 Maria Eiken  
**Frauenpolitik im Nachkriegsdeutschland**
- 85 Hans Mahle  
**Zehn Tage im Mai**  
*Erfragt, protokolliert und bearbeitet von Jens Theo Müller*
- 90 Hannelore Mayer  
**«Weg der alte, her der neue Staat...»**  
*Von der Ostzone zur DDR*
- 98 Irmtraut Morgner  
**Legende von der Genossin Martha in Zeugnissen**
- 101 Michael Schneider  
**Nicht alle sind tot, die begraben sind**  
*Versuch über eine Nachkriegskindheit*
- 105 Karl-Ludwig Sommer  
**Von Hauptschuldigen, Mitläufern und Persilscheinen**  
*Vergangenheitsbewältigung im Nachkriegsdeutschland*
- 114 Michael V.  
**«Für mich war dieser Tag... wirklich ein Tag der Befreiung»**  
*Erfragt und protokolliert von Andreas Ludwig*
- 118 Christian Sterzing  
**Jüdischer und palästinensischer Exodus**  
*Der Kampf um Israel*
- 123 Ekkehart Krippendorff  
**Italien – «Die aus dem Widerstand geborene Republik»**
- 128 Hans Joachim Neyer  
**Frankreich zwischen Liberation und Restauration**
- 132 Stefanie Endlich  
**Alptraum der Erfahrungen**  
*Resistance und Bürgerkrieg in Griechenland*
- 137 Wolfgang Plat  
**«Ich habe Angst, wo ihr Polen hinführen werdet»**  
*Polen 1945 bis 1949*
- 145 Bernd Bonwetsch  
**Arme Sieger**  
*Die Sowjetunion von 1945-49*
- 153 Wolfgang Plat  
**Skora damoi – Es geht bald nach Hause**  
*Erfahrungen einer Gefangenschaft 1945-1949*
- 157 Klaus Gürtler  
**Die vietnamesische Ausnahme**
- 159 Klaus Gürtler  
**Die indische Ernüchterung**
- 162 Klaus Gürtler  
**Sieg im Volkskrieg**  
*Die chinesische Revolution*
- 165 Rainer Höynck  
**1945**
- 167 Rüdiger Liedtke  
**Zeitung gefällig? Greifen Sie zu!**  
*Zur Lizenzierung von Zeitungen nach 1945 im besetzten Deutschland*
- 170 Erik Neutsch  
**Eberhard Gatt, Arbeiterkorrespondent**  
*Ein Neubeginn in der Ostzone*
- 173 Reinhard Hippen  
**Lyrisches Lazarett**  
*Das politische Kabarett in Trizonesien*
- 177 Helmut Peitsch  
**«Der Eiserne Vorhang... ist gefallen»**  
*Ein Brennpunkt der Nachkriegsliteratur: Der deutsche Schriftstellerkongress in Frankfurt am Main 1948*
- 186 Stephan Hermlin  
**Rückkehr**
- 193 Eckhard Siepmann  
**Aus der Frühzeit des StarWar-Arsenals**
- 199 Autorenverzeichnis

Clara Singer  
hier i d Trümmer  
Heinrich Singer lebt  
Coswig Gartenstr 7

Erasmus lebt  
in?  
Jimm Elm

Woist Fr  
Braune

Krayer Gesang  
Hilflos  
Stock

Wüstner wie fingen  
auf Kampf in Clam

Robert-Kochstr  
& Hallmann  
Strehler

BREWA

Helma Sanders-Brahms

## Der Himmel war blau wie nie, als der Krieg zuende ging



*Die Autorin auf dem Arm ihrer Mutter 1944*

Die Bäume waren so grün und der Himmel so blau wie niemals wieder, als der Krieg zuende ging. Über die Landstrasse kamen Panzer, unter denen der Asphalt aufbrach. Darauf sassen die Sieger. Ich sah zum ersten Mal in meinem Leben Neger, die trugen Uniformen und hohe Schnürschuhe, und die Frauen hatten Angst vor ihnen. Deshalb sagten die halbwüchsigen Jungen zu mir, sie würden den Frauen die Brüste abbeissen, das wären die Küsse der Neger, und danach hiesse die Süssigkeit, die ich noch nicht kannte, Negerküsse. Immer noch, wenn ich sehe, wie jemand da hineinbeisst, denke ich an das, was die Halbwüchsigen erzählten, und ich sehe Zähne in eine Brust beissen.

Im Wald wuchsen Veilchen. Es gab eine Stelle, die war mein kleiner Garten, weil dort die Veilchen im Kreis wuchsen, wie zu einem Blumenbeet. Da lag an einem frischen Maimorgen ein toter Soldat. Er lag da noch lange, denn niemand begrub ihn. Er verweste langsam, und um ihn verblühten die Veilchen, denn es ging auf den Sommer zu. Nur wir Kinder wussten von ihm, und wir sagten es niemandem.

Ein Mann aus dem Dorf war aufgehängt worden. Von wem und weshalb, wussten wir nicht. Wir waren auch nicht dabei, als man ihn aufhängte, wir sahen nur von ferne, wie er da hing, mit baumelnden Beinen, in einer zu weiten Jacke, mit zu weiten Hosen, die auch zu kurz waren, unten kamen die dünnen Knöchel heraus, an denen hingen viel zu grosse Schuhe. Aber ehe wir näherkommen konnten, hatte man ihn schon abgeschnitten, und die Hühner scharften an der Stelle, wo er gehangen hatte, am Boden herum, als wäre aus seinen Taschen noch etwas Essbares gefallen.

Der Apfelbaum blühte, und die Milchkannen klapperten, und in der Küche wurde Essen gekocht. Dieser Frass. Alle waren mager. Alle hatten Hungeraugen, und wo es nach Essen roch, war die Mitte der Welt. Den Teller leer essen. Keinen Krümel übrig lassen. Das ist heute noch zwanghaft. Der Rest Butter, der mit der scharfen Messerseite vom Papier gekratzt wird. Das Eigelb

im gekochten Ei, an dem der Löffel immer wieder vorbeisticht, bis ganz zum Schluss, wenn man es dann essen darf. Brot wegwerfen kann ich immer noch nicht. Auch schimmeliges nicht. Und ich habe immer noch ein schlechtes Gewissen, wenn ich ein Essen, vor dem mir graust, auf dem Teller stehenlasse. Ich zwang damals alles in mich hinein. Nicht aus Hunger, aber aus Angst vor dem Hunger. Die Schulspeisung der Engländer – aber da wohnten wir wieder woanders, wieder an der Küste, weit weg vom Wald. Schulspeisung, das waren Erbsensuppe, Bohnensuppe, Milchnudeln. Noch heute wird mir übel, wenn ich daran denke. Das kleine Aluminium-Gefäss mit dem Gummiring und dem Bügel, in das die Kelle das Essen hineinschwappte aus einem grösseren Aluminiumgefäss mit Gummiring und Bügel. Alles stank. Die Suppe stank, die Gefässe stanken, der Schulraum stank. Ohne dies Essen, hiess es, würden wir verhungern. Du musst essen. Essen. Die harten Erbsen in der stinkenden Brühe kauen. Die schwabbligen Milchnudeln konnte man in sich hineinziehen, ohne zu kauen, so schnell wie möglich, damit man sie möglichst wenig schmeckte. Bohnensuppe, Erbsensuppe, Milchnudeln konnte ich danach nie mehr essen. Ich wurde sehr krank. Die Darmschleimhäute lösten sich und glitten mit dem, was mein Magen und meine Därme von Bohnensuppe, Erbsensuppe, Milchnudeln übrig gelassen hatte, ins Klo. Ich fühlte mich so schön schwach, als alles wegglitt. Ich durfte im Bett bleiben. Da war es warm. Ich durfte nur gekochte Möhren essen. Drei Wochen lang. Aber ich brauchte nicht zur Schule. Draussen fiel Schnee vor den Fenstern, soweit sie noch übrig waren und nicht mit Pappe vernagelt. Die, die gesund waren, gingen zum Bahnhof und klauten Kohlen von den Kohlenwaggons. Das war das Abenteuer. Dazu war ich noch zu klein, zu dünn, zu ängstlich.

In jedem Haus gab es Flüchtlinge. Die Wohnungen wurden immer kleiner parzelliert, Zimmer mit Wolldecken unterteilt, so wurden aus Zimmern Wohnungen. Die Flüchtlinge erzählten von grossen Höfen. Von weiten Wiesen und Milchvieh und Pferden.

Dazu ratterten die Nähmaschinen. Aus zwei zerrissenen Kleidern wurde ein neues Kleid gemacht. Und aus den Resten konnten einige ganz Geschickte noch Puppen machen und Puppenkleider. Frauenstrümpfe konnte man in lange schmale Streifen zerschneiden und die zu Schuhsohlen für Hausschuhe verhäkeln. Solche Hausschuhe hatte ich. Sie waren schön. Aus blauem Samt mit weissen Punkten, rot umhäkelt und mit einer Sohle aus Damenstrümpfen.

Zuhause war ich gern. Für draussen hatte ich keine Schuhe. Ich hatte Klappsandalen. Klappsandalen waren aus Holz mit Lederstreifen drüber. Drei Holzstücke, mit Leder verbunden, das war die Sohle. Und machte immer klippklapp, wenn man ging und wenn die Holzstücke zusammenschlugen. Solange es nicht schneite, ging das ganz gut; mit mehreren Paar Socken übereinander an den Füssen konnte sogar ganz starker Frost einem nichts. Rote Füsse hatte man nur nachher, die man im heissen Wasser aufwärmen musste, mit Eichenrinde drin, damit man keine Frostbeulen kriegte. Die Eichenrinde hatten wir im Sommer gesammelt. Auch Pilze und Bucheckern. Aus Bucheckern machten wir Öl, in dem Öl konnte man Pfannkuchen machen, vorausgesetzt, man bekam Mehl. Mehl und Wasser, das gab schon einen Pfannkuchen, Ei dazu war natürlich ein Fest. Trockenei gab es manchmal auch aus den Care-Paketen, gelbes Pulver. Und Trockenmilch, die ich sehr liebte und die heute noch, wenn ich sie im Flugzeug zum Kaffee bekomme, mit dem Löffel gegessen wird als eine geschätzte Süssigkeit.

Ziergarten gab es keine mehr, alles war in Nutzgärten umgewandelt, selbst in den Vorgärten wuchs Kohl, rankten sich Bohnen. Wegen der Eier hielten wir schliesslich Hühner im Keller, die glucksten nachts unter mir, und morgens schrie der Hahn, wenn es noch dunkel war. Das war ein schöner Hahn, ein weisser mit schwarzem Kragen, gross und stolz mit leuchtendem Kamm. In der Nachbarschaft gab es noch einen anderen, braunen mit blauschillerndem Schweif, der schrie noch früher als unserer. Er schrie: «Komm mal her!», und unser Hahn antwortete: «Komm doch hierher!», und darum hatten wir unseren Hahn «Komm-doch-hierher» getauft. Er war so gross, dass ich Angst vor ihm hatte, auch wegen seiner starken Stimme.

Das war eine Weberwirtschaft damals. Männer waren ganz selten, und wenn welche dazukamen, waren sie müde und mager und still und hatten oft nur einen Arm oder ein Bein oder einen verbundenen Kopf. Mit den Flüchtlingen waren auch ein paar Männer gekommen, aber nur ganz alte, das, was ich «Opa» nannte.

Meinen Vater sah ich lange Zeit nicht. Die Mädchen von gegenüber, die mit mir in die Schule gingen, waren Töchter von Kriegerwitwen. Bei ihnen im Haus gab es auch nur einen Mann, der «Bubi» hiess und von dem man sagte, er wäre «aber harmlos». Die Frauen hatten jedenfalls das Sagen, und überall waren sie in der Überzahl. Da es so viele von ihnen gab und in jedem Zimmer, das jedesmal eine Wohnung war, also von mehreren bewohnt und mit Möbeln für mehrere Zwecke vollgestellt, immer auch mehrere Frauen wohnten, teilten sie sich die Arbeiten. Die eine zum Beispiel ging arbeiten oder versuchte sich auf dem Schwarzmarkt, die andere blieb zu Haus und sass an der Nähmaschine und kochte zwischendurch und gab auf die Kinder und die Alten acht, und die dritte stand Schlange. Schlangestehen füllte die Tage genauso wie eine richtige Arbeit, wo es sie noch gab, oder wie Hausarbeit, die damals Geduld, Phantasie und Erfindungsgeist erforderte. Denn aus Haferflocken oder Kartoffelschalen wurden Plätzchen gemacht, aus Raps oder Bucheckern oder noch ausgefalleneren Grundstoffen wurde Fett gewonnen;

kam von irgendwoher ein Beutel Obst, ein Kohlkopf, eine Speckseite, musste man sofort einwecken, einsalzen, schnippeln, zum Trocknen hängen. Auf den Schränken standen Weckgläser mit eingemachtem Obst oder sogar Fleisch für Festtage, von Wand zu Wand spannten sich Fäden mit Trockenobst und Bohnen. Denn die Schlangesteherin brachte, wenn sie etwas bekam, gleich so viel wie nur möglich mit, was es auch war, und was nicht gleich gegessen werden konnte, musste haltbar gemacht werden – die Tage, an denen es gar nichts gab, wo man zu weit hinten in der Schlange stand und, vorgerückt, vor leerem Thresen ankam, waren ohnedies in der Überzahl.

Manchmal ging auch eine zu den Kasernen, in der Manteltasche einen Briefumschlag mit einem Schmuckstück darin oder ein paar silbernen Löffeln, und tauschte diese letzten Schätze gegen ein Paar Nylons, gegen ein Päckchen Tee, der bei uns zu Hause zu den unbedingten Notwendigkeiten des Lebens zählte, oder gegen Zigaretten, Schnaps, Schokolade für die Kinder. In den Kasernen sassen die «Tommi». Als wir noch in der Nähe des Waldes wohnten, waren da die «Amis». Leute, die in der «Ami»-Gegend wohnten, hatten es besser als die, die in der «Tommi»-Gegend wohnten, aber am schlimmsten waren die dran, wo «die Russen» waren. Denn die Tommi hatten weniger als die Amis, aber die Russen hatten gar nichts. Die Russen, so hiess es, wuschen die Kartoffeln im Klo, konnten tanzen und singen, waren gut zu den Kindern, aber schlimm zu den Frauen. Vor den Russen herrschte eine allgemeine Angst, und die Flüchtlinge erzählten von ihnen solche Geschichten, dass unsere Mütter uns die Ohren zuhielten. Aber wir hörten sie doch, wir taten, als schliefen wir, wenn sie später abends wieder davon angingen, und einer erzählte sie den anderen.

Dass sie die Frauen in den Keller schleppten, sogar ganz alte Frauen, und da etwas mit ihnen machten, etwas Grausames, was ich noch nicht verstand, wovor aber alle Frauen Angst hatten und worüber die Halbwüchsigen kicherten wie über die Geschichten mit den Negern, obwohl sie so grausam waren. Diese Halbwüchsigen, die schon im Krieg gewesen waren, im Volkssturm, und einem zeigen konnten, wie man eine Panzerfaust wirft, und die Alben im Schrank hatten mit Fotos von den deutschen Siegen darin, aus Zeitungen ausgeschnitten, schwarzweisse Fotos, auf denen Panzer zu sehen waren, zersprengte Brücken, Bunker, zerbombte Häuser – alles wie jetzt bei uns, nur eben auf Fotos, auf denen das alles deutsche Siege bedeutete, während das, was täglich in der Wirklichkeit passierte, keine Siege mehr waren, denn jetzt waren ja die «Tommi» oder die «Amis» oder noch woanders die «Russen» auf den Panzern, und sie liessen sich vor den zersprengten Brücken fotografieren und vor den zerbombten Häusern, und wahrscheinlich wurden die Fotos davon in deren Zeitungen gezeigt.

Mein Onkel war nur zehn Jahre älter als ich, auch noch ein Kind, noch nicht einmal ein Halbwüchsiger, jedenfalls gehörte er nicht zu denen. Er hatte einen kleinen Radioapparat auf dem Dachboden, damit hatte er immer Feindsender gehört. Aber jetzt waren das keine Feindsender mehr, jetzt durfte man das ganz offiziell hören. Er hatte vom BBC Englisch gelernt und hatte schon eine Brieffreundin in England, die ihm weisses Heidekraut schickte. Während des Krieges noch, in den letzten Wochen vor Kriegsende, hatte er an Sir Thomas Beecham geschrieben, den englischen Dirigenten, weil er in seinem Dachboden-Radio ein bestimmtes Musikstück hören wollte, und weil er mit Nachnamen Brahms hiess, wurde das Musikstück dann auch gesendet, für den vierzehnjährigen Bernhard Brahms, und sein Vater, mein Grossvater, musste sich dafür verantworten und wäre beinahe

noch «weggekommen», wenn nicht dann einfach plötzlich der Krieg zu Ende gewesen wäre.

Dieser Onkel, eigentlich mein Bruder, hatte auf dem Dachboden aus Sperrholz eine Opernbühne, die Mailänder Scala in klein, das hatte er sich als Modell gebaut, Laubsägearbeit.

Wir liessen darauf kleine Figuren hin und hergehen und «Lache – Bajazzo» singen oder «Und es blitzten die Sterne» oder «Wie eiskalt ist dies Händchen» oder «Nun trinket in vollen Zügen»-Verdi, Puccini, Leoncavallo, italienische Oper eben, und das Wort «Mailand» klang uns wie eine paradiesische Verheissung in den Ohren. Ein Ort, wo immer Mai ist. Und wo immer schöne Frauen und schöne Männer in kostbaren Gewändern stehen und singen. Ja, auch Männer. Aus den Fotos von der Oper wusste ich, es gab Männer mit wunderbar geschminkten Gesichtern und Lockenhaar und samtene Wämsern, und im Publikum waren andere, keine Soldaten, nicht müde und nicht schmutzig und nicht hungrig, sondern mit schwarzen Anzügen und mit weissen Hemden und Zylinderhüten und seidene Schals. Dass es die in Mailand zu dieser Zeit auch nicht gab, kümmerte uns nicht. Es gab sie auf den Fotos, sie schritten die breiten Treppen hinauf, an ihren Armen Frauen in schillernden Abendkleidern mit Schleppen und tiefen Ausschnitten. Das war die Welt, die wir uns ersehnten, da oben auf dem Dachboden, zwischen staubigen Resten von Spielzeug und Möbeln, die selbst jetzt keiner brauchen konnte, und immer noch klopft mir das Herz, wenn ich in ein Opernhaus komme, wenn ich die Treppen hinaufgehe, und wenn ich dann noch Seide eines langen Kleides um mich rauschen höre, das regenartige Rauschen des Beifalls am Anfang für den Dirigenten, und dann die Musik, der grosse Vorhang, am besten aus Samt, blauem oder purpurnem, der sich öffnet wie ein Mantel, ja, das ist beinahe das Glück, immer noch. So müsste die Liebe sein, mit glitzernden Lichtern und Musik, die Paare müssten singen, und jedesmal, wenn sie sich küssten, müsste der Beifall aufbrausen, so, wie es in der Oper ist.

Dunkel war es nachts in den Strassen. Opernhäuser gab es bei uns nicht, sie waren Hunderte von Kilometern entfernt, unerreichbar ausser in den Träumen und vor dem Radio, das mit seinem grünen «magischen» Auge im dunklen Zimmer leuchtete, wenn die Lampen ausgemacht waren, um Strom und Glühbirnen zu sparen. Meine Mutter hörte auch Opern. Von irgendwoher, aus London oder sonstwo gab es Übertragungen, Direktsendungen, und man wusste, jetzt stehen die Sänger wirklich da, der Dirigent, alle die Leute im Orchester, jetzt, jetzt, genau in diesem Augenblick sind sie, weit weg von uns, aber doch gleichzeitig, und vielleicht sass auch diese schönen Männer und Frauen im Publikum und tranken nachher Wein und Champagner, wie es immer in den Arien heisst, und liebten sich.

Aber wir gingen abends besser nicht nach draussen. Der Nieselregen fiel in die leeren Ruinen, in denen es schwarz und still und unheimlich war. Die Strassen waren geräumt, der Basalt glänzte in der Nässe, und ich sah auf meine Füsse unter mir und versuchte, nicht auf die Ritzen zu treten, was nicht einfach war, denn die Steine waren etwa so gross wie die geballte Hand eines Erwachsenen, und deshalb konnte man nur auf Zehen gehen, wenn man die Ritzen vermeiden wollte. Vor gar nicht langer Zeit hatte ich sie noch von weiter oben, vom Arm oder vom Rücken meiner Mutter aus gesehen, wenn sie mit mir in den Bunker hastete, über uns die schönen glitzernden Lichterbäume, die die Bomber auf den Himmel schrieben, aus denen es dann hinunterstürzte und im Heulen der Sirenen und im schwachen Schreien der Menschen detonierte. Dann das Gedränge und Geschiebe im Bunkerein-



gang, Köpfe, auf die ich von den Schultern meiner Mutter heruntersah, dann innen im Bunker unsere Bunkerbank, in der die Wolldecke eingeschlossen war und die wichtigsten Habseligkeiten, in Reihen mit vielen anderen Bunkerbanken, auf denen übernachtigte Menschen sass, zum Teil in Schlafanzügen mit Mänteln darüber, denn diese Angriffe waren nachts, störten die Leute in den Betten auf. Viele gingen schon halbangezogen ins Bett, meine Mutter auch, aber immer wieder war es einem auch passiert, dass man gedacht hatte: Heute kommen sie nicht, heut' leg ich mich richtig ins Bett, und grad dann kamen sie eben, die Sirenen heulten, und man musste rennen, rennen ums Leben, um noch rechtzeitig in den Bunker zu kommen. So redeten die Erwachsenen um mich herum, während ich auf dem Schoss meiner Mutter einschlief. Und dann kam die Entwarnung, ich wurde geweckt, wurde wieder auf die Schultern gehoben, und es ging mit dem gleichen Strom nach draussen. Die Überlebenden eilten nach Hause, und das gab es dann oft nicht mehr. Die Strassen waren mit Schutt verschüttet, Tote und wimmernde Verletzte lagen da, Rotkreuzbahnen wurden an uns vorbeigetragen, wo vor ein paar Stunden noch ein Haus gestanden hatte, oder zwei, oder drei, waren jetzt nur noch qualmende Mauerteile, aus denen es noch brannte, weil ein tragender Balken weggeschmort war, neben uns noch einmal Zusammenstürzen konnten

und uns unter sich begraben, wenn wir nicht schnell genug wegkamen. In und vor diesen Ruinen Menschen, die darin nach Vereschütteten suchten, vor allem in den Kellern, aus denen oft Stimmen schrien, Hände ragten, bis andere Hände sie ergriffen, und immer in allem das schreckliche Weinen von Kindern, oder von mir selbst, da oben auf den Schultern meiner Mutter, die mich unversehrt durch die Hölle trug. Das war jetzt vorüber, und man ging durch eine Strasse, wie man eben durch eine Strasse geht, nur dass die heilen Häuser mit erleuchteten Fenstern selten waren und zwischen langen Reihen von Ruinengrundstücken standen, in denen mittlerweile grosse Büschel von Unkraut und sogar kleine Birken standen, und der Wind und der Regen und der Schnee kamen hinein, und im Winterdunkel war es so schwarz darin.

Aber im Sommer waren sie schön als Spielplätze, wenn auch eigentlich verboten, weil es immer noch Bomben darin geben konnte, die Kinder beim Spielen versehentlich auslösten, und das war tödlich. Oft erzählten die Erwachsenen uns das, aber wir gingen doch hinein, wir, oder auch ich allein. Halbverschüttete Kellerräume waren Höhlen, die immer schöner wurden, je höher Birken und Unkraut vor ihnen wuchsen und je mehr wir sie uns innen ausgeräumt hatten. Da konnten wir schön Vater-Mutter-Kind spielen mit Tischen und Stühlen aus Steinbrocken und Betten aus trockenem Gras, sogar eine aus der Schublade zu Hause stibitzte Tischdecke kam auf den Tisch, und Sandkuchen auf Tellern, und so spielten wir Familie und Bürgerlichkeit. Wir spielten aber auch das «Dschungelbuch», als das Unkraut hoch genug war, um einen Urwald abzugeben. Diese grün überwucherten Sommerruinen waren die schönsten Orte zum Spielen, voller Geheimnisse, mit Vogelnestern in den Mauerlöchern, in denen im Frühling grün gesprenkelte Eier lagen, und dann sassen Vogelmütter darauf und sahen mit runden Augen auf uns, die wir leise, leise angeschlichen waren, ehe sie mit einem tshirenden Laut abflogen, und noch später fütterten sie federlose, magere Vogelkinder, durch deren rosa Hälse das Licht schien, so durchsichtig waren sie, und um ihre vier oder fünf aufgesperrten Schnäbel war so ein merkwürdig dicker weisser Rand, und noch später kriegten sie Federn, und noch später machten sie Flugversuche vom Nestrund aus, sassen dick und unförmig am Boden, flatterten schwerfällig, und noch später waren sie nicht mehr da, und ich nahm das leere Nest aus der Höhlung, die Blätter fielen schon, und es wurde Herbst. Diese Ruinen machten, dass mir der Wald nicht fehlte und nicht die Tiere des Bauernhofes, auf dem wir evakuiert gewesen waren.

Dann kam mein Vater wieder. Andere Väter kamen nicht wieder, oder erst sehr viel später. Die, die wiederkamen, waren ernst und müde. Den Krieg hatten sie hassen gelernt. Nie wieder.

Aber manche von ihnen lärmten nachts und prahlten von ihren Heldentaten, als der Krieg noch Spass gemacht hatte. Abenteuer. Die fremden Länder. Männerwelt. Nebenan hörte ich sie johlen, sah das Licht durch die Türritze schimmern und konnte nicht einschlafen von ihrem Gebrüll, und dazu lief eine Schallplatte, die mir über alle Massen abscheulich war: «Man müsste nochmal zwanzig sein, und so ver-lobt wie damals, und irgendwo am Wiesenrain... verge-s-sen die Zeit.» Sie lief, während ich schlafen wollte, und die rotgesichtigen Männer sangen sie mit und hatten sich umarmt, und je betrunkenere sie wurden, desto lauter drehten sie die Schallplatte «...du nur, du nur allein... wirst den Traum mir verzeihn... den ich heut geträumt hab, geträumt hab beim Wein...» Ich lag unter meiner dünnen Decke und ballte die Fäuste, weil ich nicht schlafen durfte, so wenig, wie ich in dem Café Weggehen durfte, ich musste diesen Erwachsenen mit ihren

unsinnigen Gesängen und mit ihren hässlichen Gesprächen zuhören bis zum Überdruß, bis zum Ekel. Dann machte meine Mutter leise die Tür auf, und der Lichtschein vom anderen Zimmer fiel mir aufs Bett, und sie sagte traurig: «Schläfst du immer noch nicht?» und nahm mich in ihre Arme, und dann lag ich so einen Augenblick in ihre Arme eingeschlossen, da roch es gut, und dann ging sie wieder in das andere Zimmer, in dem sie noch mit meinem Vater sass, beide ganz still, denn mein Vater ging nicht zu den Lärmenden, und sie auch nicht, und später kam sie dann zu mir ins Bett, dann konnte ich immer schlafen, das war die Erlösung, und mein Vater lag nebenan auf dem Sofa, denn unser «Kabuff», wie wir das nannten, war zu klein für zwei Betten, und sie schliefen wohl auch nicht mehr zusammen. Das habe ich später verstanden. Damals war es mir nur wichtig, dass sie nachts kam, dass der Lärm plötzlich abbrach, wenn ich in ihren Armen lag, nicht dass die nebenan aufgehört hätten zu singen, aber ich hörte sie nicht mehr, wenn meine Mutter bei mir war. Mein Vater erzählte Geschichten, nicht vom Krieg, aber von Wilinchen und Wilorchen, die mit einem Luftballon über das Land flogen. Er war manchmal sehr lustig, aber er war mir so fremd, viel fremder als mein Grossvater, den ich den ganzen Krieg über gesehen hatte. Die Liebe, die aus der Gewohnheit und der Vertrautheit kommt, hatte ich nicht für meinen Vater. Aber ich mochte seinen Pfeifenrauch, er hatte eine gute Hand mit Tieren, und unsere Hühner gediehen besser, seit er wieder da war, und zwischen die Kartoffeln im früheren Ziergarten pflanzte er seine Tabakstauden, die riesig aufschossen und rosa Blüten trieben und gewaltige Blätter ausbreiteten, saftig grün mit silbrigen Haaren darauf, man konnte sich darin verstecken und den starken Tabakgeruch einatmen und in einem fernen tropischen Land sein, bis zum Abendessen gerufen wurde. Dann wurden die Blätter gelb und mussten abgeschlagen und zum Trocknen auf Fäden aufgezogen werden wie die Pilze und die Apfelscheiben und mussten viel Luft haben und ab und zu gewendet werden und dann noch später mit einem Messer in schmale Streifen geschnitten, bis sie aussahen wie braunes Sauerkraut.

Dann wurde es Winter. Weihnachten stellte ein grosses Problem dar: Entweder konnte unser schöner stolzer Hahn, «Komm-doch-hierher» genannt, als Braten gegessen werden, oder man konnte ihn gegen Kerzen einzutauschen versuchen, denn zu kaufen gab es die auch nicht. Da auch mein Vater, und noch mehr meine Mutter, dem «Komm-doch-hierher» nicht den hochgereckten schwarzweissen Hals durchschneiden mochten, da wir uns auch nicht vorstellen konnten, ihn aufzuessen, und die Kerzen uns ohnedies wichtiger waren, wurde «Komm-doch-hierher» in einen Korb gesetzt, der sich fest schliessen liess, und ich fuhr mit meinem Vater über 250 Kilometer im überfüllten Zug auf Hamsterfahrt, und «Komm-doch-hierher» sass flügel-schlagend und manchmal auch kräehend im Korb und fuhr mit uns beiden nach Osnabrück, und da bekamen wir für ihn eine grosse Platte Bienenwachs, mit der kehrten wir im Triumph zurück. Ich hatte eine Nacht mit meinem Vater im Bett verbracht, zum ersten Mal seinen Tabakgeruch gerochen und seinen Atemzügen zugehört, die lauter und tiefer als die meiner Mutter waren. Der Zug nach Hause war wieder so voll, dass wir stehen mussten, «Komm-doch-hierher» war nicht bei uns, dafür lag das Bienenwachs im Korb. Die Zugfahrt dauerte einen ganzen Tag, und in der Nacht noch wurden Kerzen gegossen, und dazu betranken meine Eltern sich mit Kartoffelschnaps, und ich hörte sie nebenan singen und lärmern, um den Verrat zu vergessen, den wir an unserem schönen stolzen «Komm-doch-hierher» begangen hatten.

# Das unheimliche Rascheln im Care-Paket

Nachkriegsalltag  
montiert von Irene Lusk



## Vor der Kapitulation

Die letzten Wochen, Tage, Stunden

«Im Keller brennen Hindenburglichter. Hunger, stöhnt einer, leckt sich dabei die Lippen. Durst, stöhnt ein anderer. Die Wasserhähne stehen offen, aber das Wasser wird nicht mehr in die Türme gepumpt, steigt nicht mehr in die Leitungen. Mutter hat drei Kleider übereinander an und doppelte Unterwäsche – damit man wenigstens was rettet. Den Schmuck, ein paar Ketten, Ohringe, Broschen, trägt sie im Leinenbeutel um den Leib. Vater redet überlaut von der letzten Mutzuteilung Schnaps gegen das Gemurmel im Keller an: Was kann uns schon passieren! Mal muss ja jeder dran glauben, nur nicht sentimental werden jetzt, Würde bewahren! Er lacht dröhnend – Würde! Die Brüder aus der Steppe werden Augen machen, wenn sie uns sehen! Unsere ganze Volksgemeinschaft im Fegefeuer! Hat keiner die Fahnen rausgehängt? Die Fahnen raus, Leute! Farbe bekennen!»

**Sonntag, den 29.4.45:** Seit Freitag ist dauernd Regenwetter, mitunter giesst es in Strömen, wie gut, dass ich am Donn, den Garten noch fertig gemacht habe! (...) Am Freitag ist Mutter erzählt worden (am Rosterberg ist ja Strom und folglich auch Radio), dass im deutschen Wehrmachtsbericht der Führer selbst gesprochen habe, nur kurz, aber es war genug. Er sei von allen seinen Getreuen verlassen worden und kämpfe jetzt mit nur noch einigen Hitler jungen. Als ich das hörte, da war für mich alles aus. Ich hatte bis dahin immer noch geglaubt, sie könnten uns doch nicht so belügen, es käme doch noch die Geheimwaffe, aber jetzt ist alles aus. Ich musste allein ins Esszimmer gehen, dort habe ich mich aufs Sofa geworfen und bitterlich geweint. Sollte denn so alles vorbei sein? Der Traum ausgeträumt, alles zerschlagen, was glücklich wieder aufgebaut war, sollte das das Ende sein, auf das wir 5 volle Kriegsjahre hingearbeitet und entbehrt hatten, wo so viel blühende Jugend gefallen ist im Kampf für eine närrische Idee – nicht im Kampf fürs Vaterland, das war frei und einig. So viele Witwen und Waisen haben wir jetzt, so

viele haben ihre gesunden Glieder verloren, viele haben Hab und Gut verloren, fünf Jahre lang haben wir fest an den Sieg geglaubt, und jetzt soll dies das Ende sein!

### **Edelgard B., Siegen**

**Silvesterabend, 23.45 Uhr:** Die Viertelstunde, die das alte Jahr mir noch lässt, will ich dazu benutzen, eine grosse Frage hier niederzuschreiben:

#### **Was wird das neue Jahr 1945 uns bringen?**

Weiter Krieg? Den Frieden? Den Sieg? (...)

Heute abend gab es, wie immer am Silvesterabend, ein ordentliches Stück Bratwurst und einen guten Kartoffelsalat. Sonst war das ja zwar keine Bratwurst, sondern riesige Stücke Fleischwurst oder für jeden ein ganzes Würstchen, aber... Eben haben wir wunderbaren Glühwein getrunken. Dies Jahr ist nun keins der Kinder mit mir bei uns: Anneliese, Mechthild und Werner nicht! Und auch kein Besuch da. Das hatten wir noch nie. Wie schön haben wir sonst immer mit Z.s und G.s gefeiert. Der Krieg macht einem aber auch alle Freuden kaputt!

**Sonntag, den 11. Februar 1945:** (...) Es war (am 1.2.) abends gegen 7 Uhr, und wir waren gerade beim Essen, als es Vollalarm gab. (...) Vater sagte: «Werft euch alle auf die Erde, Siegen bekommt einen Angriff, die Leuchtzeichen sind schon gesetzt», und wir warfen uns alle hin. Ich unter das Luftschutzbett mit Fri. S., die sonst immer in den Stollen geht. (...) Nach 10 Min. – wir dachten schon, es gäbe gar keinen Angriff – da krachte es! Und nun ging es Schlag auf Schlag. Es war ein so ungeheurer Lärm, ich weiss nicht, was schlimmer war, das Heulen der Bomben und Bersten oder der unheimlich brausende Luftdruck. Das Trommelfell tat so weh, dass ich dachte, es platzt. Es brauste wie ein Sturm durchs ganze Haus. Es schien uns eine endlose Ewigkeit zu dauern, länger als Stunden. Jetzt wissen wir, dass es genau 30 Min. waren. Es war grauenhaft. Wir lagen da, den Mund offen, Ohren zugehalten und eine Decke über den Kopf. Eiskalt fuhr der Luftdruck mir unter das Kleid. Bei jeder Bombe dachten wir: Die ist jetzt auf unser Haus niedergegangen! Jetzt stürzt es zusammen, jetzt kracht es über uns, jetzt ist der Moment gekommen, jetzt sind wir gleich alle tot.



«Als ich auf dem Wege dorthin war, begegnete ich Ilse H., einem Mädchen aus dem BDM. Sie fragte mich, ob ich nicht mal mit ihr käm'. Ich fragte sie, wohin, sie sagte: «Hier in die Turnerstrasse, ich möchte gerne Begleitung haben.» Ich ging arglos mit ihr. Als sie aber dann sagte, sie wolle in die Turnhalle, da fiel mir ein, dass ja dort die Toten vom Angriff alle lagen. Da wurde mir aber doch angst, die wollte ich nicht sehen. Dann würde ich danach noch mehr Angst vor dem Alarm haben. Ich sagte zu ihr, dass ich dann nachts davon träumte, da wollte ich nicht hin, aber sie meinte: «Ist ja Quatsch, stell' dich nicht an», da wollte ich mich auch nicht gerne schwach zeigen. Aber da standen wir auch schon in der Tür der Halle. Draussen lagen Särge aufgeschichtet. Ach, war das entsetzlich. Wäre ich doch

nicht mit Ilse gegangen. Die Halle war besät mit Leichen. Ich habe mir sie aber nicht weiter angesehen, nur eine Gruppe, die musste ich bemerken, denn die lag gleich neben der Türe. Da waren ein Mann und eine Frau, die ich aber z. Glück nicht genau erkennen konnte, ich sah nur die blutüberströmten und drecküberkrusteten Gesichter; aber zwei kleine Mädchen, vielleicht 5 Jahre alt, lagen noch da. Das eine so, als wenn es noch lebte, wie ein Püppchen, die Äugelchen zu, ganz süss, als würde es schlafen, und das andere hatte wohl unter dem Schutt gelegen, die Haare und das Gesichtchen waren ganz voll Lehm. An dem nackten Beinchen sah man noch ein Stück Strumpfband, und die Beinchen in den Strümpfen baumelten leblos herunter.»

## Hitlerbilder

«Man sieht kaum noch Parteiabzeichen auf den Jackenaufschlägen. (...) Und noch immer sind die Reporter unterwegs: Berlin ist gefasst! An Berlin zerbricht der Feind! Und noch immer Interviews, Jungenstimmen: Wir werden, aber klar.

Eiserne Rationen werden ausgegeben, die Leute reißen die Büchsen auf, fressen, erbrechen das ungewohnt fette Schweinefleisch. Und doch: Einmal satt gewesen sein. Der Volkssturm geht in die Stellungen an den Vorortstrecken, an der Ringbahn und hinter den Panzersperren. Werwölfe verscharren sich in den Parks. Hitlerbilder und die braunen Uniformen werden heimlich in Ruinengrundstücke geworfen, Orden und Ehrenzeichen vergraben. Zum ersten Mal russische Luftangriffe, dann die Stalinorgeln in den Aussenbezirken.»

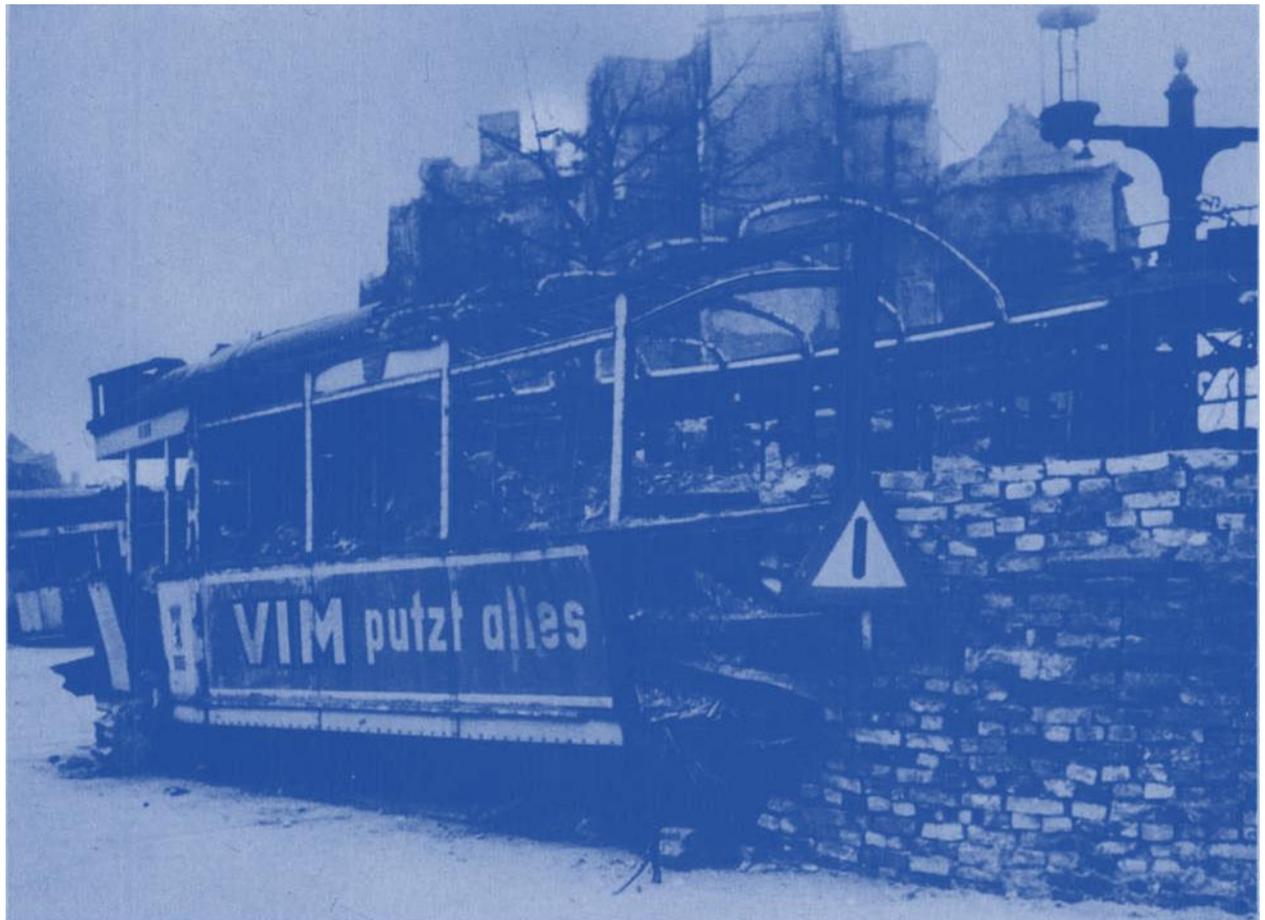
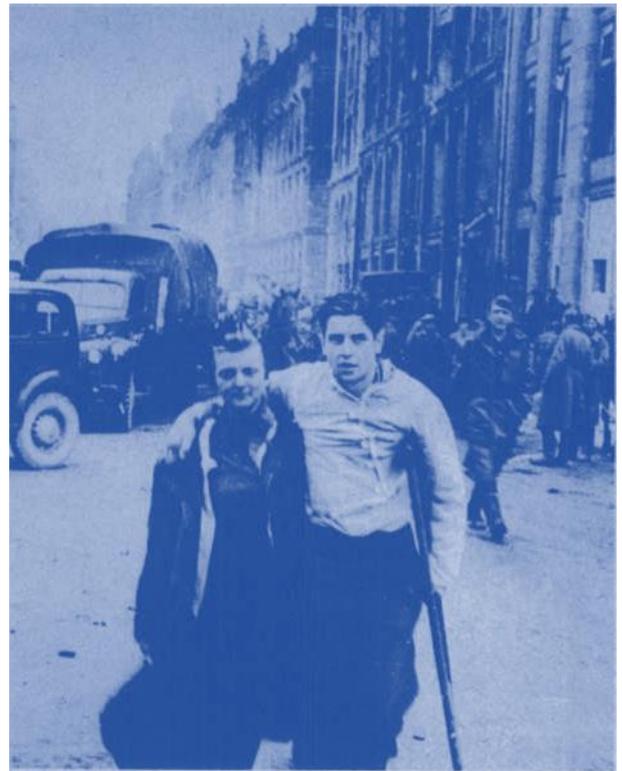


## Russkis, Amis, Tommies, weisse Fahnen

**Lienewitz, 30.4.1945:** Lebendiges Treiben auf unserem Hof. Wir sassen in der Küche und wärmten uns. Da kamen einige Russen und fragten, ob sie kochen könnten. Allgemeines «Ja». Dann fing es an: Klötze von Margarine, ein Eimer Schmalz, Fleisch und was man sich sonst noch denken kann. Mittags gab es Leber mit Zwiebeln. Wir mussten mitessen, soviel wir konnten. Abends Nudelsuppe mit einem Klumpen Rindfleisch, Brot in Hülle und Fülle und gebratenen Fisch (mit Handgranaten geangelt), im Fett schwimmend. Jetzt, wo ich schreibe, sausen Infanteriekugeln am Fenster vorbei. Das stört alte Frontschweine nicht. Wir leben wie die Made im Speck. Der Kommandant hat extra gesagt, wir sollen essen, was und wieviel wir wollen. Und das tun wir auch. Es will dunkel werden. Auf einmal setzt die Stalinorgel ein. Ihr kennt dieses Geschütz nicht. Es ist einfach nicht zu beschreiben. Ein Urtier mit tausend Kehlen. Ein entsetzliches Gebrüll. Die Orgel sendet Tod und Verderben. Und ein paar wahnsinnige SS-Leute am Leipziger Autobahndreieck halten dort eine Stellung. Schnake, Du kennst die Gabelung der Autobahn hinter Ferch-Seddin, wo es links nach Leipzig abbiegt. Gestern hatten sie 182 Tote, 72 Verwundete, und 35 wollten zu den Russen übergehen. Da sind 15 von den eigenen Leuten von hinten erschossen worden.

Morgen ist 1. Mai.

Euer Papi



**Lienewitz, 1.5.1945:** Gut geschlafen. Um 9 Uhr aufgestanden. Am fertigen Frühstückstisch Nudelsuppe mit Schweinefleisch, schmeckt ausgezeichnet. Hätte es nicht gedacht. Der Kommandant und verschiedene Offiziere kamen in die Küche, und wir haben russischen 1. Mai gefeiert mit Wein und Wodka, Fisch und Fleisch, gleich nach dem Frühstück. Alles eine grosse Freundschaft. Händedruck und nette Reden. Der Kommandant

sagte, er sei Bolschewist. Gebildete, anständige Menschen. Eben, 13 Uhr 30, Alarm. Die SS ist wieder verrückt geworden. Es wird gesagt, sie alle müssen sterben. Jetzt will ich ein Mittagsschläfchen halten und gegen Abend weiterschreiben, wenn ich meinen Tee mit 4 Löffel (!) Zucker getrunken habe. Nasdoje, Dobro noz. Gute Nacht. Euer Papi



**Erika S., Hamburg**

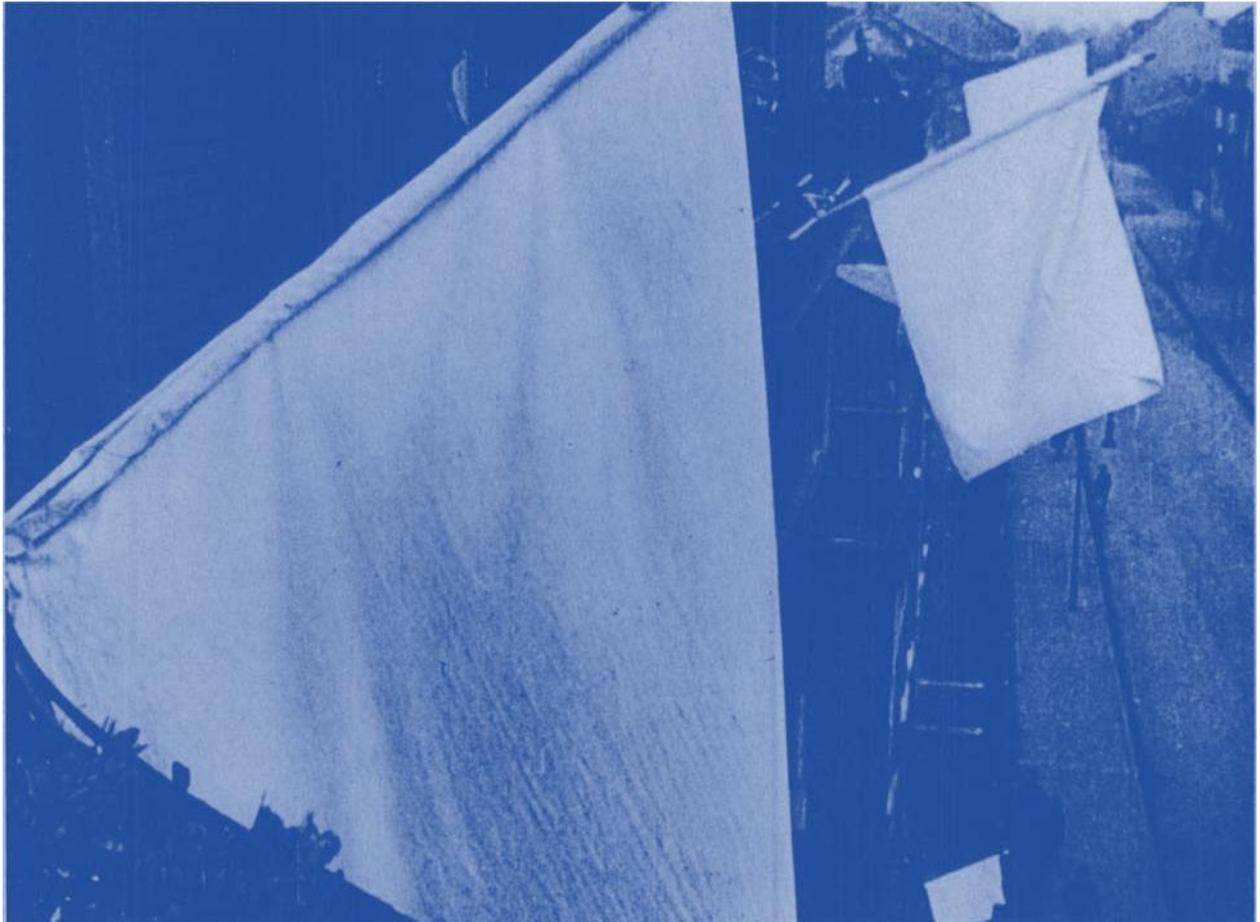
**4.5.45:** War das ein aufregender Tag! Um 7 V2 Uhr etwa fing es an, spannend zu werden. Auf der Strasse dröhnte es, wir liefen ans Fenster... und sahen die Bescherung. In der Jarrestrasse fuhr Fahrzeug hinter Fahrzeug, Panzer, Panzerspähwagen, Lastkraftwagen, Motorräder ... Und alles mit diesem Zeichen ☆, dem Stern. Soldaten in braunen Anzügen, mit den typischen flachen Stahlhelmen, über die ein Tarnnetz gezogen war, sassen dicht an dicht auf den Fahrzeugen. Es war eine wahre Pracht, und ich konnte diesen Anblick nicht genug geniessen. – Auch gegenüber standen die Leute an den Fenstern, auch dort noch die meisten in Nachthemden. Mütter trugen die Kinder auf dem Arm, um ihnen die Befreier zu zeigen, die grösseren Kinder drückten selbst ihre Nasen an den wenigen heilen Scheiben platt und konnten sich nicht satt sehen, mit aufgeregten Wangen und Gesichtern spähten sie auf die Strasse, blickten sie nach den fremden Soldaten, den «Feinden». Aber so unmenschlich sahen sie doch gar nicht aus!

**Sonntag, 15.4.45: Amerikaner!** Heute nacht kam ein Mann (im Bunker) und sagte: «Alle Uniformierten müssen sofort den Bunker verlassen.»

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich amerikanisch. Am Vormittag merkte ich nicht viel von den Amerikanern. Als wir aber zum Essen gingen, stand an jeder Ecke ein Panzer. Wie Amerikaner aussehen? Hedi denkt an das Gebäck! Sie untersuchen die Häuser nach Waffen und Uniformen, sind aber im Übrigen freundlich. Die befreiten Kriegsgefangenen klauen fürchterlich. Die amerikanische Fahne weht auf dem Rathaus. Ich muss auch schon einen Ausweis haben. Von abends 6 – morgens 7 Uhr ist Ausgehverbot. 200 m Bewegungsfreiheit vom Wohnort aus.

**Maria V., bei Kriegsende 14 Jahre alt:** Also, ich wollte weg. Ich wollte aus diesem Trümmerhaufen raus. Ich wollt' eigentlich damit nichts mehr zu tun haben. Also, der Aufbau, ich habe gedacht, das ginge viel schneller, und es ging nicht so schnell, und ich wollte leben.

Ich hab' mir immer so Illusionen gemacht: Draussen ist natürlich alles viel schöner, und am schönsten natürlich ist es in Amerika. Und war erpicht auf amerikanische Kleider und Bonbons und Kaugummi und Icecream und lauter so Geschichten. Es war aber auch unheimlich faszinierend zu der Zeit. Und die Musik vor al-



«Wie die Kolonnen der Amis und Tommies im Juli die westlichen Bezirke der Stadt besetzt haben. An den Strassen stehen viele und winken. Und die in den aufgeklappten Panzertürmen und in den Jeeps und auf den Lastern winken zurück, weisse Hände, schwarze Hände, No fraternization! Und wie Vater sagt: Du musst zu den Amis oder Tommies gehen, du kannst doch Englisch. Wir verhungern ja sonst.»

len Dingen. Oder wenn man an diesen amerikanischen Clubs vorbeikam, hat man immer diese Fetzen von Musik gehört, und das war für mich sehr aufregend, da wollt' ich immer rein. Und da gab's halt die Amiliebchen, die sind dann im Jeep manchmal mitgefahren, und das wollten wir natürlich auch, wir anderen, die jüngeren. Die hab' ich schon irgendwie bewundert, dass die da mitfahren konnten. Die trugen dann diese Kopftücher; damals trug man diese amerikanischen bunten Kopftücher. Bei uns war alles grau, grau und grün, grau und oh, schrecklich diese Kleidung. Es war fürchterlich, und die haben dann so schöne Farben gehabt.

**Am 24.5.1945:** Kühle Tage, und es regnet. Vorgestern wurde vor dem Kreishaus die amerikanische Flagge gehisst. Die Bevölkerung war zur Teilnahme aufgerufen worden. Als wir hinkamen, war es schon vorbei, ziemlich schlicht und ohne Aufwand. Heute waren 2 Engländer da und wollten das ganze Haus besuchen. Wir hoffen, dass unser Haus nicht beschlagnahmt wird. Ich fühle mich einsam und mein Herz ist schwer. (...)

**Am 10.6.1945:** (...) Im Radio hören wir wenig Musik, hauptsächlich aktuelle Sendungen, z.B. «Die Stimme Amerikas» sowie täglich 14 Std. englischen Sprachunterricht. 21.50 Uhr, Sonntagabend. Eben gibt es deutsche Schlager!



«In den beschlagnahmten Wohnungen werden Gelage gefeiert. Die Russkis benutzen die Badewannen als Latrinen, solche Schweine, wissens nicht besser! Gespött und Gehechel, jeder weiss irgendetwas. Andere sammeln die weggeworfenen Brotkranten und Papyrossis in Säcke. Süßliches braunes Brot, wer weiss, was da drin ist, aber es macht satt. Andere kratzen die Reste aus den Konservenbüchsen auf den Abfallhaufen. Und auch das: breite Gestalten, die vor Kindern knien: Dieti! Die Arme verlangend geöffnet, aber die Kinder pressen sich gegen die Beine der Mütter, bis die nach lauter Missverstehen und Gebärden das Kind ermutigen, die Hand zu geben. Die bärtigen Gesichter unter den erdfarbenen Mützen verziehen sich zum Lächeln, und die schweren Soldatenhände graben in Uniformtaschen und kramen braunen, klebrigen Zucker oder auch ein buntes Fetzen Papier hervor.»



«Zweimal hat Gabriele russischen Soldaten ausweichen können, die Uri! Uri! gebettelt haben, hat sich anderen Stadtwanderern für ein paar hundert Meter Weg zugesellt. Das Fabriktor, das hohe gusseiserne Tor, ist zugeschlossen. Zwei Posten gehen davor auf und ab. Stoi! ruft der eine, als sie ungefähr zwanzig Schritte vorm Tor ist. Die Fabrikgebäude stehen noch. Nur die Fenster sind herausgesplittert. Sie sieht, dass der Fabrikhof leer ist, die Lastwagen sind umgestürzt. Nix rabotta! ruft der zweite Posten lachend. Sie hat es gewusst, aber sie hat den Weg machen, hat sich vergewissern müssen. Der verdammte Wunsch, sich zu vergewissern, wie es weitergeht. Gehen Sie schon, ruft es hinter ihr aus einem Fenster. Schlimm ist das hier. Die feiern jede Nacht. Was hat denn hier ne Frau zu suchen? Der Posten winkt: Nix rabotta! Nix Frau komm! Lacht, fuchelt mit dem Gewehr. Warum Angst haben vor der Zukunft? Die sind die Sieger, aber wir leben noch, haben überlebt.»

## Vergewaltigung und die Angst davor

«Und noch immer freitags der Goebbels-Artikel: Mädchenschändungen in Schlesien, in Pommern, ein Vierzehnjähriger vernichtete drei Panzer, Interview: Wie war das, Dieter, so heisst du doch, eine heisere Jungenstimme: Wir waren im Chaussee-graben in Deckung, fünf Panzerfäuste hatte jeder von uns. In die Ketten werfen, ducken, das war eins! Du bist ein Held, Junge! Und Sie? fragt der Reporter, wie war das, Fräulein Helene? Na, sie kamen eben ins Dorf, und wir hatten Angst, und Mutter stand in der Küche und wollte sie nicht reinlassen, ja, und ich dachte, lieber sterben, aber dann ging die Tür auf, zwei so grosse, breit-schultrige, Uri, Uri sagten sie. Njet, nix, sagt Mutter, gar nix, aber da wirft sie der eine schon aufs Bett und der andere – ich schreie, beisse, meingott – Schluchzen auf Band. Und dann der Reporter: Fräulein Helene bittet für alle deutschen Frauen und Mädchen: Schützt unser Land! Auf dem Fabrikhof stapeln sich die Kisten, Messgeräte für den U-Boot-Krieg. Die Auftragsbü-cher sind noch voll, sagt der Werkmeister, als die Dicke um Ur-laub für einen Tag bittet, weil sie ihre Mutter aus Magdeburg holen will. Sie können mir das doch nicht verwehren, eine alte Frau allein, wenn da die Russen und die Amerikaner an der Elbe Zusammentreffen!

Woher wissen Sie das? schnauzt der Werkmeister, das ist Feind-propaganda!»

«– wovor denn noch Angst? Das deutsche Volk bleibt bestehen. Ein Mädchen im Nebenhaus hat sich aufgehängt, auf dem Dach-boden zwischen Löschsandtüten und Fässern mit brakigem Wasser. Nach der Vergewaltigung, heisst es.

Mutter hat Gabriele und Ulrike ins Zimmer der alten Frauen ein-geschlossen und die Tür mit einem Schrank verstellt. Ihr müsst euch verstecken! Sie durchsuchen ja Wohnung für Wohnung!

Nach Waffen, sagt Vater.

Mutter ist ruhig gewesen trotz der Aufregung. Du weisst doch. Das sind doch nicht bloss Gerüchte! Aber wenn sie euch finden, wehrt euch nicht!

Vater, Mutter und die alten Frauen haben dann im Flur gewartet – so jedenfalls erzählen sie nachher – weil die Soldaten ja schon im Haus waren, haben zugesehen, wie ihre Schränke und Betten und das Buffet durchwühlt wurden. Der eine Soldat hat das Klavier aufgeklappt und mit der gespreizten Hand auf die Tasten geschlagen. Ah, Bethovven, grosser Mann! Werr spielen? Du? Er hat auf den Vater gezeigt und als der verneint, auf die Mutter: Du spielen! Und sie hat sich ans Klavier setzen müssen. Bethovven, bitte! Ihr ist die Waldsteinsonate eingefallen, als hätte sie die eben zum letzten Mal gespielt, und sie hat zu spielen begonnen und der Soldat hat dabeigestanden. Sie hat fast den ganzen ersten Satz gespielt, bis der Soldat abgewinkt hat. Der andere Soldat hat Vaters abgewetzte Lederjacke mitgenommen. Das vergess ich nie, sagt Mutter, nachdem die Durchsuchung des Hauses abgeschlossen war und sie die Mädchen wieder aus dem Zimmer herausgelassen hat. Ausgerechnet die Waldsteinsonate!»

«Aber der Bäcker backt Brot. Sie haben dabeigestanden, als die Mehlsäcke von russischen Lastwagen vor den Ladeneingang ge-worfen wurden, Säcke mit eingewebten Namen pommerscher und ostpreussischer Mühlen. Die Mädchen und Frauen haben sich Asche in die Gesichter geschmiert, laufen in Tücher und Lumpen gehüllt, stehen an den Pumpen an, jede mit zwei Ei-mern, eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden, gefühllos vor Hunger und Hitze und Ruhr. (...)»

«Sonntags machen sie sich auf in die Mark. Mit der S-Bahn bis Spandau-West und dann zu Fuss. Sie ziehen Pferderüben, die niemand geerntet hat, drehen altgewordenen Rhabarber aus den Stauden, fragen nach Leinöl, nach Brot, zahlen mit dem Schmuck, den Mutter gerettet hat, wandern unter die Rucksäcke geduckt über die Landstrasse, werden von zwei jungen Russen mit Pistolengefuchtel und freundlichem Grinsen ins Quartier ge-trieben und entkommen dank der List der Bäuerin, die die jungen Soldaten wegschickt, Kameraden zum Feiern zu holen, und den Mädchen unterdessen den Fluchtweg zeigt.»



**25.10.48:** Immer noch, nach den drei Jahren, zittert unter den Arbeitern, höre ich allgemein, die panik, verursacht durch die Plünderungen und Vergewaltigungen, nach, die der erobert von Berlin folgten, in den Arbeitervierteln hatte man die Befreier mit verzweifelter Freude erwartet, die Arme waren ausgestreckt, aber die Begegnung wurde zum Überfall, der die Siebzighährigen und die Zwölfjährigen nicht schonte und in voller Öffentlichkeit vor sich ging, es wird berichtet, dass die russischen Soldaten noch während der Kämpfe von Haus zu Haus, blutend, erschöpft, erbittert, ihr Feuer einstellten, damit Frauen Wasser holen konnten, die Hungerigen aus den Kellern in die Bäckereien geleiteten, die unter Trümmern begrabenen Ausgraben halfen, aber nach dem Kampf durchzogen betrunkenen Horden die Wohnungen, holten die Frauen, schossen die Widerstand leistenden Männer und Frauen nieder, vergewaltigten vor den Augen von Kindern, standen in Schlangen an vor Häusern usw. Kuckhahn sah eine Siebzighährige, erschossen nach der Vergewaltigung, und er sah, wie ein Kommissar zwei Soldaten niederschoss, die geplündert hatten und ihn angriffen, als er sie zur Rede stellte, nach all den materiellen Verwüstungen, welche die Naziheere in ihrem Land anrichteten, werden die russischen Kommunisten jetzt auch noch den psychischen Verwüstungen begegnen müssen, die der Hitlerraubkrieg unter den eben erst in den Zivilisationsprozess Geworfenen, vom Zarismus entmenschten «Muschiks» angerichtet hat.

(N) erinnert, dass eine besondere Tragik darin liegt: es war für die Sowjets schwierig, ihre Heere zur Offensive zu bringen, die sozialistischen Lösungen und der Aufbau der neuen Wirtschaft ohne Konkurrenzkampf hatte die Massen friedlich gemacht, nun musste Überstürzt das Töten gelehrt werden; die alten Instinkte waren aufzurufen, ganz besonders in den Zurückgebliebenen Sowjetvölkern – die exzedierenden Regimente waren meist Bauernregimente von jenseits des Urals.

(Bertolt Brecht, Arbeitsjournal)



## Ideologische Stimmung

**Lehsen, 30.1.45:** Heute ist der Tag der Machtergreifung. Heute vor 12 Jahren ist unser Führer an die Führung des deutschen Reiches gelangt; heute vor zwölf Jahren fing Deutschlands grosse Zeit an, u. jetzt hat sie ihren Höhepunkt erreicht. An allen Seiten des Reiches steht der Feind u. rückt auf das Herz Deutschlands zu. In kurzer Zeit muss sich das Schicksal unseres Volkes entscheiden: entweder Aufstieg oder Untergang, bedingungsloser Untergang.

Wir müssen siegen, weil wir siegen wollen, weil das ganze deutsche Volk siegen will, mit jeder Faser seines ganzen Seins. Wir wollen siegen, weil wir die Grösse unseres Willens kennen u. weil wir von der Richtigkeit unserer Sache überzeugt sind.

Wir hoffen u. bangen für das Gute, für unseren Sieg. Und wir werden siegen u. leben u. glücklich sein, weil wir unser Schicksal in unsere Hände nehmen u. lernen, es zu gestalten. Wir werden in dieser Zeit zu Menschen, wieder zu richtigen, grossen Menschen, die den Ursprung des Menschseins kennen u. die gegen alle Lauheit ankämpfen.

Und wir stehen inmitten dieser grossen Zeit, bangen und beben mit jedem Geschehen, hoffen u. beten für unseren Sieg. Werden wir leben dürfen? In Glück u. Erfüllung leben dürfen? Oder ist es Wille der Vorsehung, dass wir für unseren Glauben untergehen?

Wir wollen gut werden! Wir haben unsren festen Willen dazu. Wir glauben an die Güte des Schicksals u. an die Grösse der Vorsehung.

In einer Stunde wird der Führer sprechen. Ich warte darauf, weil ich seinen Trost brauche, jetzt, gerade jetzt, in der schwersten u. entscheidendsten Zeit. Ich bange um meine Heimat, um meine arme, arme Heimat, u. um meinen Liebsten. Gott schütze mir beides vor dem Schlimmsten.

**Aus dem Tagebuch der Erika S., Hamburg:** War das eine herrliche Nacht!! Ich schlief so selig, dass ich immer nur dachte: «Hitler tot, Nazis tot! Hitler und die Nazis tot!» Und heute morgen dann ging es zur Schule. Auf dem Weg zum Borgweg hielt ich Ausschau, ob man noch Parteiabzeichen erblicken kann. Keines, wohin das Auge auch sah. Seltsam, kein Mensch weinte oder sah auch nur traurig aus, obwohl doch der geliebte, verehrte Führer, in dem die Vollidioten fast einen Gott sahen, nicht mehr lebte und die Knute aus der Hand legen musste. Seltsam... Das also war die verschworene Volksgemeinschaft, die *alles* für ihn, den Führer hingeben wollte! Aber so hatten wir es schon vorausgesehen, weil Nazis immer feige und das Volk nicht *lé* so begeistert war, wie erzählt wurde. Jetzt, wo der Drill aufhört, atmet alles auf.

## Kino, Oper, Theater, Vergnügen



«Und immer Flüchtlinge auf den Berliner Bahnhöfen, die Koffer mit Schnüren umwickelt, die Köpfe in Tüchern, plärrende, stinkende Kinder auf dem Arm und an der Hand, nach Westen! Nach Westen! Die Filmtheater sind überfüllt, Storm, farbig, Idyllen in Grün und blonde, herbsüsse Liebe, dazwischen Alarm, Menschenherden drängen aus dem Kino, die Vorstellung wird nach dem Angriff fortgesetzt, bitte, behalten Sie die Eintrittskarten!»

«Überlebenstage, Überlebenszeit. Fidelio im Opernhaus in der Kantstrasse. November. In Mäntel und Decken eingehüllt auf den Plüschsesseln im Parkett und in den Rängen, die Hände zwischen den Knien gefaltet beim Chor der Gefangenen. Freiheit. Was ist das, Freiheit? Gabriele hat einen Platz im dritten Rang. In ihrem blauen, abgetragenen Mantel mit dem karierten Wollschal um den Hals und der blauen Baskenmütze auf dem Kopf unterscheidet sie sich nicht von den anderen, die neben ihr, vor ihr und hinter ihr sitzen.»

**September 1945:** Das Ausgehverbot besteht noch immer ab ½ 11 Uhr abends. Aber kulturelle Veranstaltungen haben jetzt wieder begonnen. Es gibt Konzerte und poetische Vorlesungen, Liederabende und Theaterstücke, alles, was das Herz begehrt, sogar Tanzstunde. Nur bekommt man leider nie eine Eintrittskarte, wenn man keine Beziehungen hat. – Aus Mangel an Theatern (einige sind ja nur für die «Tommys» beschlagnahmt) finden teilweise Veranstaltungen in Kirchen oder Gemeindegäulen statt. – So ist jetzt das Leben hier in Hamburg.

**Ein Kind, Montag, 5.8.46. Uerdingen.** Heute war ich im Kino. Ich habe «Krach um Jolanthe» gesehen. Es hat mir gut gefallen. Auch die Wochenschau war anständig und nicht wie sonst vom Nürnberger Prozess. Das finde ich schrecklich langweilig.

«An einem wunderschönen, warmen Sommerabend waren Herr E., Adele und ich in unserem Garten. Ich hatte das Akkordeon mitgeschleppt und spielte. Zum Schluss sangen wir Volkslieder, und ich spielte dazu. Herr S. kam auch in kurzer Lederhose und schmutzigen Füßen von der Gartenarbeit, setzte sich auf ein paar Backsteine uns gegenüber und sang tapfer mit. Als die 4 aufeinandergetürmten Steine umfielen, purzelte er hintenüber. Als wir aufbrachen, muss es wohl schon Vz 12 Uhr gewesen sein. Der Mond stand voll und rund am Himmel – ein wunderbarer, sommerlicher Abend, der so harmonisch mit gemeinsam gesungenen Abendliedern endete. Nach allen Mühen und Sorgen des Alltags war das eine wirkliche Erholung und Entspannung. Ich war ein paarmal mit einem netten Kollegen zusammen: 1946 einmal im Kino («Träumerei»), ein Film über Robert Schumann, und einmal zu einem Konzert. Anfang 1947 waren wir zusammen zu einem Vortrag über Rainer Maria Rilke, dessen Lyrik wir beide sehr mochten. Diese 3 Begegnungen werden mir unvergesslich bleiben, denn sie hoben mich über den grauen Alltag hinaus.(...)»

«Der Glöckner von Notre Dame», «Unsere kleine Stadt», «Die roten Schuhe», «Die Kinder des Olymp», «Ninotschka», «Der dritte Mann» und «Die besten Jahre unseres Lebens». In der Schlusszene dieses Heimkehrerfilms, der viele Deutsche an das eigene Schicksal erinnert, streift der amerikanische Kriegsveteran Parrish seiner Braut Wilma den Ring mit stählernen Greifzangen auf den Finger, denn er hat keine Hände mehr. Auch das Theaterstück «Wir sind noch einmal davongekommen» des Amerikaners Thornton Wilder wird zum grossen Erfolg. Eine Familie rettet sich mit knapper Not aus Sintflut, Eiszeit und Bombennächten, um immer wieder von vorne anzufangen. Mancher deutscher Zuschauer schöpft aus solchen Stücken mehr Hoffnung als aus den Klageliedern der deutschen Nachkriegsliteratur. Die Freunde des Theaters sind auch von den Bühnen-



*Seiltanz über den Trümmern*

experimenten fasziniert, von der Einbeziehung des Zuschauer- raums in die Spielfläche. Das Bedürfnis, Neues auszuprobieren, wird auch durch die Raumnot gefördert. Die Wochenschau berichtet am 30. April 1948: «Theater im Zimmer nennt der Schau- spieler Helmuth Gmelin sein Unternehmen, das er in seiner Wohnung in Hamburg eingerichtet hat. Jeden Abend klettern fünfzig Besucher, denn mehr Plätze zählt der Zuschauerraum nicht, vier unbeleuchtete Treppen hinauf. .. Durch das Prinzip des Theaters ohne Rampe will der Regisseur intimsten Kontakt mit seinem Publikum erzielen.»

Zu den begehrtesten Lizenzen der Besatzungszeit gehört jene, einen Buchverlag betreiben zu dürfen. Die Münchner Verleger Reinhard und Klaus Piper zum Beispiel, die keiner nationalsozi- alistischen Parteiorganisation angehört hatten, erhalten am 4. Januar 1946 eine der ersten amerikanischen Lizenzen zur Wieder- aufnahme der Verlagsarbeit. Mit dem schäbigen Holzpapier, das den Verlegern von den Bewirtschaftern zugestanden wird, nehmen sie eine intensive Buchproduktion auf. Das Papier ist so knapp, dass manche Buchhändler Altpapier für neue Bücher ver- langen.

Wegen des ungeheuren Nachholbedarfs an Lesestoff, besonders an Übertragungen ausländischer Literatur, setzt der Verleger Ro- wohlft sogar Rotationsdruckmaschinen der Zeitungen ein und lässt «rororo»-Romane drucken. Fünfzig Pfennig kostet Tuch- olskys «Gripsholm» und Hemingways «In einem anderen Land». Ein sehr wichtiges Verlagsgeschäft sind die neuen Schul- bücher. Die Kriegs- und Heldengeschichten werden durch Mär- chen ersetzt.



*Der Alexander-Chor singt 1945 auf dem Berliner Gendarmenmarkt*



Der Nachholbedarf wird gedeckt: Schlangen vor den Kinos, in denen es endlich wieder Charlie Chaplins «Goldrausch» zu sehen gibt.

Links: Den ersten deutschen Nachkriegs film drehte Wolfgang Staudte bei der Defa: «Die Mörder sind unter uns» mit Hildegard Knef und Ernst-Wilhelm Borchert.

Unten: Eine der wichtigsten Strömungen des europäischen Nachkriegs films war der italienische Neorealismus, für den hier Rosselinis «Rom, offene Stadt» stehen soll (Giovanna Galetti und Harry Feist in einer Szene dieses Films).



## Kinder, Jugend

«Dass immer wieder Kinder abstürzen, die in den Ruinen herumklettern, um Gebäck herauszubrechen, Feuerholz, Winterholz. Dass Ulrike in der Schule russisch lernt – die russischen Emigranten der zwanziger Jahre sind mit eiiemmal wichtig geworden, wer kann sonst schon russisch? Die aus den Nationalbewegungen in Bjelorusland oder in der Ukraine von den Nazis an die Universitäten geholt worden waren, haben sich nach Westen abgesetzt oder müssen sich noch verbergen. Ulrike lernt auch deutsche Grammatik, wie Vater vorausgesagt hat, aber der Geschichtsunterricht ist gestrichen.»



«Wie sie das Haus noch gefunden hat in der Stuttgarter Strasse. Die Wohnung. Und die graue Lehrerin hat sie wiedererkannt. Sie waren beide so elend, dass sie geweint haben, als sie sich um den Hals gefallen sind. Wir sollten uns jetzt beim Vornamen nennen. Sie wissen ja sicher noch aus dem Lehrerverzeichnis, dass ich Elisabeth heisse. Vom Lager hat sie nichts erzählt. Nur, dass sie sich nicht nach Westen hat schleppen lassen. Es war ja doch Winter und die Strassen verstopft. Es war Glück dabei, sagt sie. Sie arbeitet wieder in der Schule, ein anstrengender Weg täglich bis Köpenick, bei den Verkehrsbedingungen! Aber die Schüler sind aufgeschlossen. Sind Jungen darunter, denen ein Bein oder Arm amputiert ist, ein Mädchen, das verschüttet war, Waisen, Halbwaisen, aber auch solche, denen sie die Väter weggeholt haben, weil sie Nazis waren.»

«Und wie sie mit Hunderten oder Tausenden ansteht, den Fragebogen studiert und erstaunt über die vielen NS-Organisationen eine Kolonne No untereinanderschreibt, nur einmal unterbricht: eingetreten in den BDM, ausgetreten aus dem BDM, und den Fragebogen abgibt. Und die hinter dem Schiefenfenster sagt: Ihr Jahrgang fällt doch sowieso unter die Jugendamnestie. Aber Sie müssen sich wiegen und röntgen lassen. Und ihr eine Anweisung für den Arzt gibt statt einer Arbeitsanweisung. Das Vorzimmer des Arztes erinnern, die gekerbten Gesichter, die Gerüche der kranken Körper, die verkrochenen Augen, die flinken Hände von Frauen, die Aufgeribbeltes stricken, das Blättern der Männer in Illustrierten, die noch aus der Nazizeit stammen. Und die Enttäuschung, als sie den Röntgenbefund bekommt und den Zettel für das Gesundheitsamt Tiergarten. Es ist den Besatzern nicht zuzumuten, dass TB-Kranke in ihrer Umgebung arbeiten, aber der Herd ist klein, den verkapseln sie, sagt der Arzt.»



## Plündern

«Und dann heisst es, die Kunsthonigfabrik wird geplündert, und die Ölmühle und die Lager von Bolle. Tausende drängen und stossen, zerren Ölsäcke auf die Strasse, rollen Honig- und Siruptonnen an den Bordstein, schlagen die Spunde ein, stemmen die Deckel auf, sprengen die Ringe von den Butterfässern, stehen knöcheltief in Sirup und Öl, schöpfen mit Töpfen und Gläsern und blossen Händen, einige erbrechen sich, andere knien vor den hitzegedunsenen Pferdekadavern, die nach der Schlacht liegegeblieben sind, reissen mit Vorlegemessern, Scheren und Taschenmessern Fleischfetzen heraus, werfen sie in die Körbe, wickeln sie in Lappen oder alte Zeitungen. Frauen suchen ihre Männer und Söhne, finden sie in anderen Stadtteilen wieder oder auch nur zwei, drei Strassen weiter. Alte Männer ohne Waffen, Jungen mit Messern und Jagdgewehren. Die Schuhe sind gestohlen, die Gamaschenwickel und Ledergurte sind gestohlen, die Toten liegen bäuchlings oder eingekrümmt, andere sind schon von Fremden vergraben worden.»

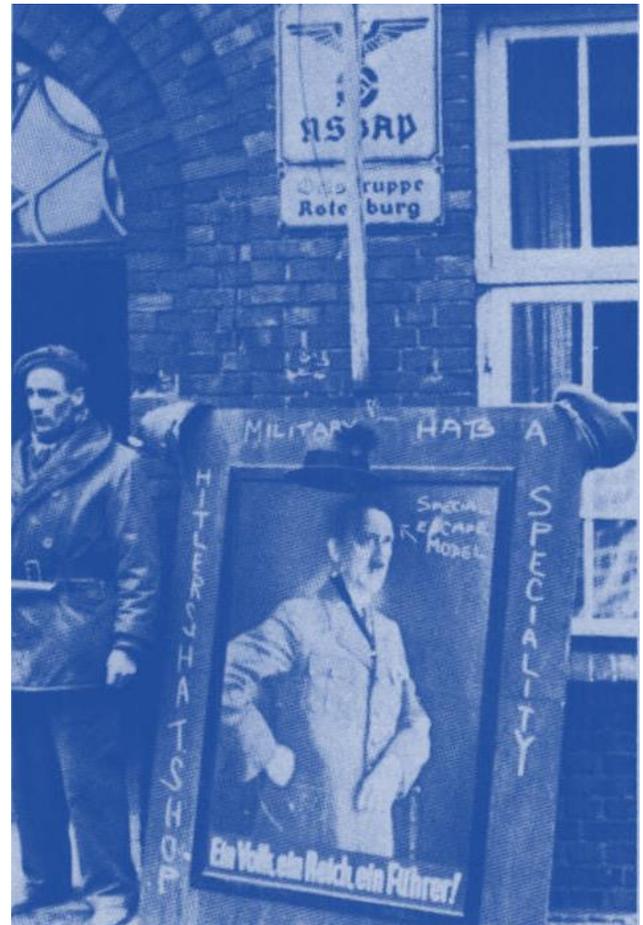


## Mode

Eine Frau, die in Krieg und Nachkriegszeit in Männerhosen und Uniformjacke gegen Trümmer angekämpft hatte, empfindet die Wiedereinführung des Korsetts und den konservativen Schleierhut nicht als Zwang, sondern als Wiederherstellung zivilisierter Lebensformen. «Die Frauen haben es satt, praktisch, männlich und sportlich zu sein. Sie wollen weiblich, gepflegt und anschmiegsam erscheinen», meint der Modeschöpfer H. Oestergard 1947.

1945 wurden Kleider aus verschiedenen Stoffresten zusammengenäht, das Leder der Schuhe genagelt, Kinderschuhe aus Bast angefertigt, Einkaufstaschen aus Pappe hergestellt, Weissblechabfall zu Puderboxen verarbeitet, Strickgarn aus aufgetrenntem Zuckersackgewebe gemacht, ein amerikanischer Mehlsack zu Kleiderärmeln verarbeitet und bestickt.

Und nach dem Produktionsstand jener ersten Nachkriegsjahre hatte ein Bewohner der britischen Zone nur alle 40 Jahre einen Anzug, alle zehn Jahre ein Hemd, alle vier Jahre ein Paar Socken und alle drei Jahre neue Schuhe zu erwarten.



April '45. Während Teile der Wehrmacht zu sinnlosem Widerstand gezwungen werden, haben die Sieger schon ihren Spass: Hitlers Hutladen. Neben der militärischen Kopfbedeckung das «besondere Fluchtmodell» des Frühjahrs '45: ein deutsches Jägerhütchen.

## Gutes Geld



«Es war wie Zauberei: das neue Geld war kaum verteilt, da gaben die Kühe plötzlich wieder Milch, die Hühner legten wieder Eier, die Kartoffeln wuchsen wieder. Was Hungerstreiks, Schweigemärsche, Erfüllungssolls und Strafandrohungen nicht vermocht hatten, gelang dem bunten DM-Papier: Gegen gutes Geld taten sich alle die geheimen Lager auf, in denen Fabrikanten, Grossisten und Einzelhändler die rarsten Waren deponiert hatten.

In Köln ergab eine Stichprobe bei einem Lebensmittelgrosshändler, dass 427'000 Kilo Weisszucker, 287'000 Kilo Mehl und 208'000 Kilo Nahrungsmittel nicht an die Einzelhändler ausgeliefert, sondern gehortet worden waren, um für neues Geld verkauft zu werden. (...) Die «Welt» schrieb: «24 Stunden nach der Währungsreform vollzieht sich das Wunder der Freigabe von Waren, die der deutsche Käufer jahrelang nicht mehr gesehen hat.» In Düsseldorf wurden «schöne Schnapsgläsern 5 Pf das Stück» angeboten, das Hessische Staatstheater in Wiesbaden bot Plätze im Orchestersaal für eine Mark feil.»



Die Ausstellung «Berlin baut auf» im Berliner Zeughaus im Februar 1946 zeigte, wie beispielsweise alte Glühbirnen wegen Rohstoffmangels aufgesägt und mit neuen Glühdrähten versehen werden können.

## Haushalt, «Notmaterial», Überleben

Im Bunker wurden im Frühjahr 1945 Strampelhosen und Babyjäckchen aus Heizungsisolationsmaterial gestrickt: Die Fäden wurden aus Zellulose-Binden, die man zum Isolieren von Heizungsrohren benutzte, gewonnen und miteinander verknötet.

(...) in Westdeutschland liege nur jeder dritte Tote in einem Sarg, nur jeder zweite Säugling mit Windeln in einer Wiege, und in einem Bericht des amerikanischen Ex-Präsidenten Herbert Hoover hiess es: «Was die Lebensmittel, die Heizung und die Unterkunft angeht, so ist das deutsche Volk auf den niedrigsten Stand gesunken, der seit hundert Jahren in der Geschichte des Westens bekannt ist.»

Haushaltsgeräte aus Weissblech-Abfällen, Kochtopfdeckel aus dem Deckel einer US-Konservenbüchse, primitive Gaskocher aus verschiedenen Abfallteilen, Topfdeckel aus dem Filter einer Gasmaske herausgeschnitten.

Wer ausgebombt ist, muss sich aus Abfallmaterial notdürftige Haushaltsgeräte basteln. Die Geschäftsleute halten die noch vorhandenen Waren bis zur Währungsreform zurück.

«Die Stunden, die Mutter und Grossmutter täglich nach Lebensmitteln anstehen, am Güterbahnhof, vor Kellergeschäften, Lagerräumen, oft genug von Gerüchten getäuscht. Die Stunden aufrechnen, die Vater an einem Handwagen baut. Er hat ein Kinderwagengestell aus einer Ruine mitgebracht, legt es mit Brettern aus, streicht Gestell und Bretter mit Aluminiumfarbe an, die er noch vorrätig hat. Mit dem Rest der Farbe streicht er die Klosettbrille silbergrau. Wegen der Fäule, sagt er. Natürlich blättert die Farbe ab und der Handwagen taugt nicht mal für ein Netz voll Kartoffeln.»

«Wie die Glaser und die, die einen Glasschneider besitzen, Bretter aufbocken an den Strassenecken, Glas anbieten, Glasbruch, und Leute aus der Umgebung mit ihren Fensterrahmen anstehen und warten, um ein paar Flickenstücke Glas und Fensterkitt zu erhalten und die Glasermeister oder die selbsternannten Glaser mit Reichsmarkbündeln bezahlen oder mit Lebensmitteln. Oder wie immer welche in den stinkenden Mülltonnen wühlen. Oder wie andere mit handgemalten Postkarten an den Ecken stehen, Blumen, Vasen, Falter. Kaufen Sie doch, schenken Sie Freude! Postkarten, die man doch nicht abschicken kann. Oder wie andere Fähren über die Spree einrichten, fünf Pfennig die Überfahrt, und immer sind da Wartende, Stadtwanderer auf der Suche nach Freunden, Verwandten, nach Arbeit und Lebensmitteln, und leisten sich die Überfahrt.»



1945 brechen Produktion und Versorgung (zumindest in Frankfurt) zusammen. Die Lebensmittelzuteilung liegt unter 1'600 Kalorien täglich, d.h. unter dem Existenzminimum zur Erhaltung der Körperfunktionen

bei völliger Ruhe. Care-Pakete aus den USA und der Schweiz stillen den schlimmsten Hunger und versöhnen mit den «Besatzern».

«Und den Herbst wahrnehmen, wie sonnig er ist. Das Korallenrot der Vogelbeeren. Die taugen zur Marmelade, weiss Grossmutter, bitter, aber gesund. Die Dolden von den Bäumen im Park schlagen, die Beeren klatschen auf den Boden, die sammeln sie in Blecheimer.»

«Vaters TB ist geheilt, und er wird auf dem Kohlenplatz der Briten beschäftigt. Er geht morgens und kommt abends wieder, verreckt, aber er hat ein Kantinenessen zusätzlich.»

«Bei der Arbeit in den Ruinen ziehen sie jetzt Jacken und Trainingshosen und Mäntel an unter den Schürzen. Versauen uns die ganze Garderobe für bessere Zeiten, schimpfen die Frauen.»

«Es war die Zeit, da in Frankfurt Vitaminpillen verteilt wurden und der Göttinger Universitätsprofessor Rein der Bevölkerung riet: «Wir müssen mehr schlafen, denn dadurch sparen wir Kalorien.»



Tagesration eines Normalverbrauchers 1945

## Heimkehrer

Nach Kriegsende kehren Evakuierte, Soldaten, Kriegsgefangene zurück. Notunterkünfte in Luftschutzkellern, Bunkern, Baracken und Behelfsheimen werden als «Wohnungen» gezählt.

Als Frau H. 1947 mit ihrem Mann aus Freudenthal im Sudetenland nach Offenbach flüchtet, ist ihr einziges Gepäck eine Handtasche mit Ausweisen, Passbild, einem Säckchen mit Heimat Erde, Fotografien von ihren Verwandten.

Erich Kästner beschreibt für das literarische Kabarett «Die Schaubude im Frühjahr 1947 die Heimkehr eines älteren Kriegsgefangenen:

Das ist die Heimkehr dritter Klasse,  
ganz ohne Lorbeer und Hurra.  
Die Luft ist still. Der Tod macht Kasse.  
Du suchst dein Haus. Dein Haus ist nicht mehr da.

Du suchst dein Kind. Man hat's begraben.  
Du suchst die Frau. Die Frau ist fort.  
Du kommst, und niemand will dich haben.  
Du stehst im Nichts. Das Nirgends ist dein Ort.



## Liebe, Sitte, Frauenüberschuss

Die extreme Zunahme von Scheidungen, unehelichen Geburten und Geschlechtskrankheiten (in Frankfurt z.B. das 30fache des Standes von 1939) dokumentieren die Lockerung der Sexualmoral in der Nachkriegszeit. Viele Frauen erleben diese Lockerung unter den Bedingungen von Not und Chaos nicht als Befreiung von Zwängen, sondern als Verrohung der Sexualität, als Verlust an Liebesromantik und Erotik.

Die Normalisierung des Lebens seit der Währungsreform 1949 führt zur Wiederaufrichtung einer strengeren Sexualmoral. Der burschikose Ton der Kameraderie zwischen Frauen und Männern gilt als Erbe der NS-Zeit. Strenge Anstandsregeln und Normen wie «Anmut» und «Ritterlichkeit» sollen dazu dienen, eine neue erotische Kultur zu gewinnen. Der Preis, den die Frauen für die Ritterlichkeit der Männer zahlen, ist die Rückkehr zu einem Rollenverhalten, nach dem «die Frau unten liegt».

Aus einer Reportage «Vor 12 Minuten geschieden» in «Constanze» 1948: «Gemeinsam verlässt man das Gerichtsgebäude, als käme man von der Post oder aus dem Kino. Als wäre nichts geschehen. ‚Er‘ halb Zivilist, halb Soldat. Auch ‚Sie‘ trägt Stiefel in Erinnerung an die ‚wehrhafte‘ Zeit und ist froh, dass sie welche hat.» Trotz drohender Diffamierung knüpfen viele Frauen und Mädchen Liebesbeziehungen mit amerikanischen Soldaten an. Verbunden sind diese Beziehungen mit der Hoffnung, das Elend zu lindern oder ganz herauszukommen. Als Glückspilz gilt, wer wirklich als «Kriegsbraut» nach Amerika mitgenommen wird.

Viele Frauen und Mädchen mussten sich damals prostituieren, um sich oder ihre Kinder vor dem Verhungern zu bewahren.



1946 warnt ein auf Holz gemaltes Plakat amerikanische Soldaten vor Prostitution und «Veneral Diseases» (Geschlechtskrankheiten). Die Buchstaben V.D. wurden im deutschen Sprachgebrauch zur Bezeichnung von Prostituierten als «Veronika Dankeschön».

**Aus dem Tagebuch der Gretel Leichlingen, 7.2.45:** Heute steht Deine Todesanzeige in der Zeitung, während wir vor wenigen Wochen erst unsere Hochzeitsanzeige aufgaben!

Immer und immer wieder muss ich sie kopfschüttelnd lesen und kann es einfach nicht fassen, dass Dein Name dort steht. Wie oft hast Du im Urlaub eine Zeitung zur Hand genommen und im Scherz gefragt, wann man 1945 gibt es in Deutschland 7 Millio-

Dich wohl mit einem Gefallenenkreuz einsetzt. Mir zitterte immer das Herz dabei, aber Du lachtest in jugendlichem Übermut und meinstest, dass «Deine Zeit» noch nicht gekommen sei. Nun ist sie aber gekommen, Robert, und hat Deinem jungen, blühenden Leben ein Ende gesetzt, noch ehe all Deine vielen Wünsche, die Du an die Zukunft knüpfstest, ihre Erfüllung finden konnten.



*Schalter im Ehevermittlungsbüro 1947*

nen, 1950 noch 4 Millionen mehr Frauen als Männer (55,6% der Bevölkerung ist weiblich). Dabei sind besonders die Jahrgänge der 20-40jährigen betroffen. Aus dieser Übermacht entsteht jedoch keine gesellschaftliche Vormacht der Frauen, sondern eine verschärfte Konkurrenz um den Mann.

Nach dem amerikanischen Vorbild der Pin Ups wird der Körper in optische Sexuelsymbole zerstückelt (Beine und Busen). Deren sexueller Reiz wächst mit ihrer in Zahlen ausgedrückten Grösse: lange Beine und grosser Brustumfang bringen die meisten Punkte bei der Misswahl.



**November 1946:** Schon am Polterabend, der übrigens ganz doll war (Vossi war mit 14 Klassenkameradinnen bzw. Volkstanzfreunden erschienen und trug entzückende Sachen vor, die AJ, die Jungsozialisten, die «jungen Sozialdemokraten» sowie Tante M., Onkel Otto und Tante Elsa polterten abwechselnd laut und schrecklich!), hatten wir feine Sachen bekommen: Damasttischdecke (Tante Paula), Aufwaschschüssel, Teekessel, Ledertuch (Vati und Mutti), elektr. Kocher, Schürze (Onkel Otto + Tante Elsa), Einholekorb, 100,- RM (Tante M.), geschnitzter Seemannskopf (Fritz A.), Holzleuchter, 1 Schale aus Holz und 1 aus Kristall (Frau Sch.), Babysachen verschiedenster Art von den Klassenkameradinnen.

Ja, und am Hochzeitstag kam dazu: Windhund + Irma: Schmortopf, Tischtuch. Oma Minchen: geklöppelte Decke + 200,- RM. Otto O.: wunderbare Kristallgläser: 12 Wein, 12 Bier, 6 Sekt + 6 Likör.

Tante Lide: Bergbach (Ölgemälde).

Arbeitskollegen: 1 Wäschtruhe, 1 elektr. Bügeleisen, 1 Wäschekorb und 1 Teekessel!

Aber jedenfalls war es eine wirkliche Friedenshochzeit. Unser Zimmer sieht inzwischen ganz reizend aus. (...)

«Meine persönliche Lage ist unverändert. Ich bin wohl nach aussen hin froh und ausgeglichen, aber im Innern sitzt eine schmerzende Wunde: die Ungewissheit über Adolfs Schicksal. Immer muss ich daran denken, wie es ihm gehen mag, ob er noch lebt und ob er vielleicht eines schönen Tages hier ankommt. Habe geträumt, dass Ernst gekommen ist. Hoffentlich erfüllt sich auch dieser Traum. Die quälende Ungewissheit über Ernsts und Adolfs Schicksal lässt mir keine Ruhe. Auch sehne ich mich nach einem bisschen Glück mit einem lieben Menschen.»

#### **Parlez-moi d'amour – Ein zerrissenes Tagebuch**

Lisa S., geb. 13.3.1922, Hamburg, Kontoristin. Seit 1950 verheiratet. 1944 lernt Lisa S. während der Verdunkelung Emile, einen belgischen Zwangsarbeiter, kennen. Eine heftige, kurze Liebesgeschichte beginnt in den Trümmern der Hansestadt; eine Liebe, die 1945 mit der Heimkehr Emiles nach Belgien zu Ende geht. Lisa S. musste die Seiten «mit Emiles Geschichte» aus dem Tagebuch herausreissen. Ihre Mutter wollte nach dem Krieg die Ordnung wiederherstellen. Lisa S.: «Das war eigentlich reiner Wahnsinn, denn das war ja schliesslich mein Leben..., das kann mir keiner mehr wiedergeben.» Ein Stückchen der Geschichte ist trotzdem im Tagebuch hängengeblieben.



«Der Verlobungskuss»  
9.Juni 1946

Maria Eiken

## «Das Brot der frühen Jahre»

Wie die Kalorien ihren Einzug hielten und aus Eicheln Kaffee wurde

Leningrad wurde nie von deutschen Truppen erobert. Trotzdem starben dort Hunderttausende an den Folgen der Hungerblockade der deutschen Angreifer.

Die Gefahr des Verhungerns blieb den Deutschen in den sechs Kriegsjahren erspart. Hungertote gab es in Deutschland in diesen Jahren nur in den KZ's, Zuchthäusern und Kriegsgefangenenlagern, in denen vor allem sowjetische Kriegsgefangene systematisch dem Hungertod preisgegeben wurden. Wenn man sie überhaupt ernährte, dann bestensfalls mit «Russensbrot», einer gebackenen Masse aus Sägemehl und Strohhäckseln.

Wenn auch ab 1943 Fleisch und Fett knapp wurde, was die Deutschen bis zur Niederlage des Faschismus als «Hunger» bezeichneten war nur das Gefühl des «nicht satt geworden seins». Schon bald nach Kriegsende erfuhren die Deutschen, dass Hunger etwas ganz anderes ist.

Der Hunger hielt in Deutschland Einzug mit den Armeen der alliierten Sieger. Sie brachten ihn notwendigerweise mit, denn sie trieben die faschistischen Heere aus dem besetzten Europa heraus, das bis dahin von diesen ausgeplündert worden war. Französischer Cognac und Camembert, holländische und dänische Milch, tschechisches Bier, weissrussischer Weizen und ukrainisches Sonnenblumenöl reicherten den Speisezetteln des «Dritten Reiches» an, das seit der Industrialisierung Lebensmittel trotz grosser Agrargebiete in Pommern und Ostpreussen importieren musste. Wenn auch seit Kriegsbeginn rationiert und über Karten zugeteilt: Es gab zu essen, was lebensnotwendig war.

Der Hunger brach nicht plötzlich über die Menschen herein. Als zwischen Januar und Mai 1945 in den verschiedenen Regionen Deutschlands der Krieg vorbei war, standen für einige kurze Tage dem Chaos und der

Anarchie manche Türen offen: «Die deutsche Bevölkerung wurde in den Tagen des Zusammenbruchs zum Selbstversorger und deckte sich aus den Lebensmittelbeständen ein, die sie in den Silos und Lagerhäusern vorfand. Und das war nicht wenig.»<sup>1</sup> Manchmal lag auch Nahrung, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, auf der Strasse: «Während noch deutsche Truppen in der Strasse lagen, kam jemand in den Keller gerannt mit der frohen Botschaft, draussen sei ein Pferd gefallen. Im Nu war das ganze Kellervolk draussen. Das Tier zuckte noch und verdrehte die Augen, da stachen schon die ersten Brotmesser und Taschenmesser in den Leib – selbstverständlich bei Beschuss. Ein Jeder schnitt und wühlte, wo er gerade angefangen hatte.»<sup>2</sup>

Die zusammengebrochenen Pferde waren bald verzehrt und die geplünderten Vorräte in die Töpfe gewandert. Magere Jahre begannen.



Ein totes Pferd wird ausgeschlachtet

Mit der Kapitulation des faschistischen Staates war auch das gesamte System der despotischen staatlichen Kommandowirtschaft zusammengebrochen. Mit dem zentralistisch aufgebauten «Reichsnährstand», einer landwirtschaftlichen Zwangskörperschaft, war in den Kriegsjahren die landwirtschaftliche Produktion erfasst und verteilt worden. Aufgrund der Betriebsgrösse, der Qualität der Böden und der Betriebsmittel wurde den Produzenten die Art der Produktion und die Produktionsmenge vorgeschrieben und die Abgabe überwacht. Verstösse gegen die Abgabevorschriften waren teilweise drakonisch bestraft worden. Illegales Halten und Schlachten selbst von Kleinvieh galt als «Kriegswirtschaftsverbrechen» und wurde immer wieder von der Justiz mit der Todesstrafe verfolgt. Auch das Vakuum, das die Auflösung der Lebensmittelbewirtschaftung hinterlassen hatte, musste von den Siegern, die für ihre Sektoren bereits Pläne einer Militärverwaltung ausgearbeitet hatten, gefüllt werden: «Sie werden Schätzungen darüber anstellen, welche Zuschüsse notwendig sind, um Hungersnot, die Ausbreitung von Krankheiten und zivile Unruhen zu vermeiden, die die Besatzungsstreitkräfte gefährden könnten. (...) Sie werden alle durchführbaren wirtschaftlichen und polizeilichen Massnahmen ergreifen, um sicherzustellen, dass die deutschen Hilfsquellen voll ausgenutzt werden und der Verbrauch auf dem Mindestmass gehalten wird. Sie werden nichts unternehmen, was geeignet wäre, den Mindestlebensstandard in Deutschland auf einem höheren Niveau zu erhalten als in irgendeinem benachbarten Mitgliedstaat der Vereinten Nationen», lautete die Direktive des amerikanischen Generalstabs an General Eisenhower, dem Oberkommandierenden der alliierten Armeen im Westen.

In dieser Direktive ist bereits die gesamte Ernährungspolitik der Amerikaner und Briten in den folgenden Jahren angelegt. Anders als der im kalten Krieg entstandene Mythos besagt, kamen die Amerikaner als Sieger, die einen hohen Preis bezahlt hatten, und nicht als freundliche GIs, die Schokolade an Kinder verteilen, auf einem Berg von Care-Paketen sitzen und mit den Millionen des Marshall-Plans winken. Sie kamen als strafende Sieger, und Ziel ihrer noch nicht entwickelten Ernährungspolitik war nicht die Versorgung mit dem Lebensnotwendigen, sondern die Vermeidung von «Seuchen und Unruhen». «Es muss den Deutschen klargemacht werden, dass Deutschlands rücksichtslose Kriegsführung und der fanatische Widerstand der Nazis die deutsche Wirtschaft zerstört und Chaos und Leiden unver-

meidlich gemacht haben, und dass sie nicht der Verantwortung entgehen können für das, was sie selbst auf sich geladen haben. Deutschland wird nicht besetzt zum Zwecke der Befreiung, sondern als ein besiegter Feindstaat...»<sup>3</sup>



Die «Versorgung aus eigener Arbeit und eigenen Hilfsquellen», die durch den Verlust der agrarischen Überschussgebiete östlich von Oder und Neisse eingeschränkt waren, überliessen die Sieger deutschen Behörden, die allerdings ihrer Militärverwaltung nachgeordnet waren. Eine staatliche Zentralgewalt gab es in Deutschland nicht mehr, somit auch keine zentrale Nahrungsmittelbewirtschaftung. Da aber eine Zwangsbewirtschaftung nach dem Fortfall vieler Produktions- und Bezugsquellen mehr denn je nottat, setzte auf alliierte Weisung der Wiederaufbau einer derartigen Verwaltung bereits im Mai 1945 ein. Von Sektor zu Sektor war ihr Aufbau verschieden. Im US-Sektor ging er von unten über Städte, Kreise und Bezirke nach oben zur Länderebene voran. Im britischen Sektor, der mit der Belieferung des Ruhrgebiets die grössten Probleme zu bewältigen hatte, durch Reaktivierung der alten, vom Faschismus 1933 geschaffenen Verwaltung. Dem «Zentralamt für Ernährung und Landwirtschaft» der britischen Zone stand der ehemalige Reichslandwirtschaftsminister der halbdiktatorischen Regierung Brüning vor, Mitglied der mit Hitler verbündeten Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) und ehemals pommerscher Rittergutsbesitzer, Hans von Schlange-Schöningen. Um die Effektivität einer eingearbeiteten Bürokratie zu sichern, wurden bei ihm auch belastete Spitzenbeamte aus der NS-Zeit weiterbeschäftigt.

Gedanken an eine demokratische Umgestaltung auch dieses Bereichs hat man sich dort nicht gemacht, auch wenn ein Hamburger Sozialdemokrat zum stellvertretenden Vorsitzenden dieses Amtes wurde, und sie wurde von den nur an der Funktionstüchtigkeit orientierten britischen Offizieren auch nicht gefordert.

Ein Nahrungsmittelausgleich über die Zonengrenzen hinweg erfolgte bis zum Juni 1946 praktisch nicht, dann wurden zwischen der britischen und der amerikanischen Zone Kartoffeln und Zucker gegen Fleisch und Fette eingetauscht. Mit der französischen Zone kam es erst nach der Währungsreform zu einem Austausch, mit der sowjetischen nie. So ergibt die Betrachtung der Ernährungsmittelsituation in Deutschland kein einheitliches Bild, und durch die unterschiedliche Lebensmittelzuteilung taten sich im Nachkriegsdeutschland «moderne Klassenunterschiede» (Der Spiegel 1948) auf.

13,2% der Bevölkerung gehörten zur Gruppe der landwirtschaftlichen «Selbstversorger», 6,6% zur Gruppe der «Teilselbstversorger» (Nebenerwerbslandwirte, Besitzer grösserer Gärten), 24,6% der Bevölkerung waren Kinder und Jugendliche, die eine geringere Zuteilung auf Karten, dafür aber Sonderrationen an Milch und ab März '46 in der britischen (April '47 in der US-, März '49 in der französischen Zone) eine tägliche warme Schulspeisung bekamen. 4,9% wurden gemeinschaftlich gepflegt (Insassen von Heimen, Gefängnissen etc.). 20,7% der Bevölkerung waren sogenannte «Zulagenempfänger» (Schwer- und Schwerstarbeiter, Politiker, ehemals Verfolgte etc). Zu dieser Gruppe gehörten auch die Bergleute an der Ruhr, denen theoretisch die höchsten Zuteilungen zustanden. Die restlichen 30% der Bevölkerung («Der dritte Stand» / Spiegel 1948) konnten nur die normalen Rationen erhalten. In der Statistik und im politischen Tagesgeschäft hiessen sie «Normalverbraucher», und mit dem Vornamen «Otto» gingen sie in die deutsche Umgangssprache ein. Die Rationen waren zum Leben zu wenig. Zum Sterben reichten sie manchmal aus, wenn man nur erhielt, was die Karte versprach. Im Jahre 1947 starben 160 der 700 Insassen der «Irrenanstalt» Düsseldorf-Grafenberg an den Folgen der mangelhaften Ernährung. Die Insassen hatten drei Monate ausschliesslich von wirklich gelieferten Kartenrationen vegetiert. Diejenigen, denen Besitz und Vermögen geblieben war, konnten sich zusätzlich Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt kaufen oder eintauschen. Lebensmittel, die allerdings der staatlichen Bewirtschaftung von den Produ-



zenten illegalerweise vorenthalten wurden oder aus öffentlichen und alliierten Beständen verschoben worden waren. Die circa 8 Millionen Flüchtlinge, Rentner, Ausgebombten und Stadtflüchtlinge, denen nichts geblieben war, hungerten. «In der schlimmsten Phase der Bewirtschaftung hat es 67 verschiedene Lebensmittelkarten allein in der Bizone gegeben. Neben 21 Karten für Verbraucher aller Klassen existieren 22 Sorten von Zulagen, 14 Arten von Berechtigungsscheinen, zwei Mehlkarten, zwei Milchkarten, zwei Bezugsscheine für Kartoffeln, eine Eierkarte und dreierlei Tageskarten.»<sup>4</sup> Dabei bekamen nach langem Schlangestehen vor Geschäften die Menschen oft weniger als ihnen zugesagt wurde. Ohne die erwarteten Lebensmittel nach Hause zurückzukehren, war ein Alltagserlebnis, das kaum jemandem erspart blieb.

Neben einem starken Stadt/Landgefälle in der Lebensmittelversorgung gab es auch starke Schwankungen in der Versorgung zwischen den einzelnen Zonen. In der Regel war sie in der US-Zone am besten. Zudem waren die USA die ökonomisch stärkste Macht und konnten mehr Lebensmittel als die anderen Alliierten liefern. Immer wieder erhielten während akuten Krisen Teile der Bevölkerung Proviant aus US-Army-Beständen: Trockenmilch und -früchte. In der britischen Zone musste das landwirtschaftliche Überschussgebiet Niedersachsen das Ballungszentrum Ruhrgebiet mit über 7 Millionen Menschen und dazu die Stadt Hamburg versorgen. Schleswig-Holstein hatte eine genau so hohe Anzahl an Flüchtlingen (circa 2 Millionen) zu ernähren wie «Altbevölkerung» und konnte kaum Überschüsse abgeben.

Von allen Zonen am schlechtesten gestellt war die französische. Nicht nur, weil das vom Krieg stark geschwächte und zerstörte Frankreich zu Lebensmittelbelieferungen nicht in der Lage – und auch nicht willens – war; aus der Produktion wurden auch noch erhebliche Mittel für Zwecke der Besatzungsmacht abgezweigt. So stellte der Baden-Badener Zentralaussschuss (für Ernährung) 1947 fest, «dass die Mehrheit der Bevölkerung der französischen Zone seit Beginn der Besetzung gezwungen ist, ihr Leben mit Rationen zu fristen, die nur etwa ein Drittel des durch den ehemaligen Völkerbund anerkannten physiologischen Minimums von 2'400 Kalorien betragen.»<sup>5</sup> Besserung trat in dieser Zone erst im Herbst 1948 (nach der Währungsreform!) ein, als die Entnahmen für die Besatzungsmacht ausblieben und auch in Ernährungsfragen der Anschluss an die britisch-amerikanische Zone, die Bizone, erfolgte.



*Kochen im Freien – nach 1945 kein Picknickvergnügen, sondern der Versuch, der drangvollen Enge der Notbewahrung zu entfliehen.*





*Anstehen mit Lebensmittelmarken  
Unten: Trittbrettfahrer auf Hamsterfahrt*



In der sowjetischen Zone hatte die Versorgung fast durchweg aus eigener Kraft zu erfolgen. Mecklenburg war ein agrarisches Überschussgebiet, aus dem der Ostsektor Berlin und das sächsische und thüringische Industriegebiet mit ernährt werden mussten. Trotzdem reichte die eigene Produktion nicht aus, und so lagen auch in der sowjetischen Zone die Rationen unter denen der Bizone. Durch Wettbewerbe und Leistungsanreize versuchte man die noch nicht kollektivierten Landwirtschaft zu höheren Abgaben und zu höherer Produktion zu motivieren. Die Strafen für Nichtablieferungen waren hoch. Schon früh wurde versucht, durch eine Bodenreform die Erzeugung zu steigern. Die bereits in der Entwicklung begriffenen Instrumente einer planerischen Wirtschaft vermochten auch schon einmal 30'000 Stück Rindvieh aus den von einer Missernte betroffenen südlichen Zonenteilen in den Norden, wo es einen Futterüberschuss gab, zu dirigieren und so Notabschlachtungen, die in die landwirtschaftliche Substanz eingegriffen hätten, zu verhindern. Auch in der sowjetischen Zone gab es Lebensmittelkarten, zunächst in sechs Zuteilungsgruppen. Über geringe Zuteilungen für die Gruppe der Nichtberufstätigen und Hausfrauen wollte man den Arbeitskräftemangel verringern und Nichtberufstätige zur Arbeitsplatzannahme bewegen. «Friedhofskarte» wurde diese extrem niedrige Zuteilung genannt, bevor sie 1947 abgeschafft wurde, als sich aufgrund der Bodenreform die Versorgung zu bessern begann. Neben Getreide war das zweite deutsche Grundnahrungsmittel jener Jahre die Kartoffel, schon seit Jahrhunderten die Basis der deutschen Küche. Ihre Zuteilung funktionierte nur sehr unvollkommen, weil sie ausschließlich aus eigener Produktion stammte. Da die Kartoffel nicht zu den Verbrauchern kam, kamen die Verbraucher zu der Kartoffel:

«Quer durch die britisch besetzte Zone Deutschlands, in der Richtung von Südwest nach Nordost und umgekehrt, geht seit vielen Wochen ein seltsamer Zug vor sich, der in seiner Unbeirrbarkeit an die Gesetzmässigkeit des Vogelzuges erinnert. Auch die Menschen, die hier ziehen, folgen einem Gesetz des Hungers und der Not... Viele Hunderte warten bereits zwei und drei Stunden vor der Abfahrtszeit auf dem Endbahnhof... Sie springen auf die Trittbretter, hängen sich an die Türgriffe, erobern sich einen Platz. Sie sind rücksichtslos und haben verschlossene Gesichter. Menschen, die sonst teilnehmend sein können, werden brutal. Es ist eine Vision, die sie treibt. In ihrer Vorstellung entsteht ein Bild: Sie sehen sich selbst mit lee-

rem Rucksack heimkommen. Hoffnungsvoll blicken ihnen Kinderaugen entgegen, über die jähe Enttäuschung fällt...

So fahren sie, und ihr Ziel ist die Gegend zwischen Celle und Lüneburg. Sie stehen viele Stunden im rüttelnden Zug, sie übernachten in Wartesälen, bleiben sechsunddreissig, achtundvierzig und mehr Stunden ohne Schlaf, sie kommen tagelang nicht aus den Kleidern, sie müssen Stolz und Scham in sich niederzwingen, wenn sie von Hof zu Hof gehen, und sie fühlen sich mit ihren Kartoffeln nicht sicher, ehe sich die Wohnungstür hinter ihnen geschlossen hat...»<sup>6</sup>

Auch andere Grundnahrungsmittel wie Zucker, Fett, Fleisch, Fisch und Milch stammten aus deutscher Produktion. Da die zugeleiteten Rationen zum Leben nicht reichten, war ein jeder mit der Lebensmittelorganisation ausserhalb der legalen Zuteilung beschäftigt. Unternehmen zahlten einen Teil der Löhne in Waren aus, damit die Belegschaft Gegenwerte zum Tauschen hatte. Viele Arbeiter blieben tagelang der Arbeit fern, um Lebensmittel zu beschaffen. Mancher wird sich nicht für «entfernte» politische Ziele engagiert haben, weil die tägliche Überlebensarbeit die ganze Person erforderte. Die Bergarbeiter, die mit ihrer Arbeit die Grundlage der Wirtschaft schufen, waren lange Zeit aufgrund von Unterernährung nur zu einem Drittel ihrer normalen Arbeitsleistung fähig. Das verschlechterte die Energie-situation, die auch Grundlage landwirtschaftlicher Produktion ist.

Im Krisenwinter 1947, nach einer Missernte, konnte ein grosser Teil der in Hamburger und Bremer Häfen angelieferten Getreideimporte nicht rechtzeitig in die Mangelgebiete geliefert werden, weil das Transportsystem noch nicht funktionierte. Während Millionen hungerten, drohte Getreide zu verderben, Kartoffeln zu verfrieren.

Der allgemeine Mangel hatte auch ethische Folgen. Solidarität im Grossen und im Kleinen zerbrach. Im Lande machte sich die «Moral der 1'000 Kalorien» breit, wie der linke Gewerkschafter Victor Agartz es formulierte. Rechtliche und sittliche Normen lösten sich auf. Illegale Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Heizmaterial wurde selbst vom Kölner Erzbischof Frings mit der theologischen Absolution versehen – «fringsen» nannte man damals den kleinen Diebstahl.

Von 1945 bis 1948 trat keine Besserung ein. Im Gegenteil: Missernten (1946/47) verschlechterten die Situation, Eingriffe in die Substanz, z.B. Abschlächtungen, verbesserten kurzfristig die Situation und führten mittelfristig zu starken Kürzungen der Fett- und

**Vorwort**

Dieses Büchlein will der Hausfrau einen Teil ihrer durch Kriegseinflüsse verloren gegangenen Rezepte und An-dacht, die schon einige Küchenpraxis hinter sich hat. Bei der Zusammenstellung wurde die derzeitige Verknappung aller Lebensmittel und Brennstoffarten in Betracht ge-zogen. Daher sind wir nicht von dem Man-nahme-standpunkt ausgegangen, da wir ja nur in der Lage sind, zu nehmen, was und wieviel wir haben. Es soll noch darauf hingewiesen...

## Brot-aufstriche



**Zutaten zur Grundtunke:**  
2 Eßlöffel Mehl, 1 Eßlöffel Fett,  
½ Liter Flüssigkeit (Bouillon,  
Milch oder Wasser), Prise Salz

**Zubereitung:** Man läßt das Fett heiß werden, gibt das trockene Mehl hinein, läßt durchschwitzen (nicht bräun-en) und löst mit der kalten Flüssigkeit ab, läßt unter Rühren 3 bis 5 Min. gar werden, mit Salz abschmecken. Während des Erkaltes der Grundtunke rührt man öfter um, damit sich keine Haut bildet, dann kann man sie zu beliebigem Brotaufstrich verwenden.

**Tomatenaufstrich**

**Zubereitung:** Die „Grundtunke“ wird mit Tomaten- und geriebener Zwiebel

## Suppen



zur Vervollständigung der Mahlzeit oder als Vorspeise

**Grundrezept für legierte Suppen**

**Zutaten:** 1 bis 1½ Liter Wasser oder Gemüsebrühe, 3 bis 4 Eßlöffel Weizenmehl zum Andicken, etwas Milch, Salz, Suppenwürze, Prise Zucker nach Geschmack

**Zubereitung:** Flüssigkeit zum Kochen kommen lassen, dann das mit Milch angerührte Mehl zum Andicken ein-laufen lassen und 3 bis 5 Minuten unter ständigem Rühren gar werden lassen. Hat man Eier, so gibt man die Dotter zum Verbessern erst ganz zum Schluß mit etwas Milch verrührt in die fertige Suppe. Das Eidotter darf nicht mit-diese legierten Suppen haben den Vor-zug ohne Fett sehr

Aus dem Kochbuch  
»Unser täglich Brot – in Zeiten der Not«  
1947



„Ich weiß selber nicht, wie es kam, Herr Doktor! Ich las in einem alten Kochbuch, und plötzlich habe ich es dann verschlungen!“  
Zeichnung: Manfred Schmidt

38

Fleischrationen. Zugesagte Lieferungen der Alliierten blieben aus. Im Schwarzmarkt ver-sickerten immer grössere Teile der Produk-tion. Die von den Alliierten zugesagten 1550 Tageskalorien wurden nie tatsächlich ausgegeben. Auch Seuchen konnten nicht verhin-dert werden, in Berlin brach die Ruhr aus, im Ruhrgebiet Typhus.

Und es kam zu Unruhen. Nach Protestkundgebungen in Nürnberg, Hannover, Hamburg und Stuttgart im Dezember 1946 und Januar 1947 spitzte sich die Streikbewegung vor allem im Ruhrgebiet zu. Im Frühjahr '47 wurde sie immer militanter und stärker. Als die Streikenden, die von der Militärpolizei be-kämpft wurden, die Verstaatlichung von Grossbetrieben und Volkskontrolle über die Nahrungsmittelversorgung forderten, verbo-ten die amerikanischen, britischen und fran-zösischen Militärverwaltungen alle weiteren Streiks und Demonstrationen: «Das Volk der Vereinigten Staaten kennt Ihre Ernährungs-lage, und es werden alle Anstrengungen ge-macht, um Ihnen Ihren Mindestbedarf zur Verfügung zu stellen. Die Frage der Geldzu-teilung für diese Zwecke liegt jetzt dem Kon-gress der Vereinigten Staaten vor. Jedoch müssen Sie durch Ihre Handlungen bewei-sen, dass Sie der Ausgaben würdig sind, die von den Vereinigten Staaten getragen wer-den müssen, um Sie vor dem Verhungern zu retten. Ich muss in aller Offenheit sagen, dass Sie in letzter Zeit Ihrer Sache geschadet haben. General Clay ist gerade von Wash-ington unterrichtet worden, dass im Kon-gress eine entschiedene Neigung besteht, sich weiteren Geldbewilligungen für Le-bensmittel zu widersetzen. Dies ist zurück-zuführen auf die jüngsten Berichte von Streiks, Androhungen von Streiks und einen gewissen Widerstand in der Haltung gegen-über den Richtlinien der Besatzung... Ver-gessen Sie nicht, dass nach den Gesetzen der Besatzungsarmeen und der Militärregierung die Schuldigen sogar mit der Todesstrafe be-legt werden können.»<sup>7</sup>

Der Hunger und die allgemeine Ausweglo-sigkeit versuchte man durch überliefertes Wissen und Improvisation zu überbrücken. Zahlreiche Rezeptheftchen und Ratgeber er-schienen in den Nachkriegsjahren, vielver-sprechende Titel wie «Gute Kost in magerer Zeit», «Das tägliche Brot in Zeiten der Not», «10 Pfund Eicheln sind 7 Pfund Eichel-mehl», «Vier Wochen ohne Küchensorgen» und «Schmalhans kocht trotzdem gut» ver-suchten Optimismus zu verbreiten und gaben Hinweise, die teilweise noch aus Erfahrun-gen der Grossmütter mit der allgemeinen Ar-mut herrührten. Die «Stunde Null» hat es

auch in diesen sehr deutschen Kochbüchern nicht gegeben. Viele stammten aus der Zeit des Faschismus. Auch dort war schon mit Ersatzstoffen (oder, wie sie positiver hieszen: «Austauschstoffen») versucht worden, den Schein eines Fortbestands der Esskultur aufrechtzuerhalten. Statt richtiger Buletten priesen die Ratgeber «Pilzbuletten»; statt Hasenbraten «falschen Hasen»; statt Kaffee «Kaffeersatz» auf Gersten- oder Eichelbasis. Fehlende Fleischrationen wurden durch Brühwürfel ersetzt. Erfindertisch war man, was eines der Hauptnahrungsmittel, die Kartoffel anging. Immer neue Kartoffelrezepte fanden Einzug in die Kochbücher, und es gab Spezialbroschüren wie «Was man aus der Kartoffel alles machen kann». Ebenso erfindertisch zeigte man sich in bezug auf Brot und beim Brotaufstrich. Da Triebmittel wie Hefe und Backpulver zur eigenen Brotherstellung nicht zu haben waren, wurden Pilzkulturen gepflegt und an Nachbarn, Verwandte und Freunde weitergereicht. Eine Wende in der Lebensmittelversorgung erfolgte in den Westzonen erst mit der Währungsreform, die gleichzeitig die Integration dieses Teils von Deutschland in Amerikas «Bollwerk gegen den Kommunismus» einleitete. US-Marshall-Plan-Gelder für die Industrie standen zur Verfügung. Mit den jetzt nicht mehr so stark reglementierten Exporten konnten Lebensmittel von einer jetzt von

alliierten Bevormundung freien Nahrungsmittelverwaltung eingekauft werden. Der Austausch von Industrieprodukten und Rohstoffen gegen Lebensmittel, wie er für das Industrieland Deutschland notwendig war, funktionierte wieder. Selbst exotische Nahrungsmittel wie Kaffee und Südfrüchte waren gegen Industrieprodukte «Made in Germany» erhältlich. Von nicht ganz vier Hungerjahren blieb den Deutschen ein Trauma, das sich in den fünfziger Jahren auch in der Physiognomie der Menschen und den durchschnittlichen Konfektionsgrößen zeigen sollte. Der Volkswirtschaftler Leonard Miksch sagte schon 1948 eine «Fresswelle» voraus, der, wie er richtig vermutete, eine «Putz-» und eine «Wohnwelle» folgen würde. Das nicht ausgeteilte «Brot der frühen Jahre» wurde später verzehrt. Heinrich Bölls Erzähler Walter Fendrich durchwandert mit dem Hungertrauma das nächste Jahrzehnt: «Ich habe den Preis für alle Dinge erfahren müssen – weil ich ihn nie zahlen konnte – als ich als sechzehnjähriger Lehrling allein in die Stadt kam: Der Hunger lehrte mich die Preise; der Gedanke an frisch gebackenes Brot machte mich ganz dumm im Kopf und ich streifte oft abends stundenlang durch die Stadt und dachte nichts anderes als: Brot. Meine Augen brannten, meine Knie waren schwach, und ich spürte, dass etwas Wölfi-

ches in mir war. Brot. Ich war brotsüchtig, wie man morphiumsüchtig ist. Ich hatte Angst vor mir selbst...

Noch jetzt oft, wenn ich mein Geld abgeholt habe und dann mit den Scheinen und Münzen in der Tasche durch die Stadt gehe, überkommt mich die Erinnerung an die wölfische Angst jener Tage, und ich kaufe Brot, wie es frisch in den Fenstern der Bäckereien liegt: zwei kaufe ich, die mir besonders schön erscheinen, dann im nächsten Laden wieder eins, und kleine, braune, knusprige Brötchen, viel zu viele, die ich dann später meiner Wirtin in die Küche lege, weil ich nicht den vierten Teil des gekauften Brotes essen kann und mich der Gedanke, das Brot könne verderben, mit Angst erfüllt. «<sup>8</sup>

1 Der Spiegel, Jg. 1947, Nr. 13, S. 14

2 Anonym. Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen, Genf und Frankfurt/M., 1959

3 Direktive des amerikanischen Generalstabs vom 26.4.1945, zitiert nach: Schlane-Schöningen, Im Schatten des Hungers, Hamburg, Berlin 1955, S. 18

4 Die Welt, Berlin, 4.12.1973

5 zitiert nach Schlane-Schöningen, a.a.O., S. 265

6 Stuttgarter Zeitung, Juni 1946

7 aus der Rundfunkansprache von Oberst Newman, US-Gouverneur von Hessen, zitiert nach: Frauenalltag und Frauenbewegung von 1890-1980, Bd. 4, Frankfurt/M., 1980, S. 25f

8 Heinrich Böll, Das Brot der frühen Jahre, Erzählung, München 1984 (6. Auflage), S. 15



Noch Jahre nach dem Krieg kamen «Bino» und Speckaroma in die Wassersuppe



1947 im Strandkorb: Schlagler und Schlagkreme (eine schwachgesüßte Schaumspeise)

## Andreas Ludwig / Michael Wildt Schwarzmarkt

«Die Not ist meine schönste Zeit. Schon früh erkannte ich, welche Möglichkeiten der Mangel birgt, die Knappheit an allen Dingen.» (Siegfried Lenz: Lehmanns Erzählungen oder So schön war mein Markt. Aus den Bekenntnissen eines Schwarzhändlers.)

Im Deutschland nach dem Krieg war alles knapp: Essen, Wohnungen, Brennstoff, Gegenstände des täglichen Gebrauchs. Hunger war das grösste Problem der ersten Nachkriegsjahre. Die täglichen Rationen waren knapp, und oft konnte nicht einmal das notwendige Minimum an Lebensmitteln herbeschafft werden, selbst wenn man laut Rationskarte ein Anrecht darauf hatte.

Ernährungs- und Versorgungsfragen füllten die Spalten der Tageszeitungen, dazu Kochrezepte, dazu Mitteilungen der Ernährungsbürokratie über Gültigkeitstermine von Lebensmittelkartenabschnitten.

Die «Beschaffungskriminalität» stieg rapide an, vor allem Diebstahl und Raub.

Das, was wir heute unter dem Schwarzen Markt der Nachkriegszeit verstehen, ist in Wirklichkeit ein facettenreiches Bündel von individuellen und kollektiven Überlebensstrategien, aber auch von Grosskriminalität und Geschäftssinn.

«Gl Joe» lieferte die Leitwährung Zigarette, seine Vorgesetzten bei der Militärverwaltung leisteten durch die Einrichtung von Tauschzentralen (in Berlin «Tauze» genannt) dem Schleichhandel Vorschub. Deputatverteilungen für jeden einzelnen und Kompensationsgeschäfte für ganze Fabrikbelegschaften waren geduldete Formen des grauen Marktes, und beim eigentlichen Schwarzhandel reichte das Spektrum von der Selbsthilfe bis zum Penicillinschieber. Hamsterfahrten waren die wohl häufigste Variante illegaler «Geschäftstätigkeit».

Doch es lebte sich nicht überall gleich schlecht. Die Versorgung der Bevölkerung und das Preisniveau der Schwarzmärkte waren regional unterschiedlich. Trotz aller romantischen Geschichten, die heute über die «Schwarzmarktzeit» im Umlauf sind – die Zahl der Verhungerten lässt sich in den statistischen Jahrbüchern nachlesen.

### Leitwährung «Lucky Strike»

Die Zigarette wurde zur Hauptwährungseinheit jener Jahre, aber auch da gab es Unter-



*Kinder als Schwarzhändler*

schiede. Die sich anbahnende «politische Systemkonkurrenz» scheint sich auf dem Schwarzen Markt niedergeschlagen zu haben: US-Zigaretten standen hoch im Kurs, bis zu 6 Reichsmark kostete eine «Lucky Strike». Die russischen Zigaretten hingegen hatten weniger Prestige – Höchstpreis in Berlin 2 Mark 50. Die deutschen Zigaretten waren noch weniger begehrt, sie waren für eine Reichsmark zu erwerben.<sup>1</sup>

Für Nachschub sorgten die alliierten Soldaten. So liessen sich die Amerikaner Zigaretten von zu Hause schicken. Als am 26. Mai 1947 die Verfügung bekannt wurde, dass ab dem 1. Juni solche Sendungen verboten seien, brach nicht nur das Preisgefüge zusammen, sondern auch die Zigarettenversorgung: Bis dahin kamen täglich etwa 600'000 Zigaretten allein in den US-Sektor von Berlin, versandt von Exportfirmen in den USA, die für diese Möglichkeit der Soldaufbesserung grossformatige Werbung in amerikanischen Zeitungen betrieben.<sup>2</sup>

Die Verfolgung des Schwarzmarktes unter den amerikanischen Truppen sei lange Zeit unmöglich gewesen, weil zu viele hohe Offiziere in Geschäfte verwickelt waren, berichtet ein Zeitgenosse.<sup>3</sup>

Auch für Luxusgegenstände waren die Alliierten Lieferanten. Die Beschäftigung mit Schwarzmarktgeschäften soll Teile der amerikanischen Militärverwaltung lahmgelegt und zu erheblichen Disziplin- und Alkoholproblemen geführt haben (eine Schachtel Zigaretten, auf dem Schwarzen Markt verkauft, war fünfzig doppelte Whisky wert).

Im Ruhrgebiet waren die Alliierten gezwungen, Kompensationsgeschäfte (das heisst Bezahlung in Naturalien) zu dulden, weil nur so die Bergwerke in Betrieb zu halten waren. Die Kumpel samt Betriebsräten weigerten sich, die überlebenswichtige Kohle nur für Papiergeld zu fördern: dafür gab es nichts zu kaufen.

Die Versorgung der Belegschaft mit Lebensmitteln und Gebrauchsgütern wurde zur vorrangigen Aufgabe der Betriebsräte: Teile der Produktion wurden in grossem Umfang gegen Lebensmittel, etwa aus dem Münsterland, getauscht. Dazu erhielten die Arbeiter Teile ihres Lohns in Naturalien ausbezahlt. Schnaps- und Kohledeputate, Zinkbleche, alles konnte getauscht werden.<sup>4</sup> «Wir kriegten jeden Monat ein Paar Gummistiefel», berichtet ein ehemaliger Arbeiter einer Hamburger Fabrik. «Und wenn wir die Presse putzten – das war ein besonders schmutziger und anstrengender Job –, kriegten wir als Anreiz ein Paar Stiefel extra. Die Bauern waren auf die Stiefel besonders scharf. Einem Kollegen, der hatte bei Stade schon seine feste Kundschaft, haben wir unsere Stiefel mitgegeben. Dafür kriegte man Speck, Eier, Butter.»<sup>5</sup>

### Schwarzhandel

«Im Kontrast zu den Nachtlokalen und dem Schwarzhandel, über die viel erzählt wird, ist Berlin von Hungersnot und Krankheit bedroht. Die Ratten- und Insektenplage, die zerstörten Kanalisationen, der Mangel an Lebensmitteln und an Seife erhöhen die Typhusgefahr und bringen weitere Krankheiten, vor allem Dysenterie, mit sich...»<sup>6</sup> Aber die Nachtlokale und der Schwarzmarkt standen überhaupt nicht im Widerspruch zum Mangel. Der Mangel machte den Schwarzmarkt erst möglich – und lukrativ.

Auch mit Krankheiten liessen sich gute Geschäfte machen. Nicht nur im Film und nicht nur in Wien gab es den «dritten Mann», den Verschieber der neuen «Wunderwaffe» Penicillin.

Alle Zeitzeugen sind sich einig, dass auf dem Schwarzen Markt *alles* zu haben war. Die Schieber erschlossen sich ständig neue Quellen: Es wurde schwarzgebacken, schwarzgeschlachtet, Lebensmittelkarten schwarzgedruckt. Der 41jährige Buchdrucker Kurt B. erwirtschaftete beispielsweise mit gefälschten Lebensmittelkarten in weniger als einem Monat über einen Zentner Brot, um – wie Herr B. meinte – «meine Kinder satt zu kriegen». Dafür bekam er zwei Jahre Gefängnis.<sup>7</sup>

Gerade das völlige Fehlen eines Unrechtsbewusstseins – kein Wunder angesichts des extremen Mangels – war typisch für die Haltung der Bevölkerung in den Nachkriegsjahren. Der Konflikt zwischen Bauch und Gewissen war für einen grossen Teil der Bevölkerung – notgedrungen – entschieden.

Der Schwarzhandel reichte bis in die Verwaltungen und Regierungen hinein: Walter L. Dorn notierte auf einer Inspektionsreise durch Franken: «Ansbach. Der König des

Schwarzen Marktes. Kommt aus Berlin. Am 2. Mai '46 bot er dem Hauptmann der hiesigen Einheit 400 in bar für ein Radio, das man in den Staaten für 50 Dollar kaufen kann... Büroangestellter der Abteilung für öffentliche Sicherheit im Offiziersrang. Lläuft mit 4'000 Dollar in bar in der Tasche herum, prahlt vor den Mannschaften über einen Diamantring (für drei Schachteln Zigaretten) und eine Armbanduhr, die er für einen Laib Kommissbrot bekam... Und er ist bei der Polizeiabteilung und soll für die Unterdrückung des Schwarzen Marktes sorgen.»<sup>8</sup>

Die Korruption reicht bis in die höchsten Etagen der Ernährungsbürokratie: Am 8.3.1947 wurden in Berlin leitende Angestellte der Abteilung Ernährung des Magistrats sowie der Bezirksverwaltung Pankow im Sowjetsektor, der städtischen Berliner Grosshandels-gesellschaft sowie einige Gemüsegrosshändler wegen Schwarzhandels mit Kartoffeln und Gemüse von der Sowjetischen Militäradministration zu langen Haftstrafen verurteilt.<sup>9</sup> Und das war gewiss nur die Spitze des Eisberges.

Selbst die deutschen Länderverwaltungen waren zum Schwarzhandel gezwungen. Der «Spiegel» berichtete über die Festnahme ei-

nes Fahrers des Badischen Ministeriums, der dringend benötigte LKW-Reifen bei Continental in Hannover gegen Zigaretten «kompensieren» wollte. Der Fahrer wurde verhaftet. Aber woher das Ministerium die Zigaretten hatte und ob die dortigen Verantwortlichen bestraft wurden, schrieb der «Spiegel» nicht.<sup>10</sup>

Die Preisbildung eines jeden Produkts war ganz von den Marktmechanismen des Mangels bestimmt. Öffentliche Verlautbarungen, den Schwarzhandel unter härtere Strafen zu stellen, nutzten überhaupt nichts.<sup>11</sup> Kein Wunder, denn nach einer Meinungsumfrage beteiligte sich fast die Hälfte der Bevölkerung am verbotenen Tausch.<sup>12</sup> Alliierte Stellen und deutsche Polizei und Gerichte schoben sich regelmässig gegenseitig die Schuld an der unzureichenden Bekämpfung des Schwarzhandels zu. Während der Lohnstopp – im Interesse der Unternehmer – strikt durchgesetzt wurde, schlugen die Versuche des Berliner Magistrats, den Preisstopp zu überwaschen, fehl. Selbst auf den offiziell zugelassenen und streng kontrollierten Tauschmärkten stiegen die Preise fast auf Schwarzmarktniveau.



*Schwarzer Markt in der Bombentrichter-Landschaft*

## Tauschzentralen, Graue Märkte

Die offiziellen, von den Alliierten durch Befehl vom 13.9.1945 eröffneten Tauschzentralen entwickelten sich rasch zu sogenannten «Grauen Märkten». Die Idee, in Tauschzentralen überflüssige Haushaltswaren und Textilien (sogenannte Altwaren) von Privat verkaufen zu lassen, erwies sich in mehrfacher Hinsicht als Illusion und an den tatsächlichen Gegebenheiten der Nachkriegsjahre vorbeigeplant.

Die Marktordnung des Berliner Magistrats vom September 1945 erlaubte als Höchstpreis den (fiktiven) Neupreis vom 1. April 1945, Preisauszeichnung war Pflicht. Bereits im November wurden die Höchstpreise durch die alliierte Kommandantur herabgesetzt.<sup>13</sup>

Bis zum Jahresende 1945 wurden die Tauschzentralen von circa einer dreiviertel Million Menschen besucht, aber nur, weil dort unter Duldung der Alliierten alles «schwarz» zu haben war.<sup>14</sup> Das Preisamt des Magistrats war völlig überfordert, konnte den Schwarzhandel selbst in den wenigen Tauschzentralen nicht kontrollieren und forderte von den Alliierten deren Schliessung. Diese reagierten mit einer verschärften Preisgrenze (nur noch 75% des Neupreises von 1939 durften gefordert werden) und erhöhten die Strafbestimmungen; eine völlig verfehlte Massnahme, weil weder Polizei noch Gerichte sie durchsetzen konnten.<sup>15</sup>



*Kohlenklau und schwerbewachter Zuckerrüben-Transport*

## Hamstern

Die streng geahndeten Hamsterfahrten aufs Land bildeten eine wichtige Grundlage für die Versorgung der Städte mit Lebensmitteln. Während die kleinen Schieber Wurst und Kartoffeln in Säcken nach Hause schleppten, luden die Grosschieber in gut durchorganisierten Aktionen die Lebensmittel auf Laster und transportierten sie mit gefälschten Papieren in die Städte.

In Berlin waren Hamsterfahrten in die Umgebung wegen der vergleichsweise geringen Zahl von Gärten besonders wichtig. Allerdings war die Ausbeute hier besonders niedrig, weil sich die sowjetischen Besatzungstruppen im Gegensatz zu Engländern und Amerikanern zum Teil aus ihrer Zone ernährten, abgesehen davon, dass jede Hamsterfahrt mit einem illegalen Grenzübertritt verbunden war, der zusätzliche Strafen nach sich ziehen konnte.<sup>16</sup>

Auch die Hamburger fuhren in den ersten Nachkriegsjahren zu Tausenden aufs Land, um zu hamstern.

Aus den traditionell reichen Anbaugebieten des Alten Landes und der Vier- und Marschlande kam 1946 nur noch ein Fünf-



*Taschenkontrolle bei einer Schwarzmarkt-Razzia*



*Leitwahrung des schwarzen Marktes: die Ami-Kippe*

tel der Menge Obstes im Vergleich zu 1939 in die Millionenstadt. Auch die Gemüsezufuhr, die real quantitativ fast gleich blieb, verschlechterte sich qualitativ erheblich, da statt hochwertigen Gemüses vornehmlich Grobgemüse wie Kohl und Steckrüben auf den Hamburger Markt kamen.<sup>17</sup>

Das wenige, was blieb, wurde durch Schwarzmarkt und Hamstern dem Erzeugerverbraucher-Verkehr, wie ihn die Behörden nannten, weiter entzogen. Die britische Militärregierung schätzte im November 1946, dass ungefähr ein Viertel der Erzeugnisse allein aus den Vier- und Marschlanden der normalen Versorgung entzogen wurde.<sup>18</sup> Die gewerblichen Gemüsetransporteure dieser Region gingen im Juni 1946 sogar davon aus, dass zwischen 35 und 40% des Gemüses die Vier- und Marschlande schwarz verliess. Militärregierung und deutsche Behörden versuchten, mit drakonischen Massnahmen dieser Situation Herr zu werden. Schon im Sommer 1945, und auch in den darauffolgenden Jahren, wurden die Vier- und Marschlande sowie weitere Anbaugelände zu Sperrgebieten erklärt. Niemand durfte sie ohne Passierschein betreten, mitgeführte Lebensmittel wurden sofort beschlagnahmt, die Zufahrtswege streng überwacht. Die Polizei kontrollierte die ausfahrenden Lkw's, um zu verhindern, dass sie auf ihrem Weg zum Grossmarkt irgendwo «überschüssiges» Gemüse entluden.<sup>20</sup>

Dennoch konnten diese Massnahmen nicht verhindern, dass die hungernden Grossstädter Mittel und Wege fanden, Obst, Kartoffeln, Gemüse zu organisieren.

Allein in der Woche vom 23. bis 29.8.1945 beschlagnahmte die Polizei insgesamt 290 Zentner Obst und Gemüse.<sup>21</sup> Bei einer Sonderkontrolle auf dem Hamburger Hauptbahnhof wurden im September 1946 während einer einzigen Stunde 36 Personen mit 744kg Kartoffeln angetroffen.<sup>22</sup> 1947 wurden bei Strassenkontrollen, vor allem im Sommerhalbjahr an den beiden Elbbrücken, folgende Mengen sichergestellt: 62'937kg Lebensmittel, 120 Ferkel, 12 Pferde, 2 Rinder und 10 Schweine.<sup>23</sup>

Dabei trat die keimende Staatsmacht nicht zimperlich auf. «Die Polizisten waren in der Regel scharf. Ich hab' mal in Stade auf dem Bahnhof all meine Äpfel hinkippen müssen. Dann sind die mit Stiefeln darauf herumgestampft. Und ich war gerade froh, ein paar Äpfel ergattert zu haben.»<sup>24</sup> In einem Polizeibericht heisst es: «Die unbedingt notwendige Schärfe beim Durchgreifen gegen Schwarzhändler verursachte unter der betroffenen Bevölkerung Entrüstung und

führte teilweise zu wüsten Beschimpfungen und sogar Bedrohungen der Polizei-Beamten.»<sup>25</sup>

Das Massenphänomen Hamstern konnten Briten und deutsche Polizisten trotz aller «Schärfe» nicht verhindern. Die Züge in die Vier- und Marschlande, ins Alte Land wurden erst leerer, als sich Ende der 40er/ Anfang der 50er Jahre die Ernährungssituation verbesserte.

### Das Ende des Schwarzmarktes

In den Westzonen endete der Schwarzmarkt durch die Währungsreform vom Juni 1948. Die Beschränkung der Geldmenge (und damit der Kaufkraft) und das Auftauchen lange gehorteter Güter auf dem Markt sorgten dafür, dass kaum noch Engpässe in der Versorgung entstanden, zumal die Industrieproduktion 1948 schon wieder regelmässig verlief. Der illegale Handel beschränkte sich auf seine traditionelle Form, den Grenzschmuggel.

Anders in Berlin: Hier führte die Einführung der D-Mark zur Blockade der Westsektoren durch die Sowjetunion und damit zur extremen Verknappung vor allem von Lebensmitteln und Brennstoffen. Aber der Charakter des Schwarzmarktes veränderte sich. Die Westberliner Bevölkerung lebte von den ihr zugewiesenen Rationen. Der Lebensmittel-smuggel aus der Umgebung blieb gering, und nur wenige Westberliner nahmen das Angebot an, sich Lebensmittelkarten für den sowjetischen Sektor ausstellen zu lassen, der ja von der Blockade nicht betroffen war.

Dennoch blieb der Warenaustausch so rege, dass die Volkspolizei im November 1948 entlang der innerstädtischen Sektorengrenze siebenzig Kontrollstellen errichtete. Zum Warenverkehr waren jetzt Freigabebescheine erforderlich.<sup>26</sup>

Die Spaltung der Berliner Verwaltung ermöglichte neue Betrugsmöglichkeiten: So wurden in grossem Umfang aus Ostberlin Arbeitsbescheinigungen und Arbeitsnachweise verschoben, damit Westberliner darauf Lebensmittelkarten bekamen (in Berlin bestand Arbeitspflicht, seit August 1945 im Sowjetsektor, seit Januar 1946 in den Westsektoren).<sup>27</sup>

In Berlin veränderte sich der Schwarzmarkt zum illegalen Ost-West-Handel. Dabei spielten vor allem das unterschiedliche Preisniveau und die illegale Umtauschquote eine Rolle: 1 DM (West) = 7 Mark (Ost). So kamen zum Beispiel Textilien aus Sachsen billig nach Westberlin im Tausch gegen Güter, die in der DDR knapp waren. Der illegale Ost-West-Handel kam erst mit der Verschärfung der Grenzkontrollen in den frühen

50er Jahren zum Erliegen. Reste haben sich bis heute erhalten: In Westberlin wird die DDR-Mark zu einem Kurs von 1:2,5 getauscht.

Umfassende Darstellungen und präzise Untersuchungen zu diesem Thema fehlen bisher. Ernährungsfragen waren in der unmittelbaren Nachkriegszeit neben Problemen des Wiederaufbaus von zentraler Bedeutung.

Die hier zitierte Literatur hat die Funktion, dem Leser erste Hinweise zu geben. Sie ist keinesfalls vollständig! Wer anfängt, zu Fragen des Schwarzmarktes zu arbeiten, wird auf kaum zu bewältigende Mengen von Akten, Zeitungsnutzen und anderem Schriftgut stossen.

<sup>1</sup> Harold Hurwitz: Die politische Kultur der Bevölkerung und der Neubeginn konservativer Politik. Köln 1983 (= Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945, Bd. 1), S.32

<sup>2</sup> Der Spiegel v. 31.5.1947

<sup>3</sup> B.U. Ratchford, WM. D. Ross: Berlin Reparations Assignment. Round One of the German Peace Settlement, Chapel Hill, North Carolina 1947, S. 13f, S. 17f

<sup>4</sup> vgl. u.a. Bernd Parisius: Arbeiter zwischen Resignation und Integration. Auf den Spuren der Soziologie der fünfziger Jahre, in: Lutz Niethammer (Hrsg.): «Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist.» Nachkriegs-Erfahrungen im Ruhrgebiet. Berlin, Bonn 1983, S. 107-148

<sup>5</sup> Interview mit Herrn A. (Hamburg), 15.5.1984

<sup>6</sup> Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1060, v. 9.7.1945

<sup>7</sup> Der Tagesspiegel v. 19.7.1946

<sup>8</sup> Walter L. Dorn: Inspektionsreisen in der US-Zone. Notizen, Denkschriften und Erinnerungen aus dem Nachlass, übersetzt und herausgegeben von Lutz Niethammer. Stuttgart 1973, Vorwort des Hrsg., S.75. Dorn kontrollierte die lokalen Militärregierungen und deutschen Verwaltungen im September 1945 im Auftrag der US-Militärregierung.

<sup>9</sup> Berlin. Behauptung von Freiheit und Selbstverwaltung 1946-1948. Hrsg. im Auftrag des Senats von Berlin. Berlin 1959, Notiz vom 8.3.1947

<sup>10</sup> Der Spiegel v. 18.1.1947

<sup>11</sup> laut Befehl Nr. 138 des sowjetischen Stadtkommandanten wird bei Wirtschaftsvergehen die Militärgerichtsbarkeit angewandt. Vgl. Berlin, Behauptung, Notiz v. 9.10.1947

<sup>12</sup> in der britischen Zone. Der Spiegel v. 4.1.1947

<sup>13</sup> Berlin. Kampf um Freiheit und Selbstverwaltung 1945-1946. Hrsg. im Auftrag des Senats von Berlin. Berlin 1961, 2.Aufl., Notizen v. 25.10.1945 und 1.11.1945

<sup>14</sup> so die Einschätzung des Preismates des Berliner Magistrats, vgl. Berlin, Kampf, Notiz v. 21.12.1945

<sup>15</sup> vgl. Berlin, Kampf, Notizen v. 24.1.1946 und 16.2.1946

<sup>16</sup> Hurwitz, S. 23ff

<sup>17</sup> s. Hamburg in Zahlen. Hrsg. v. Statistischen Landesamt der Hansestadt Hamburg. Nr. 5. Jahrgang 1947 vom 9.8.47 «Die Versorgung Hamburgs mit Gemüse und Obst 1939-1946»

<sup>18</sup> Brief des Regional Governmental Officer an den Hamburger Bürgermeister vom 9.11.1946 (Staatsarchiv Hamburg Senatskanzlei II 788.40-9 1788)

<sup>19</sup> Brief des «Vereins der Gewerblichen Gemüsetransporteure aus den Marsch- und Vierlanden (in Gründung)» an Senatsdirektor Frank vom 26.6.1946 (Staatsarchiv Hamburg Senatskanzlei II 788.40-9 1788)

<sup>20</sup> siehe Anm. 18

<sup>21</sup> Bericht des Kommandos der Schutzpolizei Hamburg über den Einsatz der Polizei gegen den Schwarzhandel mit Obst und Gemüse in der Zeit vom 23.-29.8.1945 vom 29.8.1945 (Staatsarchiv Hamburg Senatskanzlei II 788.40-9 1788)

<sup>22</sup> Bericht des Enforcement Department Hamburg vom 12.9.1946 (Staatsarchiv Hamburg BEL I 377-10 B e18)

<sup>23</sup> Jahresbericht 1947 der Kontrollabteilung der Behörde für Ernährung und Landwirtschaft, Hamburg vom 9.1.1948 (Staatsarchiv Hamburg BEL 1377-10 B e10)

<sup>24</sup> Interview mit Herrn G., 25.1.84

<sup>25</sup> Bericht des Kommandos der Schutzpolizei... s. Anm. 22)

<sup>26</sup> Berlin, Behauptung, Notiz v. 9.11.1948

<sup>27</sup> Der Spiegel v. 6.10.1949

Georg Fülberth

## Davongekommen und hineingeraten

Der Weg der Westzonen von Grossdeutschland 1945 nach Klein-Amerika 1949



## Sicherheitspakt oder Pax Americana?

### Planungen vor der Kapitulation

Der Zweite Weltkrieg (1939-1945) brachte endgültig eine neue Hegemoniemacht an die Spitze der kapitalistischen Welt: die USA. Zugleich löste er einige der schwersten ökonomischen Probleme in den Hauptländern des Kapitals, dies allerdings nur vorläufig. Im Ersten Weltkrieg hatte das deutsche Grosskapital versucht, sich innerhalb der internationalen kapitalistischen Hackordnung einen «Platz an der Sonne» freizuschneiden. Das ging schief, und das deutsche Volk landete im Keller. Diesen musste es nach 1939 – als Herrenrasse verkleidet – ein zweites Mal aufsuchen, als Hitler einen neuen Anlauf unternahm. Dort war es allerdings dann nicht mehr ganz allein: Soweit dieser Kampf zugleich eine innerimperialistische Auseinandersetzung war, brachte er nicht nur die Zerstörung Deutschlands, sondern auch den Abstieg Grossbritanniens und Frankreichs und somit die eindeutige Dominanz der USA.

Die Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges beginnt mit der Weltwirtschaftskrise. Der kapitalistische Markt war nicht mehr imstande gewesen, der Überproduktion Herr zu werden. Sowohl die USA als auch das Deutsche Reich entwickelten daraufhin eine neue ökonomische Strategie: verstärktes Engagement des Staates als Investor und zur Stimulierung von Nachfrage. Im faschistischen Deutschland geschah dies vor allem durch die Ankurbelung der Rüstungswirtschaft. Die damit verbundene Staatsverschuldung musste wenig Sorge bereiten: Am Ende der Aufrüstung sollte ein Krieg stehen, dessen Eroberungen, insbesondere der Rohstoffe Osteuropas, imstande gewesen wären, die öffentlichen Finanzen wieder zu sanieren.

Auch die USA gingen Anfang der dreissiger Jahre zu verstärkter Wirtschaftstätigkeit des Staates über. Der «New Deal» des Präsidenten Franklin D. Roosevelt setzte auf sozialstaatliche Stärkung der Massenkaufkraft. Auf die Dauer konnte dies nicht ausreichen. Die Sozialpolitik musste durch die Eroberung des Weltmarktes ergänzt und abgestützt werden. Ideologischer Ausdruck dieser Strategie war das Konzept der «One World»: Die ganze Erde sollte praktisch in eine einzige Freihandelszone umgestaltet werden, in der sich die wirtschaftliche Überlegenheit der



Vereinigten Staaten dann gleichsam automatisch durchsetzen würde. Die Versuche des Deutschen Reiches und Japans, riesige eigene autarke Herrschaftsbereiche zu schaffen, standen diesem Ziel im Wege. Hier liegt einer der Gründe für den Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg. Danach lastete das militärische Engagement den Produktionsapparat aus. Die Wiederkehr einer neuen Krise war damit zumindest hinausgeschoben. Der Sieg über Deutschland und Japan eröffnete die Chance, dass diese auf absehbare Zeit – ebenso wie die verbündeten Mächte Grossbritannien und Frankreich – US-amerikanischen Waren- und Kapitalexporten offenstehen würden.

Parallel zur Umgruppierung innerhalb des Imperialismus tauchte allerdings ein neues Problem auf: die Stellung der kapitalistischen Welt zur Sowjetunion und den Staaten Osteuropas. Und auch die ökonomischen Gefahren, die der Krieg zeitweilig überdeckt hatte, waren keineswegs beseitigt, sondern kündigten sich wieder an.

Der Erste Weltkrieg und der Beginn des Zweiten Weltkrieges waren innerkapitalistische Konflikte gewesen, ein Sieg in diesem Kampf versprach zugleich Weltherrschaft oder Teilhabe an ihr. Dies änderte sich mit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion, deren erfolgreicher Gegenwehr und ihrem Gegenstoss bis nach Deutschland. Die führende kapitalistische Macht – nunmehr die USA – war nicht Weltherrscher, sondern sah neben sich eine neue, eine sozialistische Grossmacht.

Das Verhältnis zu ihr musste definiert und politisch organisiert werden. Der Zweite Weltkrieg hatte zwar Kapital absorbiert, dessen Überschuss sonst zu einer neuen grossen

Rezession geführt hätte. Doch schuf er auch neue Kapazitäten. Wurden sie in der Nachkriegszeit nicht ausgelastet, so drohte eine schwere Krise, die von vielen Experten tatsächlich vorhergesagt wurde. Umso dringender war die Durchsetzung des Konzepts eines weltweiten Freihandels, der «One World». Konnte die UdSSR in diese einbezogen werden? Wie stand es mit den Ländern Osteuropas, die von der Roten Armee besetzt waren? Für die USA boten sich hier drei Lösungsmöglichkeiten an:

a) Versuch, die Sowjetunion in ihren ökonomischen Einflussbereich einzubeziehen, ohne ihre politische Souveränität anzutasten. Auch gegenüber den anderen Staaten Osteuropas konnte wirtschaftliche Dominanz angestrebt werden, selbst wenn deren zumindest aussenpolitische Anlehnung an die UdSSR akzeptiert wurde. Dies wäre die Modifikation der «One-World»-Konzeption unter den Bedingungen der neuen Grossmachtstellung der Sowjetunion gewesen. Aussenpolitische Zusammenarbeit mit der UdSSR schien vereinbar mit gleichzeitiger Forderung nach universeller Geltung der liberalen Freiheitsgarantien (Freizügigkeit, Rede-, Versammlungs-, Pressefreiheit etc.) auch in Osteuropa,

b) Beschränkung des eigenen ökonomischen Machtbereichs auf Westeuropa und die unterentwickelten Länder. Dies setzte voraus, dass die dort getätigten Investitionen ausreichten, um auf den unter sowjetischem Einfluss stehenden Teil des potentiellen Weltmarktes «verzichten» zu können,

c) Schliesslich war auch eine Kombination der Varianten a) und b) denkbar: Sicherung des eigenen Dominanzbereiches in Westeuropa und den Entwicklungsländern, danach Versuch zur ökonomischen Durchdringung Osteuropas und der UdSSR oder sogar zu deren politischer und militärischer Niederwerfung.

Der US-amerikanische Präsident Roosevelt (1935-1945) verfolgte relativ konstant die Variante a). Deren Realisierung war vom Kriegsverlauf und der sich dort entwickelnden internationalen Stellung der Sowjetunion abhängig. Die USA traten erst im Dezember 1941 in den Krieg gegen Japan (nach dem japanischen Bombenüberfall auf Pearl Harbour) und Deutschland (Kriegserklärung

durch das Deutsche Reich) ein. Doch bereits vorher machten Proklamationen Roosevelts die Grundrisse der internationalen Ordnung und der innenpolitischen Prinzipien, deren Verwirklichung er anstrebte, deutlich.

In der «Atlantik-Charta» vom August 1941 entwarf er – hier zusammen mit Churchill – seine Vision der «One World». Hier wurde das Recht der Nationen auf Selbstbestimmung, gleichen Zugang zum Handel und zu den Rohstoffen der Welt gefordert. Die ideologepolitische Innenausstattung dieses Konzepts hatte Roosevelt bereits im Januar 1941 vor dem Kongress proklamiert. Als aussenpolitische Ziele nannte er die Durch-

setzung der «Vier Freiheiten»: Freiheit der Rede und der Meinungsäußerung, Freiheit der Religion, Freiheit von Furcht und Freiheit von Not. Die Atlantik-Charta richtete sich gegen Japan und Hitler-Deutschland. Aber sie berücksichtigte in keiner Weise mehr die Sowjetunion: Diese schien damals – im August 1941 – unmittelbar vor einer vernichtenden Niederlage zu stehen und wurde als Faktor der Weltpolitik nicht mehr in Rechnung gestellt. Die Realisierung der «One World» schien nach einer Niederringung des Faschismus auch unter Einbeziehung des Territoriums der ehemaligen UdSSR möglich. Diese Variante war nach dem sowjetischen Sieg von Stalingrad 1943

(31. Januar und 2. Februar 1943) nicht mehr zu halten. Roosevelt setzte jetzt auf die Möglichkeit einer Kooperation mit der UdSSR, ohne die Visionen der «One World» aufzugeben. Auf der Konferenz von Teheran (November/Dezember 1943; unter Beteiligung von Stalin, Roosevelt, Churchill) gestand er der Sowjetunion territoriale Garantien ihrer militärischen Sicherheit in Osteuropa einschliesslich einer Westverlagerung Polens zu. Dort wurde auch ein US-amerikanischer Plan für eine Zerstückerung Deutschlands in fünf Einheiten vorgelegt.

In der Roosevelt-Administration wirkten zwei Linien neben- und gegeneinander: Das



*Marlene Dietrich singt vor amerikanischen Truppen in Deutschland 1945*

Aussenministerium befürwortete die Abtrennung von Ostpreussen, Westpreussen, Danzig sowie Teilen Oberschlesiens an Polen, im übrigen aber sollte ein deutscher Staat, wenn gleich mit stark föderalisierter Struktur, erhalten bleiben. Die deutsche Wirtschaft müsse zwar internationalen Sicherheitskontrollen unterworfen werden, jedoch in stande sein, als aktiver Teil des Weltmarkts zu funktionieren. Der Finanzminister Morgenthau empfahl nicht nur Gebietsabtretungen im Osten, sondern auch im Westen, die Errichtung einer internationalisierten Zone, Aufteilung des Restes in zwei unabhängige Staaten und die Rückverwandlung des deutschen Territoriums in ein Agrarland. Das hätte die deutschen Kapitalisten zwar als Konkurrenz ausgeschaltet, den Bauern und der Restgruppe der Arbeiter aber wohl kaum genug gelassen, um sich Coca Cola kaufen zu können. Roosevelt ersetzte dieses Konzept, das er zunächst akzeptiert hatte, im September 1944 durch die Direktive JCS 1067 zur Instruktion der künftigen Befehlshaber in Deutschland. Sie kombinierte Elemente des Morgenthau-Plans mit den Vorstellungen des Aussenministeriums.

Die britische Kriegszielplanung stellte sich ab 1943 auf die Errichtung einer europäischen Ordnung ein, die zwar eine stärkere Stellung der UdSSR akzeptieren musste, diese aber zugleich in Schach halten sollte. Noch im Herbst 1944 hatte Churchill den Humor, Stalin eine Festlegung der Einflussaktien zwischen der UdSSR und Grossbritannien auf dem Balkan nach Prozentpunkten vorzuschlagen. Die deutsche Wirtschaft sollte im übrigen als Konkurrent ausgeschaltet, als Abnehmer aber erhalten bleiben. Zeitweilig trugen Premierminister Winston Churchill und Aussenminister Anthony Eden Überlegungen zur Aufteilung des Reiches vor: Das Rheinland sollte von Deutschland abgetrennt, Bayern entweder selbständig oder mit den anderen süddeutschen Ländern, Österreich und Ungarn zu einem «Donaubund» vereinigt werden.

Die Bewegung des «Freien Frankreich» unter Charles de Gaulle zielte auf Wiederherstellung einer kontinentalen Vormachtstellung unter Anerkennung sowjetischer Sicherheitsinteressen. Auch hier wurde ein Zerstückelungs-Puzzle angeboten: Abtrennung des Saarlandes und des Ruhrgebiets, Autonomiestatus für das gesamte linksrheinische Territorium.

Die sowjetischen Kriegsziele waren durch ein zentrales Ziel bestimmt: Sicherheit vor einem neuen Angriff. Die Errichtung von Regimen in Osteuropa, die mit der UdSSR eng verbunden waren, diente diesem Zweck. Ein

zweites Ziel war die rasche Erlangung umfangreicher Reparationen für die ökonomisch ausgeblutete Sowjetunion. Stalin ging offensichtlich während des Krieges nicht von der Erwartung aus, nach dem gemeinsam mit den USA und Grossbritannien erkämpften Sieg ganz Deutschland beherrschen zu können. Dem sowjetischen Sicherheitsinteresse hätte eine Einbettung des um die Ostgebiete verringerten und von den Siegermächten kontrollierten Reiches in eine Sicherheitszone von Skandinavien bis Italien (einschliesslich Ungarns und der Tschechoslowakei) entsprochen. Konnte das nicht erreicht werden, war die zweitbeste Variante die Einbeziehung der CSR und Ungarns in den volksdemokratischen Bereich und gemeinsame Kontrolle des reduzierten Gesamtdeutschland durch die Alliierten. Dies hätte der UdSSR den Zugriff auf die Reparationen insbesondere aus dem Ruhrgebiet erleichtert. Einer von den Westmächten immer wieder vorgeschlagenen Teilung Deutschlands hat Stalin zwar bis 1944 nicht widersprochen, solange ein grundsätzliches Einvernehmen mit den USA möglich schien. Als sich der Ost-West-Konflikt in der Polenfrage Anfang 1945 abzeichnete, lehnte er erstmals im März 1945 die Teilung Deutschlands ab: Bei einer Ost-West-Spaltung wäre zwar ein sozialistischer deutscher Staat in der sowjetischen Besatzungszone entstanden. Zugleich aber hätte das Ruhrgebiet und der gesamte westliche Teil Deutschlands zur westlichen Einflussphäre gehört. Die Errichtung einer US-amerikanischen Dominanz dort musste die ökonomischen und politischen Gewichte zuungunsten der UdSSR verschieben. Die erste Bruchstelle zwischen der sowjetischen und der US-amerikanischen Politik bildete die Polen-Frage. 1943 hatte die UdSSR ihre Beziehungen zur in London residierenden bürgerlichen Exilregierung, in der sich die antisowjetischen Tendenzen der polnischen Vorkriegspolitik fortsetzten, abgebrochen. Stattdessen förderte sie das 1944 gegründete, ihr eng verbundene «Lubliner Komitee» und erkannte es als provisorische polnische Regierung an. Auf Drängen der USA wurde dieses Kabinett im August 1945 durch vier Vertreter der Bauernpartei und einen Sozialdemokraten erweitert. Diese Regierung ist dann sogar von den Vereinigten Staaten anerkannt worden. Inzwischen aber war die Polen-Frage bereits Gegenstand antisowjetischer Kampagnen in den USA.

Die Interessenlagen, welche vor allem durch die Planungen der USA und der Sowjetunion bestimmt waren, prägten die Vereinbarungen der Anti-Hitler-Koalition. Auf der Kon-



*Harry S. Truman, damals US-Vizepräsident...*

ferenz von Teheran wurde eine «Europäische Beratende Kommission» eingesetzt, die im September 1944 ein «Protokoll betreffend die Bestzungszonen in Deutschland und die Verwaltung von Gross-Berlin» erarbeitete. Es markierte den Verlauf der Zonengrenzen zwischen Ost und West und schlug die gemeinsame Präsenz der Siegermächte in Berlin vor. Auf der Konferenz von Jalta (4.-11. Februar 1945) wurde dieses «Zonenprotokoll» von Churchill, Roosevelt und Stalin zum Beschluss erhoben. Dort wurde auch ein «Kontrollrat» zur gemeinsamen Verwaltung Deutschlands eingerichtet. Er sollte ein Organ der Siegermächte zur gemeinsamen Verwaltung des niedergeworfenen Deutschland werden. Frankreich wurde zur Teilnahme am Kontrollrat eingeladen. Als dessen Amtssitz wurde Berlin festgelegt, das allerdings erst Anfang Mai von der Roten Armee erobert wurde. Die Konferenz von Jalta beschloss die Abtretung der deutschen Ostgebiete an



... mit der Schauspielerin Lauren Bacall 1945

Polen und die UdSSR, wobei die endgültige Regelung einem Friedensvertrag vorbehalten sein sollte.

Schon Anfang 1945 war klar, dass weder das US-amerikanische noch das sowjetische Maximalprogramm realisiert werden konnte. Eine bis nach Mittel- und Südeuropa reichende Pufferzone hätte niemals die Zustimmung Roosevelts und Churchills erhalten. Realisierbar erschien allenfalls noch die aus sowjetischer Sicht zweitbeste Lösung: Ein international kontrollierbares, entmilitarisiertes Gesamtdeutschland, dessen Ressourcen für Reparationen zur Verfügung standen.

In den USA verfloren gleichzeitig die Illusionen über die aktuellen Chancen einer den ganzen Erdball umspannenden imperialistischen «One World». Die Vereinigten Staaten hatten die Errichtung einer europäischen Zweiten Front bis August 1944 hinausgezögert – mit der Kalkulation, Kommunisten und Faschisten sollten sich in der Zwischenzeit möglichst gründlich gegenseitig an der

Gurgel halten. Im Endergebnis wurde damit allerdings der Sowjetunion nicht nur die Hauptlast des Kampfes, sondern auch Osteuropa überlassen. Jalta bedeutete deshalb nicht etwa die Teilung des Kontinents, sondern war nur noch die Ablichtung inzwischen geschaffener Tatsachen. Die nunmehr zu erwartende Gründung von Volksdemokratien in Osteuropa verschloss dieses absehbar dem kapitalistischen Weltmarkt. Es wurde klar, dass amerikanische Investitionen keineswegs über den gesamten Kontinent abregnen konnten und darum, sollte eine Überproduktionskrise vermieden werden, umso massiver im Westen konzentriert werden mussten. Wurden die Westzonen Deutschlands einbezogen, so bedeutete dies die Teilung des Reiches.

Auch dort waren lange vor der Kapitulation kluge Köpfe bei der Arbeit. Teile der herrschenden Klasse erwogen Alternativen zum Faschismus. Tatsächlich war die deutsche Grossbourgeoisie auch unter Hitler kein geschlossener Block, so sehr sie 1933 einhellig seine Machtübernahme betrieben und gutgeheissen hatte. Ein wichtiger Differenzierungspunkt war die Stellung zu den Westmächten. Hitlers Strategie war in erster Linie auf Ausdehnung im Osten gerichtet, er nahm aber auch den – zunächst für vermeidbar gehaltenen – Konflikt mit Grossbritannien, schliesslich sogar mit den USA in Kauf. Seit dieser Entscheidung – Kriegserklärung an Grossbritannien 1939, an die USA 1941 – bildete sich im deutschen Grosskapital eine zweite, «oppositionelle» Linie heraus. Sie setzte zwar weiterhin auf den Kampf gegen Sowjetrussland, hielt den Konflikt mit dem Westen aber für einen Fehler und peilte eine zukünftige antisowjetische Koalition mit Frankreich, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten an. Voraussetzung hierfür war allerdings der Sturz Hitlers. Dies war einer der Leitgedanken in der Mehrheit der Offiziere und Politiker, die Hitlers Beseitigung vorbereiteten und am 20. Juli 1944 losschlügen. Eine abweichende Position vertrat die Gruppe um den Grafen Helmuth James von Moltke («Kreisauer Kreis»), die einen Ausgleich mit dem Osten anstrebte. Sie hatte auch Verbindung zu illegal arbeitenden Sozialdemokraten. Die dominierende Figur unter den Planern im Umkreis des «Zwanzigsten Juli», der ehemalige Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler, befürwortete entschieden eine prowestliche und antisowjetische Aussenpolitik. Innenpolitisch war Goerdeler kein Demokrat: Er erstrebte nicht die Errichtung einer parlamentarischen Demokratie, sondern einen autoritären Ständestaat mit monarchischer Spitze.

Waren im Verschwörerkreis des «20. Juli» vor allem Fragen der Aussen- und Verfassungspolitik erörtert worden, so wandte sich eine zweite oppositionell-bürgerliche Gruppierung wirtschaftspolitischen Fragen zu. Einer ihrer führenden Vertreter war der Freiburger Professor Walter Eucken. Ebenso wie die emigrierten Ökonomen Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow ging er davon aus, dass die ungezügelt Marktwirtschaft mit der Weltwirtschaftskrise von 1929 gescheitert sei. Die Planungsansätze des deutschen Faschismus bezeichneten diese Professoren als totalitäre Zwangswirtschaft, die im Grunde ebenso sozialistisch sei wie die der Sowjetunion. Eine neue Wirtschaftsordnung müsse die Marktwirtschaft wiederherstellen, zugleich aber verhindern, dass diese zu Verelendung und Monopolbildung führe. Der Staat habe sich zwar prinzipiell aus dem ökonomischen Prozess herauszuhalten. Durch Kartellgesetze müsse er aber einer Selbstaufhebung der «Freien Marktwirtschaft» entgegenarbeiten und diese durch Sozialgesetze abpuffern. So könne aus der «Freien Marktwirtschaft» die «Soziale Marktwirtschaft» werden. Die Vertreter dieser Konzeption bezeichneten ihre Lehre selbst als «Ordoliberalismus», auch der Begriff «Neoliberalismus» wird zu seiner Kennzeichnung häufig gewählt.

Ähnliche Gedankengänge entwickelte in dieser Zeit der Wirtschaftswissenschaftler Dr. Ludwig Erhard. 1942 gründete er ein «Institut für Industrieforschung», das mit der «Reichsgruppe Industrie» beim Reichswirtschaftsministerium zusammenarbeitete. Im Kontakt mit Industriellen, die sich nun auf die deutsche Kriegsniederlage einstellten, verfasste er 1944 eine Denkschrift, in welcher er die Grundzüge einer «Freien Marktwirtschaft» entwarf. Diese Broschüre beeindruckte Carl Goerdeler so sehr, dass er in seinem politischen Testament empfehlend auf Erhard hinwies. Die «Reichsgruppe Industrie» sandte ein Exemplar der Denkschrift auch an den Stellvertreter des Staatssekretärs im Reichswirtschaftsministerium, den SS-Brigadeführer Otto Ohlendorf, der daraufhin mit Erhard Kontakt aufnahm. In ihrem Gespräch um die Jahreswende 1944/45 zeichneten sich Möglichkeiten einer zukünftigen Zusammenarbeit ab. Daraus wurde nun allerdings nichts, weil Ohlendorf nach der Kapitulation gleichsam nachträglich dabei ertappt wurde, 1941/42 als Leiter einer Einsatzgruppe die Ermordung von 90'000 Menschen in der Sowjetunion organisiert zu haben. Als er 1951 hingerichtet wurde, war Ludwig Erhard schon Bundeswirtschaftsminister.

## II

### Hier stirbt sich was und wird sich was Formierung in den Westzonen

Mit dem Kriegsende verschwanden die politischen Spitzen des deutschen Faschismus. Die Eliten in Wirtschaft, Hochschulen, Verwaltung, Justiz kamen meist für einige Zeit auf die Ersatzbank, wurden aber dann, als Fachleute ausgewiesen, wieder rangelassen. Zuletzt, nach 1949, kamen sogar die ehemaligen Wehrmachtmilitärs. Grundsätzlich gilt: Je später eine Institution in den Westzonen errichtet wurde, desto mehr altes Führungspersonal tauchte in ihr auf. Die Antifaschistischen Ausschüsse, in denen Sozialisten verschiedener Herkunft eine Einheitsorganisation aus Parteien und Gewerkschaften schaffen wollten, sind im Juni 1945 verboten worden. Ihre Eigenaktivität widersprach dem Prinzip der Militärdiktatur, die mit der Besetzung errichtet wurde.

Formell wurde ihre Auflösung meist damit begründet, dass ihre Existenz einen Verstoss gegen das Verbot parteipolitischer Betätigung darstelle. Nur in der französischen Besatzungszone, wo die Gründung von Parteien und Gewerkschaften noch später erlaubt wurde als in der britischen und US-amerikanischen, waren sie länger geduldet. Teilweise wurden die Ausschüsse von den Kommunalverwaltungen aufgesaugt, die als erste wieder eingerichtet wurden. An deren Spitze setzten die westlichen Besatzungsmächte häufig Politiker, welche schon am Ende der Weimarer Republik aktiv gewesen waren. Die Jüngeren waren entweder noch nicht entnazifiziert oder unpolitisch, noch in Gefangenschaft oder als Flüchtlinge und Heimkehrer auf der Suche. Eine offizielle Gründung von Parteien und Gewerkschaften wurde von den westlichen Alliierten erst spät und in Etappen, bei denen es zunächst nicht zu überregionalen Zusammenschlüssen kommen durfte, erlaubt. Die zunächst ernannten Landesregierungen bestanden zu meist aus älteren Politikern der Weimarer Generation.

Gegenprobe: Als nach 1949 der Auswärtige Dienst wieder eingerichtet wurde, stellte ein Untersuchungsausschuss des Bundestages fest, dass zwei Drittel der dort Beschäftigten alte Nazis waren. Die Gemeindevorstände, Magistrate und Landesregierungen, die 1945 von den Besatzungsmächten eingesetzt wurden, waren dagegen frei von ehemaligen Mitgliedern der NSDAP. Im Sinne der Anti-

Hitler-Koalition, der die Sowjetunion angehörte, und angesichts der unbestreitbaren Tatsache, dass die Kommunisten den grössten Anteil an den Leistungen und Opfern des Widerstandes hatten, wurden auf Gemeindeebene auch Mitglieder der KPD beteiligt. Auf Gemeindeebene wurde im Übrigen versucht, unter Ausschaltung der NSDAP an das Stärke Verhältnis, wie es bis 1933 bestanden hatte, anzuknüpfen. Häufig kamen so Sozialdemokraten in leitende Stellungen. In einigen Arbeiterwohngemeinden wurden auch Kommunisten Bürgermeister. Ein von der Besatzungsmacht eingesetzter (später wieder entlassener) kommunistischer Oberbürgermeister regierte in Essen. Die Personalauswahl erfolgte teilweise aufgrund von «weissen Listen», welche die Geheimdienste erstellt hatten, teils aufgrund von Empfehlungen der Kirchen, oft auch nach dem Gutdünken der lokalen Befehlshaber. So ergab sich letztlich doch häufig eine Bevorzugung konservativer Kräfte.

Die Genehmigung zur Gründung von Parteien lag bei den Militärbehörden, die davon unterschiedlichen Gebrauch machten. Die US-Amerikaner liessen im August 1945 in ihrer Zone Parteien zu, die Briten im September. Erst im Dezember 1945 war dies auch in der französischen Zone möglich. In der Lizenzierungspraxis bildete sich zunächst ein Vier-Parteien-System heraus: CDU (bzw. CSU), FDP (bzw. DDPD), SPD und KPD. Das Parteiensystem der Weimarer Republik konnte dabei nicht restauriert werden. Seine am steilsten aufsteigende Kraft ab 1930 war ja die NSDAP gewesen. Sie blieb verboten, ihre Mitglieder und Wähler erhielten nach der Entnazifizierung das Wahlrecht wieder und waren innerhalb des lizenzierten Parteiensystems (CDU, FDP, SPD, KPD) für die christdemokratische und die liberale Partei interessant. Hierdurch erklärt sich ein Teil des Aufstiegs der CDU und der CSU. In der Entstehung einer christdemokratischen Partei setzte sich ein Vereinheitlichungsprozess fort, der schon in der Weimarer Republik begonnen hatte. Nachdem ab 1930 die kleineren bürgerlichen Parteien faktisch verschwunden waren, blieben nur noch zwei grosse übrig: das Zentrum und die NSDAP. Beide waren «Volksparteien»: Sie waren an ihrer Spitze zwar nachweislich mit gross-



kapitalistischen Interessen verbunden, hatten unter ihren Mitgliedern und Wählern aber Menschen aller Klassen, das Zentrum auch viele katholische Arbeiter. Das katholische Zentrum stellte 1945 das Führungspersonal der neuen CDU. Es wurde ergänzt durch einige bürgerliche Politiker aus Parteien, die gegen Ende der Weimarer Republik entweder Splitterparteien waren oder doch zu solchen degenerierten (Deutschnationale Volkspartei, DNVP; Deutsche Volkspartei, DVP; Deutsche Demokratische Partei, DDP; Christlich-Sozialer Volksdienst). Ohne die CDU wären sie jetzt Offiziere ohne Armee gewesen. Alte Nazis hatten in den ersten Monaten in der Spitze der CDU keine Chance. In ihrem Vorstand tauchten sie erst 1950 auf, so etwa Kurt Georg Kiesinger. Als potentielle Wähler waren sie bedeutsam. Die Union wurde für sie attraktiv durch ihre enge



## Die SPD-Deine Panel!

Verbindung zu den Kirchen, die bei den westlichen Alliierten hohe Autorität hatten und deren Leumundszeugnis («Persilschein») in Spruchkammerverfahren helfen konnte. Die durch Politiker anderer Gruppierungen angereicherten Kader des Zentrums hatten allerdings nur eine Chance, Führer einer bürgerlichen Einheitspartei zu werden, wenn sie die konfessionale Enge der alten Partei abstreiften. Der Name «Christlich-Demokratische Union» symbolisierte sowohl das Bekenntnis zur kirchlichen Ideologie wie zur Einheit von Protestanten und Katholiken. Die Verbindung mit dem politischen Protestantismus brachte nicht so sehr Zugang aus der Bekennenden Kirche wie eine Übernahme der reaktionären Tendenzen, die ihn vor 1933 beherrscht hatten und dort von der Deutschnationalen Volkspartei und in der Deutschen Volkspartei vertreten wurden. Eine Wiedergründung des Zentrums unter dem alten Namen, vor allem im

Rheinland, blieb eine Splittergruppe. In der bayerischen CSU allerdings scheiterte deren Vorsitzender, Josef Müller, 1948 beim Versuch, sie interkonfessionell zu orientieren.

Der Aufstieg des späteren Parteiführers, Konrad Adenauer, begann in dem Moment, in dem seine bereits 1945 formulierte These von der Unausweichlichkeit einer Teilung Deutschlands und einer Auseinandersetzung zwischen kapitalistischer Freiheit und kommunistischer Diktatur auch in der praktischen Politik der westlichen Besatzungsmächte eine Bestätigung fand.

Adenauer, Jahrgang 1876, war von 1917 bis 1933 Oberbürgermeister von Köln gewesen und hatte damals der Zentrumspartei angehört. Die Nazis hatten ihn 1933 zwangspensioniert. Während des Faschismus leistete er keinen Widerstand, wies einen Kontaktversuch Goerdelers ab, passte sich aber auch nicht an, so dass ihn die Nazis misstrauisch beobachteten. Im September 1944 wurde er – im Zusammenhang mit den Fahndungen nach dem Attentat vom 20. Juli, mit dem Adenauer nicht in Verbindung stand – verhaftet und kam im November wieder frei. Die US-Amerikaner setzten ihn 1945 als Kölner Oberbürgermeister ein, die Briten, welche die Stadt im selben Jahr übernahmen, lösten ihn wegen angeblicher Unfähigkeit ab.

Schn im Oktober 1945 entwickelte er in einem Brief an den Duisburger Oberbürgermeister Weitz seine politische Konzeption: Ostdeutschland sei auf absehbare Zeit verloren, die Westzonen müssten sich mit Frankreich, Belgien, Luxemburg und Holland wirtschaftlich verflechten. Anfang 1946 wurde Adenauer Vorsitzender der CDU der britischen Besatzungszone.

Die UdSSR hatte in ihrer Zone bereits im Juni 1945 Parteien zugelassen. Damals entstand dort die Christlich-Demokratische Union Deutschlands (CDUD). Ihr führender Kopf, der christliche Gewerkschafter Jakob Kaiser, hatte eine andere Konzeption als Adenauer. Seit Dezember 1945 war er Vorsitzender der CDUD, deren Wirkungsbereich auf die sowjetische Besatzungszone und Berlin beschränkt war. Kaiser wies einem künftigen Gesamtdeutschland die Funktion einer «Brücke» zwischen Ost und West zu. Das Berliner Büro der CDUD firmierte als «Reichsgeschäftsstelle». Als Kaiser Anfang 1946 in die Westzonen reiste, um die Schaffung einer gesamtdeutschen CDU zu betreiben, stieß er auf den Widerspruch Adenauers: Dieser fürchtete, eine Partei, die in allen vier Zonen arbeite und deren Vorstand seinen Sitz in Berlin habe, könne unter sowjetischen Einfluss geraten. Zwar wurde

1947 eine gesamtdeutsche «Arbeitsgemeinschaft CDU/CSU» eingerichtet, die aber niemals funktionierte und 1948 offiziell wieder aufgelöst wurde. Inzwischen war Kaiser mit der Sowjetischen Militäradministration in Konflikt geraten und ging in den Westen.

Der nationale Bankrott schuf auch die Voraussetzungen für das Scheitern des «Christlichen Sozialismus», der 1945 und 1947 in der Union eine Chance zu haben schien und in sich vielgestaltig war. Teilweise verbarg sich hinter diesem Begriff lediglich der Versuch, ein mittelalterliches Menschenbild auch gegen die kapitalistische Wirklichkeit durchzusetzen, so bei den Dominikanern Welty und Siemer in Köln, teilweise auch konservative Kritik am Wirtschaftsliberalismus (Otto Heinrich von der Gablentz in Berlin).

Von Anfang an auf verlorenem Posten stand die Frankfurter Variante der christlich-sozialistischen Strömung: Eugen Kogon und Walter Dirks banden sich an keine bestimmte Theologie und bemühten sich, auch in der CDU die Notwendigkeit einer Beseitigung der ökonomischen Voraussetzungen des Faschismus klarzumachen. Dafür blieb ihnen bald nur noch eine Intellektuellenzeitschrift übrig: die «Frankfurter Hefte». Adenauer lehnte zwar sämtliche Varianten des «Christlichen Sozialismus» ab, benutzte diese innerparteilichen Tendenzen aber in der Auseinandersetzung mit SPD und KPD, unter anderem durch das «Ahlener Programm» von 1947 der CDU in der britischen Besatzungszone.

In einigen Ländern hatten bereits 1946 Wahlen zu Landtagen oder Verfassungsgebenden Landesversammlungen stattgefunden. Für das neugebildete Land Nordrhein-Westfalen standen erste Landtagswahlen erst im April 1947 an. Hier war der industrielle Schwerpunkt der Westzonen, die Kommunistische Partei war im Ruhrgebiet und in Teilen des Rheinlandes traditionell stark, zugleich versuchte die CDU die alten Zentrumshochburgen zu beerben und stand in heftiger Konkurrenz mit der SPD. Sie versuchte deshalb möglichst viele Arbeiterwähler zu sich herüberzuziehen. Das Ahlener Programm von Anfang Februar 1947 – also etwas mehr als zwei Monate vor der Landtagswahl – enthielt die These, der Kapitalismus sie den Lebensnotwendigkeiten der Menschen nicht gerecht geworden, und räumte die Möglichkeit von Sozialisierungen ein. Aktuelle Verstaatlichungen wurden aber in demselben Dokument sofort wieder abgelehnt: Da der deutsche Staat durch die Siegermächte unterworfen sei, würde dadurch die deutsche Wirt-

schaft an die Alliierten ausgeliefert. Bei den Landtagswahlen vom 20. April 1947 gab es folgendes Resultat: CDU 37,6%, SPD 32,0%, FDP 5,9%, KPD 14,0%, Zentrum 9,8%. Dies war insgesamt ein «linkes» Ergebnis, wenn man bedenkt, dass ja auch die CDU mit einer antikapitalistischen Programmatik angetreten war und das Zentrum ohnehin vor allem den sozial orientierten Flügel der alten Partei gleichen Namens repräsentierte. Die KPD hatte ihren Stimmenanteil im Verhältnis zu den Land- und Stadtkreiswahlen vom Oktober 1946 um viereinhalb Prozent steigern können. Ihr gutes Ergebnis resultierte wohl zum Teil auch aus den Konflikten des vorangegangenen Hunger- und Kältejahres und wurde durch Protestaktionen des Frühjahrs 1947 gestützt. Zugleich stellt sich auch die Frage, inwieweit überhaupt antikapitalistische Stimmungen in der westdeutschen Bevölkerung verbreitet waren. Die US-Amerikaner haben in Gefangenenlagern und im zivilen Bereich ein paar Umfragen nach der politischen Einstellung durchgeführt, deren Ergebnis sehr widersprüchlich ist. Die faschistische Ideologie wirkte noch deutlich nach. Allerdings war sie zu einem erheblichen Teil auch Machtopportunismus vor der scheinbaren Unbesiegbarkeit der NSDAP und des Hitlerstaates. Deren Niederlage versah diese Mentalität zeitweilig mit einem anderen Vorzeichen. Der Faschismus hatte sich zwölf Jahre lang als letztes und einziges Bollwerk gegen den Bolschewismus angepriesen. Nachdem es gefallen war und die Rote Armee in der Mitte Deutschlands stand, schien die «rote Flut» nicht mehr aufzuhalten. Ausserdem gewann in der Arbeiterklasse, insbesondere in den Jahrgängen, die noch organisiert in der Weimarer Republik gekämpft hatten, der Gedanke, dass der Faschismus eine Konsequenz des Kapitalismus sei, neue Kraft und strahlte von da auf andere Klassen und Schichten aus. So erklärt sich das nordrhein-westfälische Wahlergebnis von 1947 und die Tatsache, dass sich in Hessen Ende 1946 bei einer Volksabstimmung fast 72 Prozent der Teilnehmer für eine Sozialisierung der Grundstoffindustrie und von Teilen des Verkehrswesens aussprachen. Diese Stimmungen waren aber insgesamt labil, die Politisierung reagierte oft nur als Reflex auf die Versorgungslage. Hinzu kam, dass viele Menschen fast völlig damit beschäftigt waren, die täglichen Lebensmittel, Brennstoff und Wohnraum zu beschaffen und so kaum Zeit und Energie für kontinuierliche politische Betätigung hatten. Als sich nach der Währungsreform 1948 die Versorgungslage allmählich besserte und dies unter offenkundig

kapitalistischem Vorzeichen geschah, mit Beginn des kalten Krieges massive antikommunistische Propaganda einsetzte, in der Berlin-Krise 1948/49 die Ost-West-Konfrontation auf deutschem Boden einen ersten Höhepunkt erreichte, kippte die Stimmung um, insbesondere kamen die im Faschismus aufgebauten antikommunistischen Muster wieder zum Tragen.



*SPD-Kundgebung im Jahre 1947 auf dem Römerberg in Frankfurt am Main. Am Rednerpult Kurt Schumacher.*

In der ersten Jahreshälfte 1947 war das allerdings noch Zukunftsmusik. Auch in den Diskussionen des nordrhein-westfälischen Landtages über die Vergesellschaftung des Ruhrbergbaus lavierte Adenauer weiter: Ohne die Sozialisierung zunächst prinzipiell abzulehnen, erreichte er eine ständige Verzögerung. Zwar beschloss der Landtag im August 1948 die Sozialisierung (bei Stimmenthaltung der CDU), die britische Besatzungsmacht suspendierte aber die Entscheidung, zumal nach der offenen Propagierung des kalten Krieges und der Währungsreform das kapitalistische Konzept sich wieder voll durchzusetzen begann. Dessen lautester Verfechter stand bis 1949 ausserhalb der Union: Ludwig Erhard. 1945 war er von den US-Amerikanern als Leiter des Wirtschafts-

amtes eingesetzt worden. 1948 wurde er (von der FDP vorgeschlagen) Direktor der Verwaltung für Wirtschaft des Vereinigten Wirtschaftsgebietes in Frankfurt/Main. Er schloss sich der CDU an, nachdem sie sich 1949 in ihren «Düsseldorfer Leitsätzen» zur «Sozialen Marktwirtschaft» bekannt hatte. Der Volkspartei-Charakter der CDU und der CSU, also ihr Versuch, für ihre nunmehr offen prokapitalistische Politik auch Arbeiteranhang zu gewinnen, machte nach wie vor eine Politik des Lavierens gegenüber den Gewerkschaften sowie dort die Sicherung eines Brückenkopfes nötig: die Sozialausschüsse der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft. Das schuf Spielraum für eine kleinere, reinrassig kapitalistische Partei, die FDP. An die Stelle der Dominikaner mit ihrem Versuch, die im 13. Jahrhundert entwickelte Gesellschaftstheorie des Heiligen Thomas von Aquin in den Fabriken heimisch zu machen, trat ab 1949, als ideologische Tankstelle der Sozialausschüsse in der CDU, eine elegantere Variante:

Der Jesuit Oswald von Nell-Breuning ging von den bestehenden kapitalistischen Verhältnissen aus und predigte, sie müssten durch Institutionen der Partnerschaft zwischen Kapital und Arbeit den Erfordernissen eines «christlichen Menschenbildes» (das er nun ebenfalls vom Heiligen Thomas hatte) gerecht werden.

1947 hatte die CDU 400'000 Mitglieder. Danach hatte sie, wie alle Parteien, viele Abgänge: Die Beiträge mussten nun in harter DM gezahlt werden. Genaue Zahlen liegen für die Jahre 1948-1952 nicht vor; 1952 waren es 200'000 Mitglieder. Bei der CSU waren es im Jahr vor der Währungsreform 82'189. Nach der Währungsreform brach sie organisatorisch fast zusammen: Zu den Finanzschwierigkeiten kam die Bedrängnis durch eine neugegründete Konkurrenz – die Bayernpartei-hinzu.

Die Sozialdemokratische Partei war bereits vor 1933 zwar eine Massenorganisation, aber ohne Konzept, von der Spitze her nur noch verwaltet. Nach dem Verbot pflegten viele ihrer Mitglieder noch lockeren Zusammenhalt und wahrten ein nichtfaschistisches Milieu. Diese Nicht-Anpassung war typischer für die nun illegale Partei als der aktive Widerstand, an dem sich auch Sozialdemokraten beteiligten. Wer unter den jüngeren Sozialisten vor 1933 einen intellektuellen oder kämpferischen Anspruch erhob und nicht Kommunist sein wollte, war damals meist nicht in der SPD, sondern in Splittergruppen. Diese haben im Widerstand und insbesondere in der Emigration an einem Prozess der Kaderkonzentration teilgenommen, der sie an die Sozialdemokratie heran-



1. Mai 1947 in Bremen



führte, diese aber zugleich für kritische Nichtsozialdemokraten öffnete: von der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) kamen Willy Brandt und Otto Brenner, vom Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) Fritz Erler und Willi Eichler, von der KPD Richard Löwenthal und – später – Herbert Wehner. Die Auswirkungen dieses Erneuerungsprozesses an der Spitze wurden nicht sofort 1945 sichtbar, sondern – ähnlich wie ja auch in der CDU – viel später. Nehmen wir einmal als Beispiel die Zusammensetzung der SPD-Führung 1965, zwanzig Jahre nach der Kapitulation: Der Erste Vorsitzende, Brandt, war vor 1933 in der SAP, seine beiden Stellvertreter, Erler und Wehner, im ISK beziehungsweise in der KPD, keiner also in der SPD. Die Integration ehemaliger Linkssozialisten bedeutete allerdings nicht nur deren persönliche Rechtsentwicklung. Auch die Altsozialdemokraten in der Emigration bewegten sich nach rechts. Ihr Scheitern in der Weimarer Republik führten sie darauf zurück, dass die SPD damals noch zu sehr Klassen- und zu wenig Volkspartei gewesen sei. Die gesellschaftlichen Zielvorstellungen wurden nunmehr immer weniger aus der marxistischen Tradition der Partei entwickelt, sondern orientierten sich am schwedischen Modell des Wohl-

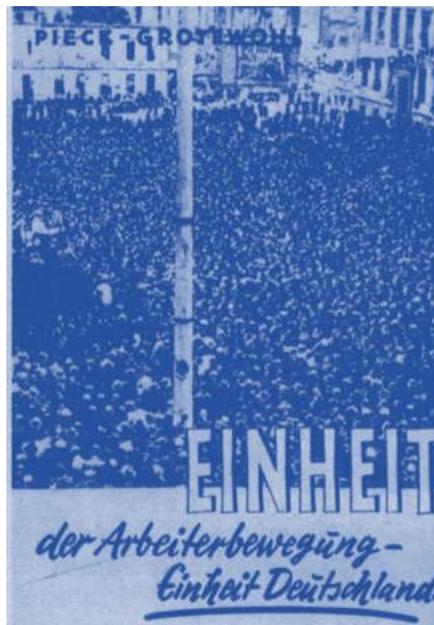
fahrtsstaates, an den Konzepten der britischen Labour-Party und am US-amerikanischen New Deal. Dies bedeutete allerdings nicht einen völligen Bruch mit der bisherigen Geschichte, sondern die Verstärkung von Tendenzen, wie sie der SPD-Theoretiker Rudolf Hilferding und der Gewerkschafter Fritz Naphtali bereits in den zwanziger Jahren verfochten hatten: Der «organisierte Kapitalismus» sollte durch «Wirtschaftsdemokratie» – vor allem mehr Mitbestimmung – humaner gestaltet werden.

Diese ideologischen Neuformierungsprozesse liefen zunächst relativ unbemerkt in der Emigration ab. Im Lande selbst überwog 1945 die Kontinuität: Die SPD wurde nicht neu-, sondern wiedergegründet, viele der alten Mitglieder zahlten ihre Beiträge nach. Als Integrationsfigur beider Tendenzen erwies sich bald der ehemalige Reichstagsabgeordnete Kurt Schumacher. Der einarmige Freiwillige des Ersten Weltkrieges war von jeher fanatischer Nationalist, stand in der Weimarer Republik auf dem äussersten rechten Flügel der Partei, bekämpfte aber zugleich als Vertreter der jüngeren, der Frontgeneration, leidenschaftlich die phlegmatischen Verwalter-Figuren an der Spitze. 1933 weigerte er sich zu emigrieren. Er war zehn Jahre im Konzentrationslager.

1943 entlassen, wurde er nach dem Zwanzigsten Juli wieder inhaftiert. Damals hatten die Nazis in einer Sammelaktion praktisch die gesamten verbliebenen Restbestände der politischen Elite der Weimarer Republik einschliesslich deren Nachwuchs für einige Zeit kassiert, was für die Formierung der politischen Führung des Nachkriegsdeutschland bedeutungsvoll wurde. Pensionäre wie der frühere Kölner Oberbürgermeister Adenauer erhielten so ihr etwas billiges Märtyrer-Patent. Zugleich wurden in den Lagern politische Kontakte geknüpft. Der Antifaschist Schumacher konnte hier Verbindung zu Genossen aufnehmen, was seinen schnellen Aufstieg 1945 begünstigte. Etwa zum Zeitpunkt der «Kapitulation» gründete er in Hannover das «Büro Schumacher». Die alten Würdenträger der SPD aus der Weimarer Zeit versuchte er auszuschalten, was ihm nur teilweise gelang: Adolf Schönfelder etwa, einst Hamburgischer Polizeisenator, 1933 aus der SPD ausgetreten, wurde 1948 Vizepräsident des Parlamentarischen Rates. Schumacher proklamierte einen nationalen und sozialen Führungsanspruch seiner Partei, zugleich eine Art Alleinvertretungsforderung innerhalb der Arbeiterbewegung. Die Kommunisten waren für ihn «rotlackierte Nazis», Bestrebungen zur Parteieinheit von

KPD und SPD lehnte er ab. Diese waren 1945 zunächst in allen vier Besatzungszonen sehr stark: Die Spaltung der alten Sozialdemokratie im Jahr 1917 lag erst 28 Jahre zurück, viele der aktivsten Widerstandskämpfer beider Parteien hatten im Untergrund zusammengearbeitet, die gegenseitige Feindschaft der Jahre vor 1933 war weithin als Fehler erkannt. An den lokalen Gründungsversammlungen von SPD und KPD auch in den Westzonen nahmen häufig Vertreter der jeweils anderen Partei als Gäste und Grussredner teil. Die Reste des alten SPD-Vorstands in London allerdings hatten im Exil ihre antikommunistische Haltung eher noch verschärft. Anders stand es mit einer Institution, die sich Anfang 1945 in Berlin bildete: dem «Zentralausschuss der SPD». Ihm gehörten zwei überlebende Mitglieder jenes Gremiums an, das 1933 von der Partei mit der Leitung der illegalen Arbeit in Deutschland beauftragt worden war. Im Zentralausschuss fanden sich aber nicht nur «linke» Sozialdemokraten. Eher zum rechten Flügel der Weimarer Partei gehörten zum Beispiel Max Fechner, der ehemalige Leiter der Kommunalpolitischen Zentralstelle der Partei, und der frühere Reichstagsabgeordnete Otto Grotewohl. Der Zentralausschuss ging mit einer gewissen Selbstverständlichkeit davon aus, dass die neue Leitung der Partei wieder in Berlin sein werde, und begriff sich als Vorbereitungsgruppe. Dies stiess auf den Widerspruch Schumachers, der Unterstützung vom Rest-Vorstand in London erhielt. Tatsächlich ist die SPD die erste deutsche Partei gewesen, die im nationalen Rahmen gespalten wurde: Auf einer Konferenz in Wennigsen bei Hannover setzte Schumacher im Oktober 1945 durch, dass der Zentralausschuss seinen Anspruch, für die gesamte SPD zu handeln, aufgeben und sich auf die Sowjetische Besatzungszone beschränken musste. Damit war eine der Voraussetzungen für die Vereinigung von KPD und SPD zur SED in der SBZ geschaffen, und Schumacher konnte sich seine Führung in der West-SPD durch die Wahl zu deren Erstem Vorsitzenden 1946 bestätigen lassen. 1947 hatte die SPD 875'000 Mitglieder, 1948 waren es 846'000, ein Jahr später 736'000. In Westberlin kam es nicht zur Vereinigung von SPD und KPD. Eine Gruppe von Gegnern dieser Verschmelzung veranstaltete im März in der gesamten Stadt eine Urabstimmung. Die Mitglieder hatten zwei Fragen zu beantworten: «Sind Sie für eine sofortige Vereinigung mit der KPD? 2. Sind Sie für ein Bündnis mit der KPD?» Der Zentralausschuss rief zum Boykott der Abstimmung

sie satzungswidrig sei; die sowjetische Militäradministration verbot sie mit derselben Begründung im Ostsektor. Dieses Hindernis wäre allerdings mit wenigen wertlosen Reichsmarkpfennigen für eine S- oder U-Bahnfahrt hin und zurück leicht zu beheben gewesen. Dennoch nahmen von den 66246 SPD-Mitgliedern in Berlin nur 23019 (= 35 Prozent) an der Abstimmung teil, von denen 19951 sich gegen die Vereinigung und 14146 für eine Aktionseinheit aussprachen. Wären sämtliche Ostberliner Sozialdemokraten an der Teilnahme effektiv gehindert gewesen – wofür es keinen Beleg gibt –, die 23019 Abstimmenden also ausschliesslich aus den Westsektoren gekommen, dann hätte die Abstimmungsbeteiligung dort 57 Prozent



auf, da betragen. Natürlich kann man auch anders rechnen: Von 23'019 Abstimmungsteilnehmern votierten 86,67 Prozent gegen die Vereinigung und 61,45 Prozent für die Aktionseinheit. Das kann tatsächlich jeder halten, wie er will. Die Vereinigung von KPD und SPD zur SED war als gesamtdeutscher Vorgang konzipiert, sollte also auch in den Westzonen Gültigkeit haben. So nahmen an dem Vereinigungsparteitag im April 1946 in Berlin auch KPD- und SPD-Mitglieder aus den Westzonen teil und wurden in den Vorstand der neuen Partei gewählt (zwölf von der westdeutschen KPD, acht von der SPD). Die Sozialdemokraten unter ihnen wurden aus der SPD ausgeschlossen, da sie sich nach Auffassung der westdeutschen SPD-Führung damit automatisch ausserhalb der Sozialdemokratie gestellt hätten. In den

Westzonen versuchte die KPD 1946 durch eine Kundgebungskampagne, Vorschläge zu gemeinsamen Mitgliederversammlungen, Aktionsausschüsse von Sozialdemokraten und Kommunisten, Zusammenarbeit in den Betrieben die Vereinigung der beiden Parteien anzubahnen. Im Sommer 1946 sprachen führende SED-Funktionäre, darunter Walter Ulbricht, Otto Grotewohl und Wilhelm Pieck in westdeutschen Städten auf Versammlungen für die Einheit. Diesen Bestrebungen arbeitete Schumacher sofort und scharf entgegen und startete eine eigene Versammlungswelle. Die Militärregierungen in den westlichen Zonen bekämpften ebenfalls die Einigungsversuche und lehnten es ab, eine SED zu genehmigen. Der erste Verschmelzungsversuch war spätestens im Sommer gescheitert. Ein zweiter Anlauf wurde Anfang 1947 unternommen: Die SED und KPD beschlossen jetzt die Bildung einer «Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft» aus Vertretern der SED in der Sowjetischen Besatzungszone, der KPD und der SPD in den Westzonen. Es gelang nicht, eine grössere Zahl von Sozialdemokraten dafür zu gewinnen. Im Frühjahr 1947 wurden SED-Gründungsversuche in einzelnen Ländern der Westzonen gebildet, doch von den Militärregierungen alsbald verboten. Erst nach dem Scheitern dieses Konzepts wurde 1948 ein eigener Parteivorstand der KPD für die Westzonen gebildet. Eine Umbenennung der Kommunistischen Partei in «Sozialistische Volkspartei» wurde danach von den westlichen Besatzungsmächten verboten. Den Versuchen zur Schaffung einer SED auch in Westdeutschland liefen Vorschläge zur Aktionseinheit zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten parallel beziehungsweise gingen ihnen auch voraus. Bereits im August ist in München ein offizielles Abkommen zwischen den lokalen Organisationen der beiden Parteien zur Zusammenarbeit geschlossen worden. Ähnliche Fälle gab es auch in anderen Städten. In dem Masse, in dem es Schumacher gelang, die Führung der SPD in den Westzonen für sich zu sichern, scheiterten auch die Ansätze zur Aktionseinheit. Wie scharf von da an die Abgrenzung lief, mag ein Beispiel illustrieren: 1947 beschloss der Parteitag der SPD in Nürnberg, dass die gleichzeitige Mitgliedschaft in der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN) und in der SPD miteinander unvereinbar seien. Schumacher trat gleichzeitig als kämpferischer Sozialist und Nationalist auf. Er behauptete, mit der Niederlage des Faschismus sei auch der Kapitalismus diskreditiert und erledigt, der Sozialismus sei eine Tagesaufgabe, müsse aber als Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien gegen

die Westmächte, als parlamentarische Demokratie gegen die Sowjetunion durchgesetzt werden. Allenfalls zum Labour-regierten Grossbritannien bestand eine gewisse Nähe, die aber insofern bedeutungslos war, als diese Besatzungsmacht spätestens seit 1947 ökonomisch pleite war und sich allen US-amerikanischen Forderungen beugen musste. In dem Masse, in dem die nationale Teilung voranschritt, wurde Schumachers Konzept zum Spagat-Sozialismus. Sein Platz auf Zwei-Mark-Münzen der Bundesbank beruht so vor allem auf seiner Leistung der antikommunistischen Abgrenzung. Als dies getan war, trat seine praktische politische Bedeutung bald hinter der betriebsamen Anpassungspolitik des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten zurück. Unbestritten bis zu seinem Tod 1952 blieb aber seine propagandistische Führerschaft der Partei.

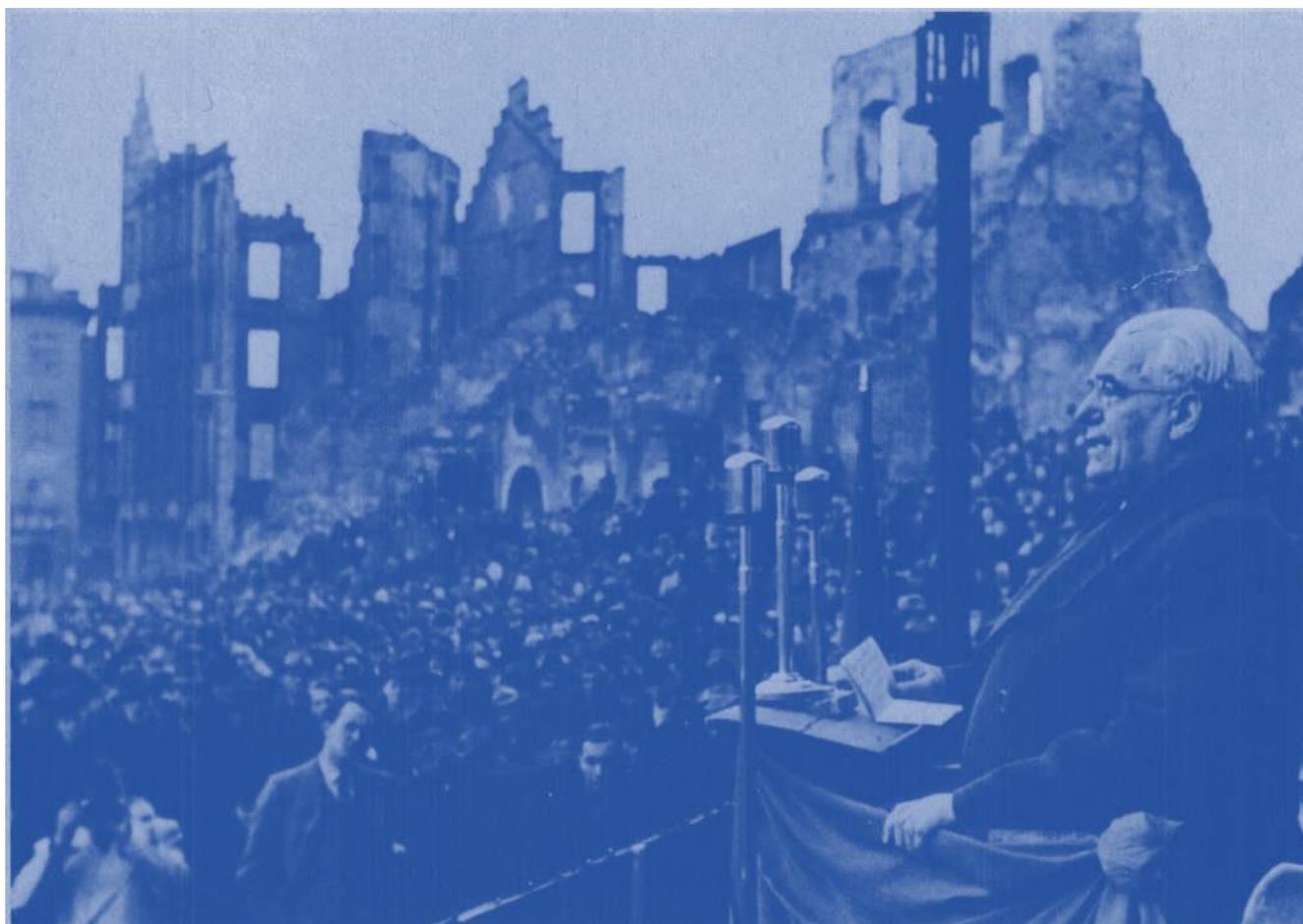
Die KPD begann 1945 als Massenpartei. 1947 hatte sie nach eigenen Angaben 300'000 Mitglieder. Die Mitgliederverluste, die sie in der Folgezeit erlitt, hatten auch andere Parteien. Anders als ihre Konkurrenten

geriet die KPD aber gleichzeitig in eine strukturelle Krise: Ihr gesamtes Konzept seit 1945 hatte die Erhaltung der nationalen Einheit auf einer durch die Anti-Hitler-Koalition von aussen mitgarantierten antifaschistischen und antimonopolistischen Grundlage zur Voraussetzung. Dies entfiel mit dem offenen Beginn des kalten Krieges spätestens 1947.

Der Wirtschaftsaufschwung schwemmte Anhänger weg, die mit dem Beginn der Wirtschaftskrise 1929 und mit dem nur angeblichen «Zusammenbruch» des Kapitalismus 1945 gewonnen worden waren. In fast allen von den Besatzungsmächten ernannten Landesregierungen war die KPD vertreten (Ausnahme: Württemberg-Hohenzollern). Spätestens 1948 waren alle ihre Minister wieder entlassen.

Kommunisten als Minister hatten vorher nicht nur in den von den Besatzungsmächten ernannten, sondern in Bremen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Württemberg-Baden auch in von den regulären Landtagen getragenen Koalitionsregierungen amtiert.

Dominante, der kommunistischen Bewegung direkt entgegenarbeitende, alle anderen Parteien durchdringende Ideologie wurde ab 1947 der Antikommunismus, der sich zugleich als «Anti-Totalitarismus» vorführte. Faschismus galt nicht als eine extreme politische Ausprägung von Kapitalherrschaft, sondern als Bürokratie und Diktatur, womit man die Merkmale zusammenhatte, die auch an der politischen Struktur der UdSSR unvermeidlich schienen. Dieses Schema liess sich auch «links» begründen: In den Stäben der US-Armee, im Geheimdienst sowie als wissenschaftliche «Deutschland-Spezialisten» hatten vor 1945 emigrierte linke Intellektuelle (Herbert Marcuse, Franz L. Neumann) ihre Expertisen über den deutschen Faschismus niedergelegt, in denen Bürokratie und Diktatur als dessen Wesensmerkmale erschienen. Auf diese Weise liess sich für eine vergrößernde Propaganda des kalten Krieges – ganz gewiss nicht im Sinne der Erfinder dieser Thesen – Antikommunismus als eine Art Antifaschismus verkaufen, ebenso wie einige Jahre später Sympathie mit der Aggressionspolitik Israels als antifaschistische Wiedergutmachung galt.



*Am 9. März 1947 fand auf dem Römerberg eine Grosskundgebung der KPD statt, auf der Wilhelm Pieck sprach*

## Der Kapitalismus kuriert einen Schnupfen Wirtschaft in den Westzonen

Der Zweite Weltkrieg war der kapitalistischen Wirtschaft des Deutschen Reiches ganz ausgezeichnet bekommen:

Vorhandene Kapazitäten waren voll ausgelastet, neue wurden aufgebaut. Erst ab 1944 überstieg das Ausmass der Zerstörungen durch die Bombenangriffe den Zuwachs. Im Mai 1945 war das Brutto-Anlagevermögen der Industrie um zwanzig Prozent höher als 1936. Eine der Ursachen: Die britischen und

US-amerikanischen Luftangriffe waren bereits nach demselben Prinzip erfolgt, das über dreissig Jahre später den Präsidenten Carter dazu veranlasste, von der Neutronen-Bombe zu schwärmen. Der Wirtschaftshistoriker Werner Abeishauer beschrieb die Zielplanung der alliierten Luftangriffe und deren Wirkung folgendermassen: «Auf die Zivilbevölkerung und auf Verkehrseinrichtungen fielen jeweils siebenmal mehr Bom-

ben als auf die Rüstungsindustrie.»

Bei Kriegsende allerdings brach die Produktion erst einmal zusammen. Die Trümmerlandschaften, die Wohnungsnot und der Hunger waren für die Unternehmer sehr praktisch: Sie verdeckten im politisch gefährlichsten Moment, welche Kapazitäten unter dem Schutt lagen. Ausserdem trieb der Kohldampf die Arbeiter an, ihre Werkstätten aus eigener Kraft (ohne dass dabei allzu viele Kapitalreserven aufgedeckt werden mussten) auszubuddeln und schadhaft Gewordenes zusammenzuflicken. Das nennt man Leistungsanreiz. Die alten Firmenleitungen gingen in der ersten Zeit nach der Kapitulation auf Tauchstation oder waren handzahn. Viele Arbeiter mochten deshalb zunächst annehmen, dass die Fabriken bald ihnen selbst gehören würden. Die Betriebe, die Nazis gehörten, wurden beschlagnahmt, unter alliierter Vermögenskontrolle und unter treuhänderischer Verwaltung (welche von deutschen Beauftragten wahrgenommen wurde) gestellt («sequestriert»). Sobald die betroffenen Unternehmer entnazifiziert und in die Gruppe der Minderbelasteten, Mitläufer oder sogar Unbelasteten eingestuft waren, erhielten sie ihr Eigentum wieder zurück. Hilfreich war, dass durch die einströmenden Flüchtlinge und Vertriebenen genügend miteinander konkurrierende Arbeitskräfte vorhanden waren. Tatsächlich begannen schon bald die Schornsteine sacht zu rauchen: Noch im Jahr 1945 stiegen die Produktionsziffern wieder, bis Dezember auf zwanzig Prozent des Standes von 1936, im Herbst 1946 auf die Hälfte. Dann kam es zum Kollaps: Das kriegsdemolierte Transportsystem war nicht imstande, die allmählich steigenden Anforderungen zu bewältigen, zumal im äusserst strengen Winter 1946/47 die Wasserstrassen zufroren.

Hier waren nun zusätzliche politische Anstrengungen notwendig. 1946 hatten die US-amerikanische und die britische Besatzungsmacht ihre Zonen zur Bi-Zone zusammgelegt. Deren zentrales wirtschaftspolitisches Organ war das «Amt für Wirtschaft», das von dem SPD-Mitglied Viktor Agartz, einem linkssozialistischen Wirtschaftstheoretiker, geleitet wurde. Er organisierte schnell eine Verbesserung des Eisenbahnverkehrs. Im Herbst 1947 war dann der Aufschwung da, ohne dass bis dahin ein einziger müder Dollar des inzwischen proklamierten Marshall-Plans seine Wirkung getan hätte. Der ständige Anstieg des Bruttosozialprodukts, der in der zweiten Jahreshälfte 1947 begann, dauerte bekanntlich bis zur ersten grossen Wirtschaftskrise 1966/67. Die Verbraucher merkten und hatten allerdings zunächst nichts da-



*Ein Nazi-Bankier taxierte die Konkursmasse*

von. Die neuen Waren wurden nämlich von den Unternehmern gehortet. Das war weise, denn das Geld, welches sie dafür hätten bekommen können, war nichts wert. Die Kriegswirtschaft der Nazis war ja auf Pump finanziert worden, und das hatte die Reichsmark zugrunde gerichtet. Dennoch diente sie drei Jahre lang – von 1945 bis 1948 – noch als Zahlungsmittel der Löhne. Die harten Tatsachen, welche die Arbeiter dafür produzierten, waren dagegen nicht aus Papiergeld. Der Verfall der Reichsmark erzeugte einen schwunghaften Schwarzhandel. Die Währungsreform vom 20. Juli 1948 machte dem ein Ende. Sämtliche Bargeldbestände und Sparguthaben wurden im Verhältnis zehn zu eins (im Endeffekt sogar hundert zu sechs Komma fünf) abgewertet. Jeder Einwohner der Westzonen erhielt ein Kopfgeld von vierzig Mark der neuen Währung: Deutsche Mark, DM. Die Geldscheine waren schon 1947 in den USA gedruckt und im April 1948 in die Westzonen geflogen worden. Später wurde oft erzählt, schliesslich hätten «wir alle» 1948 mit jenen vierzig Mark angefangen. Das stimmt nun allerdings ganz und gar nicht. Die Unternehmer hätten ihr Kopfgeld gut und gern gleich der Caritas schenken können. Sie hatten ja vor allem ihre Produktionsanlagen und gehorteten Bestände, die, anders als das Sparbuch der kleinen Leute, auf dem sich Löhne der vergangenen Jahrzehnte angesammelt hatten, überhaupt nicht abgewertet wurden. So war der Währungsschnitt eine gewaltige Umverteilungsaktion zugunsten der Sachwertbesitzer. Am 21. Juni 1948 waren die Läden plötzlich übervoll. Die Arbeiter durften jetzt für harte DM kaufen, was sie vorher für weiche Reichsmark produziert hatten.

Die Überwindung der Krise 1946/47 war im Grunde eine planwirtschaftliche Leistung. Die von den Faschisten eingeführte teilweise Wirtschaftsregulierung war 1945-1948 beibehalten worden, jetzt diente sie allerdings nicht mehr Kriegszwecken. Die rasche Reorganisation der ehemaligen Reichsbahn Anfang 1947 hatte die Transportkapazität bereitgestellt, an der es zunächst so empfindlich mangelte. Nachdem die Teil-Planwirtschaft einen guten Dienst zur Rekonstruktion geleistet hatte, konnte der Mohr aber nun wirklich gehen. Vier Tage nach der Währungsreform hob die bürgerliche Mehrheit im Zweizonen-Wirtschaftsrat – das war das seit Mitte 1947 bestehende parlamentarische Gremium der Bizone, dessen Mitglieder von den Landtagen delegiert wurden – auf Vorschlag des Verwaltungsdirektors für Wirtschaft, Ludwig Erhard, die Bewirtschaf-



Währungsreform 1948

tung für zahlreiche wichtige Güter auf. Man konnte sie jetzt ohne Bezugsscheine und Lebensmittelkarten kaufen, zu Preisen, die das «freie Spiel der Kräfte» auf dem Markt herausbildete, denn der Preisstop wurde ebenfalls aufgehoben. Die Löhne allerdings blieben bis Herbst 1948 eingefroren. Dennoch kam es in der zweiten Jahreshälfte zu einem heftigen Inflationstrend. Als alles getan war, also erst nach der Überwindung der Krise von 1946/47, nach dem Beginn des Aufschwungs 1947, nach der Währungsreform und der Aufhebung der «Zwangswirtschaft», kam auch der warme Regen des Marshall-Plans. Zwar: das European Recovery Program (ERP) – so lautete der offizielle Name – war schon im Juni 1947 vom US-amerikanischen Aussenminister Marshall verkündet worden. Dieses Projekt war die

wirtschaftspolitische Kehrseite der offenen Proklamation des kalten Krieges durch den Präsidenten Truman im März desselben Jahres. Die enorm aufgeblähten Kapazitäten der US-amerikanischen Industrie mussten unbedingt ausgelastet werden. Der Wirtschaftsverbund, der durch die Verteilung der Gelder, die Warenlieferungen und durch Rückzahlung über den Atlantik hergestellt wurde, schuf die «Freie Welt». Die westeuropäische Filiale war die OEEC (Organisation for European Economic Co-operation), die Zusammenfassung der Empfängerländer, in welche die Westzonen aufgenommen wurden. Vereinbarungen über die Verteilung und Anwendung der Mittel sowie die Mitsprache des Geberstaates verschafften den USA die Möglichkeit, in die Ökonomie der westeuropäischen Marshall-Plan-Länder hinein zu re-



Nach der Währungsreform wieder zu haben: Jedermann-Anzüge

regieren. Kein Wunder, dass die Sowjetunion und die osteuropäischen Staaten die Marshall-Plan-Gelder, die auch ihnen offeriert wurden, ablehnten. Das ERP-Programm war für die US-Konzerne der Einstieg in die westdeutsche und westeuropäische Wirtschaft. Verflechtungen, die bereits vor dem Krieg bestanden hatten und teilweise abgerissen waren, wurden nicht nur wiederhergestellt, sondern das ökonomische Engagement der USA durch Kapital- und Warenexport in die Westzonen und in die anderen Marshall-Plan-Länder (das waren alle westeuropäischen Staaten, die am Krieg beteiligt waren) erreichte nunmehr auf unabsehbare Zeit eine völlig neue Qualität. Den politischen und ökonomischen Erfolg des Marshall-Plans machte der propagandistische Erfolg komplett. Diese Effekte waren letztlich wichtiger als der materielle Ertrag

selbst. Aus dem Marshall-Plan haben die Westzonen und hat die Bundesrepublik bis 1952 1,56 Milliarden Dollar erhalten. Tatsächlich sind nach dem Anlaufen des Programms gar nicht mehr US-amerikanische Leistungen hierher gelangt als vorher. Bis dahin hatte das Kriegsministerium aus einem eigenen «Hilfsfonds für die besetzten Gebiete» (Government and Relief in Occupied Areas, GARIOA) schon Waren im Wert von 1,62 Milliarden Dollar geschickt. Erst beide Programme zusammen addieren sich zu der Gesamtsumme von 3,18 Milliarden, welche die Westzonen und die Bundesrepublik bis 1952 insgesamt erhielten.

Während der Krisen- und Erholungsphase der westdeutschen Wirtschaft 1945-1948 blieben die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse unverändert, wenngleich sie zeit-

weilig verschleiert waren. Im Potsdamer Abkommen vom August 1945 einigten sich die Siegermächte auf eine Entflechtung der Monopolunternehmen. Mit dieser Formel war die Position der UdSSR, dass die Machtzusammenballung des Grosskapitals die Ursache imperialistischer Kriege war, ebenso gedeckt wie das Konkurrenzinteresse vor allem der britischen Industrie, die auf diese Weise die Hand auf den Besitz ihrer westdeutschen Rivalen legen konnte. Durch Kontrollratsgesetz wurden im November 1945 Krupp und die IG Farben alliierter Verwaltung unterstellt. Im selben Jahr noch erfolgte die Ausgliederung der Kohlenzechen aus der Eisenindustrie. Im August 1946 erst beschlagnahmte die britische Besatzungsmacht die in ihrem Bereich gelegene Eisen- und Stahlindustrie und machte deren amtierende deutsche Verwalter zu Treuhändern. Deutscher Leiter der Entflechtungsmassnahmen wurde ein ehemaliges Vorstandsmitglied der Vereinigten Stahlwerke, Dinkelbach. Der Chef der britischen Militärregierung, Robertson, war früher Dunlop-Manager. Damit war für ein ritterliches Verhältnis zwischen britischen und deutschen Kapitalisten gesorgt, zumal man sich ja aus früheren Geschäftsbeziehungen, die auch während des Krieges nicht zum völligen Erliegen gekommen waren, kannte. Man verfuhr miteinander als Klassengenosse und Konkurrent, wobei die eine Seite eben gerade einen Krieg verloren, die andere ihn gewonnen hatte. Das gute Einvernehmen wurde zeitweilig etwas dadurch gestört, dass die Briten eine grössere Gruppe deutscher Monopolkapitalisten internierten. Aber die wurden bald wieder entlassen: In dem Masse, in dem der kalte Krieg sich durchsetzte, wurden sie erneut gebraucht. Mit ihrer zeitweisen Festsetzung hatte die britische Labour-Regierung das Äusserste an Radikalität aufgebracht, das sie überhaupt in der deutschen Frage aufzubringen imstande war. Ihr Spielraum war ohnehin eng und wurde immer kleiner: Die Besatzungsoffiziere, insbesondere der britische Oberbefehlshaber in Deutschland, waren alles andere als Labour-Leute. Ab 1947 konnte Grossbritannien ohnehin keine eigene Deutschlandpolitik mehr machen, denn es war von den USA inzwischen finanziell völlig abhängig geworden. Auch sonst kamen deutsche Grosskapitalisten, die Hitlers Krieg unterstützt hatten, glimpflich davon. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach gehörte immerhin noch zu den Hauptangeklagten im grossen Nürnberger Kriegsverbrecherprozess. Aber man liess ihn «wegen schwerer Krankheit» laufen. Immerhin lebte er noch bis 1950. Die US-Amerika-

ner stellten in einem Nürnberger «Nachfolgeprozess» dann seinen Sohn Alfried vor Gericht und verurteilten ihn 1948 wegen Kriegsverbrechen zu 12 Jahren Gefängnis. Doch 1951 wurde er wieder entlassen, 1953 stand er erneut an der Spitze des Unternehmens. Friedrich Flick erhielt 1947 von einem US-amerikanischen Militärgericht sieben Jahre Gefängnis, von denen er nicht einmal drei absitzen musste.

Der Ton zwischen westdeutschen Unternehmern und den Westalliierten wurde noch erheblich feiner, als ab 1. Januar 1947 die britische und die US-amerikanische Besatzungszone zusammengelegt wurden, denn jetzt erhielten die Vereinigten Staaten Mitspracherecht auch im Ruhrgebiet. Der US-amerikanische Militärgouverneur Clay hatte beste Beziehungen zur Grossindustrie seines Landes, der Leiter seiner Wirtschaftsabteilung, Draper, war Bankier und geriet so sehr in den Verdacht, die deutschen Unternehmer zu schonen, dass er sein Amt an seinen Schwiegersohn abtreten musste. Immerhin sind bis zum offiziellen Schluss der Entflechtungsmassnahmen 1948 insgesamt 25 Einzelunternehmen aus ihren bisherigen Konzernen und Trusts herausgelöst worden. Sie wurden aber nicht sozialisiert. Die Andeutung eines milden Schreckens wirkte erzieherisch auf die westdeutschen Kapitalisten. Sie eigneten sich jetzt voll eine Qualität an, die sie vorher nur teilweise besessen hatten: sozialpolitische Flexibilität und die Fähigkeit zu präventivem Handeln. Gerade in der Stunde der Gefahr tat Volksgemeinschaft not. Und Gefahren lauerten ja überall: Die neu entstehenden Gewerkschaften redeten von Sozialisierung, ebenso der britische Aussenminister Bevin, sogar der von der britischen Militärregierung eingesetzte «Controller» über die deutsche Industrie, Harris-Burland. Zwar wurde von den Besatzungsoffizieren nichts so heiss gegessen, wie es die Labour-Regierung zu kochen vorgab, aber immerhin war zumindest 1945 die Anti-Hitler-Koalition formell noch intakt, und die UdSSR erhob die Forderung nach gemeinsamer Kontrolle des Ruhrgebiets. Der Versicherung der deutschen Kommunisten, nicht Sozialismus, sondern gründliche Demokratisierung stehe zunächst auf der Tagesordnung, war natürlich ohnehin nicht zu trauen. Ausserdem mussten nach dem Potsdamer Abkommen Demontagen erwartet werden. Selbst auf die eigenen Klassegefährten war kein Verlass. Dinkelbach geriet in den Verdacht, sein Amt als Entflechtungsbeauftragter vor allem zugunsten seines ehemaligen Konzerns, also gegen die innerdeutsche Konkurrenz, zu gebrauchen. So empfahl sich



*Sozialisierungsforderungen auf der Generalversammlung des Industrieverbandes Bergbau 1948 in Recklinghausen*

der Versuch zur Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften. Bereits im Dezember 1945 bot der Aufsichtsratsvorsitzende von Klöckner, Jarres, ihnen eine Beteiligung an Aufsichtsrat und Vorstand an. Allerdings lag diese weit unterhalb der Parität, weshalb die Gewerkschaften ablehnten. 1946 aber wurden die Entflechtungspläne konkreter. Überdies hatte in Sachsen ein Volksentscheid die entschädigungslose Enteignung der Grossindustrie beschlossen. Das war zwar in der Sowjetischen Besatzungszone, doch in Hessen hatte sich inzwischen ebenfalls Brenzliges ereignet. Die im Juni 1946 gewählte Verfassungsberatende Grosshessische Landesversammlung hatte dort mit den Stimmen der SPD, CDU und KPD – gegen die FDP/LPD – eine Verfassung verabschiedet, deren Artikel 41 lautete:

«Mit Inkrafttreten dieser Verfassung werden  
1. in Gemeineigentum überführt: der Bergbau (Kohlen, Kali, Erze), die Betriebe der Eisen- und Stahlerzeugung, die Betriebe der Energiewirtschaft und das an Schienen und Oberleitungen gebundene Verkehrswesen,  
2. vom Staate beaufsichtigt oder verwaltet: die Grossbanken und Versicherungsunternehmen und diejenigen in Ziffer 1 genannten Betriebe, deren Sitz nicht in Hessen liegt. Das Nähere bestimmt das Gesetz.

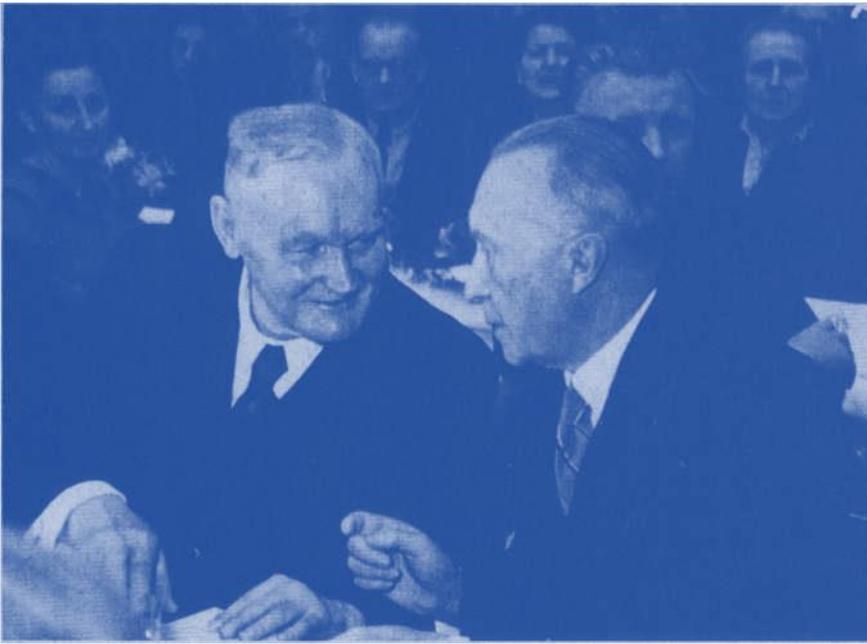
Wer Eigentümer eines danach im Gemeindecigentum überführten Betriebes oder mit seiner Leitung betraut ist, hat ihn als Treuhänder des Landes bis zum Erlass von Ausführungsgesetzen weiterzuführen.»

Diese Verfassung wurde dem Volk am 1. Dezember 1946 zur Entscheidung vorgelegt. Der US-Militärgouverneur Clay verlangte, dass darüber hinaus der Artikel 41 noch gesondert zur Volksabstimmung gestellt werde. Aber das half ihm nichts: Fast 72 Prozent der Teilnehmer sprachen sich am 1. Dezember für die Sozialisierung aus.

Im November 1946 hatte der erste Streik für Mitbestimmung stattgefunden, die Winterkrise 1946/47 bereitete Hungerrevolten im nächsten Jahr vor. Es musste gehandelt werden. Im Februar 1947 vereinbarten Montanindustrielle, Gewerkschaften und britische Besatzungsmacht die paritätische Mitbestimmung in diesem Bereich.

Für General Clay war die Entflechtung ein Mittel, um die Sozialisierung zu verhindern, die Unternehmer erhofften sich von der Mitbestimmung den gleichen Effekt. Wie gross war aber überhaupt die Gefahr?

Die Protestaktionen des Frühjahrs 1947 insbesondere im Ruhrgebiet richteten sich nicht nur gegen die schlechte Versorgungslage, zugleich wurde Sozialisierung gefordert. Anfang April 1947 beschloss die Revierkonferenz Bergbau einen eintägigen Generalstreik in diesem Industriezweig. Der Forderungskatalog, der von diesem gewerkschaftlichen Gremium dabei verabschiedet wurde, enthielt eine detaillierte Auflistung von notwendigen Versorgungsmassnahmen, aber auch folgenden Punkt: «Die Sozialisierung ist zu einer Sache des arbeitenden Volkes, vor allem der Bergarbeiter zu machen.» Solche



*Der Gewerkschaftsvorsitzende in der Britischen Besatzungszone,  
Hans Böckler, mit Konrad Adenauer*

Aktionen und Zielsetzungen wurden im Ruhrgebiet vor allem von den Betriebsräten und der Bergarbeitergewerkschaft getragen. Deren Zweiter Vorsitzender war Kommunist und hatte sich bei der Durchsetzung von Einzelaktionen oft mit dem Ersten Vorsitzenden, einem SPD-Mitglied, auseinanderzusetzen. Die Sozialisierungsforderung selbst aber war nicht nur Sache der beiden Arbeiterparteien, sondern wurde auch von der nordrheinwestfälischen CDU erhoben. Unter den Betriebsräten des Ruhrbergbaus waren KPD-Mitglieder in den ersten Nachkriegsjahren in einer starken Mehrheit. Auch andere gewerkschaftliche Gremien und Organisationen forderten Mitbestimmung und Sozialisierung, so der erste Kongress der bayerischen Gewerkschaften im März 1947.

Im Winter 1946/47 erreichten Bevins Sozialisierungsankündigungen einen Höhepunkt. Zum gleichen Zeitpunkt allerdings geriet Grossbritannien endgültig unter die wirtschaftliche Kuratel der USA. Die Richtlinien in der Frage der Wirtschaftsordnung bestimmte nun de facto General Clay. 1947 wurde die alte Direktive JCS 1067 durch eine andere Anweisung ersetzt, die eine kapitalistische Rekonstruktion zum Ziel hatte. Clay spielte auf Zeit: Eine endgültige Entscheidung über die Eigentumsform sollte von den Deutschen auf nationaler Ebene getroffen werden. Vorabbeschlüsse einzelner Länder für Vergesellschaftung seien deshalb nichtig. Mit dieser Begründung suspendierte er 1947 den Sozialisierungsartikel der Hessi-

schen Verfassung ebenso wie 1948 ein Gesetz des Landtags von Nordrhein-Westfalen zur Überführung des Ruhrbergbaus in Gemeineigentum. In beiden Fällen hatte die deutsche Seite gut vorgearbeitet: Im hessischen Landtag stritten sich SPD und CDU über die konkrete Form der Sozialisierung, in Nordrhein-Westfalen verzögerte Adenauer mit allen Mitteln. Das Gesetz Nr. 75 der britischen und der US-amerikanischen Militärregierung vom November 1948 legte fest, dass eine Entscheidung über die Eigentumsform in der Montanindustrie einer künftigen deutschen Regierung zu überlassen sei. Zwischen 1950 und 1952 gingen dann die einst beschlagnahmten Werke – die Montanindustrie der britischen Besatzungszone (Gesetz Nr. 27) und die Chemiewerke der ehemaligen IG Farben – wieder endgültig in die Hände ihrer ehemaligen Besitzer über. Die Gewerkschaften protestierten verbal, aber es kam zu keiner Massenmobilisierung: Sie standen damals bereits im Kampf um die Verteidigung der Montanmitbestimmung gegen Pläne des Bundeswirtschaftsministers Erhard, sie rückgängig zu machen (1950/51), und um das Betriebsverfassungsgesetz (1952). Auf diese beiden Punkte konzentrierten sie ihre Aufmerksamkeit, die Sozialisierung war praktisch passé.

Ähnlich wie in der Sozialisierungsfrage verhielt sich Clay gegenüber den Versuchen, eine umfassende betriebliche Mitbestimmung gesetzlich zu verankern. Das Gesetz Nr. 22 des Alliierten Kontrollrats von 1946 hatte die Voraussetzungen für weitgehende

Rechte der Betriebsräte geschaffen. Clay suspendierte jedoch alle Verfassungsbestimmungen und Einzelgesetze der Länder, die diese Kann-Bestimmung des Kontrollratsgesetzes realisieren wollten, und verlangte, dass auch hier eine Entscheidung der künftigen nationalen Gesetzgebung vorbehalten bleiben müsse.

Die Erholung und Festigung, also die Restauration des westdeutschen Kapitalismus erfolgte teils über die Köpfe der Arbeiterklasse hinweg, teils musste ihre Gegenwehr überwunden werden. Die drei Besatzungsmächte behinderten die Neugründung von Gewerkschaften, Briten und US-Amerikaner unterwarfen sie einem komplizierten Genehmigungsverfahren, das ihren überregionalen Zusammenschluss letztlich nur in dem Masse zuließ, in dem dies der Herausbildung eines Weststaates dienlich war. Der erste britische Militärgouverneur nach der Kapitulation, Marschall Montgomery, erklärte das so: «Die Russen unterstützten die Gewerkschaften. Ich beschloss, das nicht zu tun; ich war zwar sehr dafür, dass sie langsam, den Verhältnissen entsprechend, wachsen sollten, aber dagegen, dass sie ‚forciert‘ wurden. Dadurch hoffte ich zu erreichen, dass im Laufe der Zeit aus ihren eigenen Reihen die richtigen Leute an die Spitze kamen. Gingen wir jedoch zu schnell vor, so bestand die Gefahr, dass die Gewerkschaften in falsche Hände gerieten und daraus Schwierigkeiten entstanden.» Als die falschen Leute mit falschen Händen sah Montgomery selbstverständlich die Kommunisten an. Was die Labour-Regierung in London zu seiner Taktik sagte, konnte diesem konservativen Gamaschenknopf ziemlich egal sein. Im Übrigen war seine Regierung zwar gut reformsozialistisch, aber auch gut antikommunistisch. Die Bildung einer politisch schlagkräftigen Zentralorganisation, in welcher die einzelnen Branchengewerkschaften nachgeordnet sein sollten, wurde untersagt. Immerhin konnten die Gewerkschaften jetzt ihre frühere Spaltung in einzelne Richtungsorganisationen überwinden.

Die Einheitsgewerkschaft, welche so entstand, hatte drei Wurzeln: Bereits kurz vor Hitlers Machtantritt hatten rechtssozialdemokratische, christliche und liberale Gewerkschafter einen «Führerkreis» auf sozialpartnerschaftlicher Grundlage geschaffen. Der gemeinsame Widerstand gegen den Faschismus und die Erfahrung, dass die Gewerkschaftsspaltung vor 1933 die Verteidigung der Demokratie erschwert hatte, brachten eine Annäherung zwischen kommunistischen und nichtkommunistischen Gewerkschaften. Drittens aber hatte auch die faschi-

stische «Deutsche Arbeitsfront» vereinheitlichend gewirkt und diente einigen rechtssozialdemokratischen Planern als Organisationsvorbild. Wichtigster Teil des künftigen, 1949 gegründeten DGB wurde der Deutsche Gewerkschaftsbund der Britischen Besatzungszone unter der Führung von Hans Böckler. Hier fiel im Juni 1948 schliesslich auch die wichtigste Entscheidung über die Haltung letztlich der gesamten Gewerkschaftsbewegung zum Marshall-Plan. Böckler gewann auf einem Sonderkongress in Recklinghausen eine massive Mehrheit für die Zustimmung mit dem Argument, das ERP sei die einzige Alternative zum Verhungern. Das war so einleuchtend wie falsch: Es war Juni 1948, die Zeit, in der die Konsumgüterbestände gehortet und verborgen gehalten worden waren, ging gerade zu Ende. Realistisch war lediglich Böcklers Prognose, dass der Marshall-Plan zunächst einmal das Ende der Sozialisierungshoffnungen bedeutete. Über die Zustimmung der westdeutschen Gewerkschaften zerbrach auch die letzte Chance einer gesamtdeutschen Gewerkschaftseinheit: die Interzonenkonferenzen der Gewerkschaften wurden 1948 abgebrochen. Zugleich war die Abstimmung über den Marshall-Plan der Beginn einer innergewerkschaftlichen Auseinandersetzung mit den Kommunisten, die sich ihm widersetzt hatten. Böckler war vor 1933 sozialdemokratischer Stadtverordneter in Köln gewesen. Dort regierte damals der Oberbürgermeister Adenauer. Hans Böckler hatte also eine lange Erfahrung im An-der-Nase-Herumgeführtwerden. Wenngleich es den westdeutschen Unternehmern und der Besatzungsmacht gelang, Neuordnungsvorschläge der Gewerkschaften abzublocken oder zu kanalisieren, so enthielt ihre Taktik doch auch Momente des Nachgebens gegenüber real vorhandenem Druck: Im Herbst 1946 weigerten sich die Ruhrbergarbeiter, Sonderschichten zu fahren. Die Verschlechterung der Versorgung und das Ausbleiben der Neuordnung lösten im März und April 1947 eine grosse Streik- und Demonstrationbewegung vor allem im Ruhrgebiet aus. Im Winter 1947/48 schwollen die Streiks wieder an und erreichten im Frühjahr 1948 einen weiteren Höhepunkt. Als nach der Umstellung der Wirtschaft im Juni 1948 die Preise den Löhnen davonliefen, entschlossen sich die westdeutschen Gewerkschaften zu einem eintägigen Warn-Generalstreik am 12. November 1948. Im selben Jahr begannen die gewerkschaftlichen Proteste gegen die jetzt anlaufenden und 1950 abgeschlossenen Demontagen in der britischen Besatzungszone. Diese Massnahmen waren im



*Am 13. Juni 1949 besetzten belgische Truppen das zur Demontage vorgesehene Steinkohlewerk in Bergkamen, weil die Arbeiter aus Protest die Zufahrt zum Werksgelände gesperrt hatten.*

Potsdamer Abkommen zum Zweck des Abbaus von Kriegsindustrie vereinbart worden. General Clay hatte in seiner Zone bereits im Mai 1946 alle Demontagen gestoppt. Die Liste der betroffenen Unternehmen wurde in der Folgezeit auch für die britische Besatzungszone ständig gekürzt. Die Sprengung und der Abtransport von Industrieanlagen ab 1948 entsprach zumindest einem vordergründigen Konkurrenzinteresse der britischen Industrie, führte allerdings zugleich

durch die Notwendigkeit des Ersatzes zu einer raschen industriellen Innovation und somit zu langfristigem Wettbewerbsvorteil der westdeutschen Wirtschaft. Die Belegschaften, welche sich den Demontagetruppen entgegenstellten, verteidigten aktuell ihre Arbeitsplätze. Besonders hart waren die Auseinandersetzungen in Watenstedt-Salzgitter. Im März 1949 gab es dort bereits eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent. Landesregierung, IG Metall und Betriebsrat versuchten



deshalb weitere Demontagen der ehemaligen «Reichswerke Hermann Göring» zu verhindern. Dennoch rückten Anfang Februar 1950 britische Sprengtrupps an, um die Fundamente in die Luft zu jagen. Die vom Betriebsrat unterstützten Arbeiter antworteten mit einem organisierten Aufstand. Selbst der Einsatz eines Panzerwagens konnte ihren Widerstand nicht brechen. Tatsächlich wurden aufgrund dieser Ereignisse die Demontagelisten überprüft und die Zerstörungen Ende 1950 eingestellt. Die Arbeitsplätze hatten so wenigstens zum Teil gerettet werden können.

Als im Oktober 1949 der Deutsche Gewerkschaftsbund für die gesamte – inzwischen konstituierte – Bundesrepublik gegründet wurde, behielt er in seiner wirtschaftspolitischen Grundsatzerklärung die Forderung nach Sozialisierung und Neuordnung bei. Doch die andere Seite hatte inzwischen vollendete Tatsachen geschaffen. Dazu gehörte auch das Wiedererscheinen der Unternehmer- und Arbeitgeberverbände, die sich überregional sogar eher hatten zusammenschließen können als die Gewerkschaften.

Demontage in einem Essener Krupp-Werk

## Politische Institutionen 1945-1949

Solange Besatzungsrecht galt, unterstand Deutschland juristisch gesehen einer Militärdiktatur, ausgeübt von den Siegermächten. Oberstes Organ war der *Kontrollrat* in Berlin. Mitglieder: die Militärgouverneure der UdSSR, der USA, Grossbritanniens und Frankreichs. Er arbeitete nur in den Jahren 1945-1948. Sein Gegenstück für die Verwaltung von Gross-Berlin war die Alliierte *Stadtkommandantur*, die ebenfalls 1948 ihre Tätigkeit einstellte. Die oberste Gewalt in den einzelnen Besatzungszonen übten die *vier Militärregierungen* aus. (In der Sowjetischen Besatzungszone: Sowjetische Militäradministration, SMAD) Sie setzten 1945/46 *Landesregierungen* ein. Vorher hatte meist eine Neugliederung der Länder stattgefunden (z.B. durch Verselbständigung von Teilen des ehemaligen Preussen). Die US-amerikanische Besatzungsmacht richtete im Oktober 1945 einen «*Länderrat des amerikanischen Besatzungsgebietes*» mit Sitz in Stuttgart ein. Seine Mitglieder waren die Ministerpräsidenten von Bayern, Württemberg-Baden (die bis 1952 bestehende Zusammenfas-

sung von Nordwürttemberg und Nordbaden) und Hessen. Für die Britische Zone wurde im Februar 1946 ein *Zonenbeirat* in Hamburg geschaffen. Mitglieder: die Ministerpräsidenten und Leiter der Provinzen, Vertreter der Parteien, der Gewerkschaften und der Verbrauchergenossenschaften. Das Potsdamer Abkommen hatte die Errichtung gesamtdeutscher Zentralverwaltungen unter der Aufsicht der Besatzungsmächte vorgesehen. Sie sind nie eingerichtet worden: Erst opponierte Frankreich, dann verhinderte der kalte Krieg ihr Entstehen. Die Sowjetische Militäradministration in Deutschland richtete in der Sowjetischen Besatzungszone *Zentralverwaltungen* ein. In der britischen Besatzungszone entstanden *Zonenämter* für Wirtschaft, Landwirtschaft, Arbeit und andere Bereiche. Ab 1. Januar 1947 wurden die britische und die US-amerikanische Besatzungszone vereinigt. So entstand das «*Vereinigte Wirtschaftsgebiet*» (*Bi-Zone*). Es bekam fünf gemeinsame «*Verwaltungen*», und zwar für: Wirtschaft, Ernährung und

Landwirtschaft, Finanzen, Verkehr, Post- und Fernmeldewesen. Mitte 1947 erhielt die Bizone weitere Institutionen. Sie hatte nun folgende Einrichtungen:

- 1.) einen *Wirtschaftsrat*: dies war eine Art Parlament, dessen 54 Abgeordnete annähernd proportional zur Fraktionsstärke von den Landtagen delegiert wurden.
- 2.) einen *Exekutivausschuss* (später: Exekutivrat): hier sassen die Vertreter der Länder.
- 3.) die *fünf Ämter*, die von *Direktoren* geleitet wurden.

1948 wurde die Abgeordnetenzahl des Wirtschaftsrats verdoppelt, der Exekutivrat wurde umbenannt in «*Länderrat*», die fünf Ämter hiessen jetzt «*Verwaltungen*». Der Wirtschaftsrat wählte einen *Oberdirektor* (Hermann Pünder). Weitere Institutionen kamen jetzt hinzu: ein *Obergericht*, eine *Länder-Union-Bank* (*Bank deutscher Länder*). Von September 1948 bis Mai 1949 tagte der *Parlamentarische Rat*: 65 Delegierte aus den Ländern erarbeiteten das *Grundgesetz*.

## Vom Sperrmüll zum Sprungbrett Von den Westzonen zur BRD

Als die Wehrmacht am 8. Mai 1945 kapitulierte, standen die britischen und US-amerikanischen Truppen bereits östlich der Grenze, die ihnen 1944 und dann in Jalta zugewiesen worden waren. Die deutschen Armeen hatten in der Schlussphase des Krieges fast nur noch gegen die Rote Armee gekämpft, die Berlin eroberte, aber nicht mehr weiter vorrücken konnte. Dies brachte Churchill auf die Idee, die gerade erst getroffenen Vereinbarungen zu brechen und die angloamerikanischen Truppen dort stehen zu lassen, wo sie im Laufe der Kampfhandlungen hingekommen waren: in den westlichen Teilen Mecklenburgs, der preussischen Provinz Sachsen, des Landes Sachsen und in Thüringen. Harry S. Truman, der Nachfolger des im April verstorbenen Roosevelt, fand das allerdings ganz und gar nicht praktisch. Die Vereinigten Staaten waren in Europa bislang mit vergleichsweise sehr geringen Menschenverlusten davongekommen. Bruch der Vereinbarung über die Besatzungszonen hätte zu einem Zusammenstoß mit der Sowjetunion geführt, während in der US-amerikanischen Öffentlichkeit bereits eine ganz andere Forderung erhoben wurde: «Bring the boys home!» So zogen sich die westlichen Truppen im Juni aus den für die Rote Armee bestimmten Teilen zurück und rückten andererseits in drei ihnen ebenfalls bereits früher zugestandene Sektoren Berlins ein. Vierte Besatzungsmacht wurde Frankreich. Der Kontrollrat begann seine Arbeit. Für die Konferenz von Potsdam (Churchill, Stalin, Truman; 17. Juli – 2. August) hatte Truman ein Mitbringsel für Stalin: die Nachricht, dass die Vereinigten Staaten nunmehr über die Atombombe verfügten. Zu seiner Umgebung bemerkte er, nunmehr besitze er einen Knüppel für die Sowjetunion. Am 6. und 8. August fielen Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Zwar hatten die Alliierten vereinbart, dass die UdSSR drei Monate nach der Kapitulation Hitler-Deutschlands in den Krieg gegen Japan eingriff. Jetzt aber sollte deren Engagement in dieser Region verkürzt und mögliche Positionsgewinne dort verhindert werden. Die Atombomben-Abwürfe hatten deshalb den Zweck, die ohnehin bevorstehende Kapitulation Japans zu beschleunigen. In Potsdam selbst konnte Truman den neuen

waffentechnischen Trumpf noch nicht umsetzen. Eine Verschiebung der Positionen ergab sich in der Frage der Reparationen. In Jalta waren die Verbündeten davon ausgegangen, dass deren Höhe zwanzig Milliarden Dollar betragen und dass die Sowjetunion davon die Hälfte erhalten solle, denn sie war diejenige der drei Mächte, die am meisten unter dem Krieg gelitten hatte. Auf der Potsdamer Konferenz wurden keine absoluten Zahlen mehr genannt. Stattdessen wurde vereinbart, dass jede Besatzungsmacht ihre Reparationen aus ihrer eigenen Zone entnehmen solle. Darüber hinaus standen der UdSSR fünfundzwanzig Prozent der für Friedensproduktion nicht benötigten Teile der westdeutschen Industrie zu. Fünfzehn Prozent davon sollte sie mit Lebensmitteln und Rohstoffen bezahlen, weitere zehn ohne Gegenlieferung erhalten. Die bereits vollzogene Unterstellung der Gebiete östlich der Oder und Neisse unter polnische Verwaltung wurde auch von den Westmächten akzeptiert. Allerdings sollte die endgültige Regelung einem künftigen Friedensvertrag vorbehalten bleiben. Als politische und wirtschaftliche Grundsätze bei der Behandlung Deutschlands galten die völlige Abrüstung und Entmilitarisierung, die Säuberung vom Faschismus und die Bestrafung der Kriegsverbrecher. Die Wirtschaft sollte entflochten werden. Die Potsdamer Konferenz ging noch von einer künftigen nationalen Einheit Deutschlands aus. So sollten die Siegermächte ihre Verantwortung gemeinsam wahrnehmen und unter ihrer Kontrolle deutsche Zentralverwaltungen arbeiten. Ein Rat der Außenminister hatte die Aufgabe, das weitere Vorgehen auszuhandeln. Insgesamt zeigte Potsdam noch die Grundstrukturen einer möglichen Politik auf der Basis der bisherigen Anti-Hitler-Koalition, wobei das Deutsche Reich als Ganzes ausserhalb einseitig festgelegter Einflussblöcke bleiben konnte. Dies hätte sowjetischen Sicherheitsinteressen weitgehend entsprochen, von den USA aber die Bereitschaft verlangt, in den Westzonen, insbesondere im Ruhrgebiet, eine Mitkontrolle der UdSSR zuzulassen. Seit der Polenkrise Anfang jenen Jahres wurde jedoch die Konfrontation vorbereitet. Dies blieb zunächst noch weitgehend unsichtbar: Die Gesetzgebung des Kontrollrats



Frankreich trennte 1946 das Saarland von seiner Zone ab und schloss es dem französischen Wirtschafts- und Währungsgebiet an.

hielt in Fragen der Entflechtung, Entmilitarisierung, Entnazifizierung und der betrieblichen Mitbestimmung zunächst noch Perspektiven einer gemeinsamen Deutschlandpolitik offen, wenn auch schon häufig in Kompromissform. Da Frankreich wesentliche Teile der Vereinbarungen von Potsdam nicht anerkannte, insbesondere die Einrichtung deutscher Zentralverwaltungen ablehnte und das Saargebiet von seiner Zone abtrennte (1946 wurde es dem französischen Wirtschafts- und Währungsgebiet angeschlossen), wurde auf den Konferenzen der Außenminister der sich anbahnende zentrale Konflikt zunächst verdeckt. Sein Kern bestand in der Differenz bei der Bestimmung der Voraussetzungen für eine tiefgreifende Demokratisierung und Entfaschisierung. Der sowjetische Außenminister Molotow nannte hier als wichtigste Forderung die Entmachtung des Monopolkapitals in ganz Deutschland, die Vorschläge der USA umgingen diesen Punkt. Das Drängen der UdSSR auf die Schaffung gesellschaftspolitischer Voraussetzungen einer künftigen Politik Gesamtdeutschlands und auf sicherheitspolitische Garantien insbesondere durch gemeinsame Kontrolle der Ruhr wurde vom US-amerikanischen Außenminister Byrnes als Hindernis für eine Einigung inter-



## Truman-Doktrin

Präsident Truman, nachdem ihm der Abwurf der Atombombe auf Hiroshima gemeldet wurde:

«*This is the greatest thing in history!*»

Präsident Truman über den Sinn der US-amerikanischen Atombombenversuche im Hinblick auf die sowjetische Delegation bei der Potsdamer Konferenz:

«*If it explodes, as I think, it will, Til certainly have a hammer on those boys.*»

Am 12. März 1947 verlas Präsident Truman in Washington eine Kongressbotschaft zur Lage im Mittelmeerraum, die als «Truman-Doktrin» bekannt wurde. In der Botschaft hiess es: «*Im gegenwärtigen Abschnitt der Weltgeschichte muss fast jede Nation ihre Wahl in bezug auf ihre Lebensweise treffen. Nur allzuoft ist es keine freie Wahl.*

*Die eine Lebensweise gründet sich auf den Willen der Mehrheit und zeichnet sich durch freie Einrichtungen, freie Wahlen, Garantie der individuellen Freiheit, Rede- und Religionsfreiheit und Freiheit von politischer Unterdrückung aus.*

*Die zweite Lebensweise gründet sich auf den Willen einer Minderheit, der der Mehrheit aufgezwungen wird. Terror und Unterdrückung, kontrollierte Presse und Rundfunk, fingierte Wahlen und Unterdrückung der persönlichen Freiheiten sind ihre Kennzeichen.*

*Ich bin der Ansicht, dass es die Politik der Vereinigten Staaten sein muss, die freien Völker zu unterstützen, die sich der Unterwerfung durch bewaffnete Minderheiten oder durch Druck von aussen widersetzen.*

*Ich glaube, dass wir den freien Völkern helfen müssen, sich ihr eigenes Geschick nach ihrer eigenen Art zu gestalten.»*

pretiert. Im Frühjahr 1946 stoppte General Clay die in Potsdam vereinbarten Reparationslieferungen an die UdSSR. Er stellte dies als einen Versuch dar, Frankreich und die UdSSR zur Zustimmung für die Bildung gesamtdeutscher Staatssekretariate zu zwingen, und führte als zusätzliche Begründung an, dass die Sowjetunion bislang noch nicht die Rohstoffe und Lebensmittel geliefert habe, mit denen ein Teil der Lieferungen aus den Westzonen erstattet werden sollte. Diese Rechtfertigung war in mehrfacher Hinsicht fadenscheinig: Da keine Fristen für die Bezahlung bestanden, konnte zu einem so frühen Zeitpunkt – Mai 1946 – nicht von einer Weigerung der Sowjetunion gesprochen werden. Der von Clay verordnete Stopp betraf überdies auch jene Lieferungen, welche die UdSSR kostenlos erhalten sollte. Die Sowjetunion wies deshalb zutreffend darauf hin, dass diese Massnahme des US-amerikanischen Befehlshabers eine Verletzung des Potsdamer Abkommens darstellte. Am 6. September kündigte Byrnes die Bildung einer gemeinsamen Verwaltung für die US-amerikanische und britische Zone (Bizone) an: da eine Einigung mit der UdSSR nicht möglich gewesen sei, solle so ein Kern geschaffen werden, dem sich die anderen Zo-

nen ja anschliessen könnten. Die Labourgeführte britische Regierung schloss sich dem US-amerikanischen Vorgehen schon deshalb bereitwillig an, weil sie fürchtete, die finanziellen Lasten, welche die Besetzung einer stark zerstörten Region bedeuten konnte, langfristig nicht tragen zu können. Diese Unterordnung unter die USA bedeutete in letzter Konsequenz allerdings auch den Verzicht darauf, wirtschaftspolitische Neuordnungsbestrebungen zu unterstützen. Daran änderte die auf die eigene Zone bezogene Sozialisierungsrhetorik des Aussenministers Bevin, die im Winter 1946/47 einen Höhepunkt erreichte, nichts. Für die ab dem 1. Januar 1947 eingerichtete Bizone wurden fünf gemeinsame Verwaltungen, die im Auftrag der Westalliierten von Deutschen geleitet wurden (Wirtschaft, Ernährung und Landwirtschaft, Finanzen, Verkehr, Post- und Fernmeldewesen), geschaffen. Frankreich brachte seine eigene Zone nicht in das Gebilde ein. Es hatte sich von Anfang an gesamtdeutschen Lösungen widersetzt, beharrte länger als alle anderen auf Zerstückelungsplänen, die weitergingen als die schliesslich stattfindende Teilung, und betrieb eine separate Verwaltung seiner Zone. Bis Sommer 1948 bestand Passzwang zwischen der Bi- und der

französischen Zone. Allmählich bildete sich aus der Bi- die sogenannte Trizone, die im streng juristischen Sinn allerdings nie bestanden hat. Am 12. März 1947, während der Moskauer Aussenministerkonferenz, proklamierte Truman den offenen Ausbruch des kalten Krieges: Er verlangte von beiden Häusern des US-amerikanischen Kongresses Mittel für eine Verteidigung Griechenlands und der Türkei gegen angeblich drohenden kommunistischen Umsturz und entwickelte in diesem Zusammenhang seine aussenpolitische Doktrin: Die Welt sei in ein Reich der Freiheit und der Unfreiheit gespalten. Eine sowjetische Expansionspolitik müsse eingedämmt werden («Containment»-Politik). Für Deutschland bedeutete dies, dass die diagnostizierte Teilung erst endgültig in die Wege geleitet wurde. Innerhalb der von der Truman-Doktrin proklamierten Strategie sollten die Westzonen zum antikommunistischen Bollwerk ausgebaut werden. Seine ökonomische Innenausstattung sollte der im Juni 1947 verkündete Marshall-Plan vervollständigen.

Inzwischen waren aber auch die innerdeutschen Komponenten des Teilungsprozesses deutlich hervorgetreten.

Bald nach der Kapitulation gab es wieder eine Aktivität deutscher Politiker: nicht nur der Parteiführer, sondern auch der Ministerpräsidenten in den teilweise von den Besatzungsmächten neu gegliederten Ländern. Für Anfang Juni 1947 lud der bayerische Regierungschef Hans Ehard seine Kollegen aus allen vier Zonen zu einer Konferenz nach München ein. Hier sollte – auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten 1946/47 gemeinsam beraten werden, wie die Versorgung im nächsten Winter sichergestellt werden könne. Auch in der sowjetischen Besatzungszone waren nach der Niederlage des Hitlerfaschismus neue Länder entstanden: Mecklenburg-Vorpommern (Ministerpräsident: Höcker, SED), Brandenburg (Steinhoff, SED), Sachsen-Anhalt (Hübener, LPD), Sachsen (Friedrichs, SED), Thüringen (Paul, SED). Deren Regierungen waren nach Landtagswahlen, die im Oktober 1946 stattgefunden hatten, gebildet worden. Angesichts der sich nun eindeutig anbahnenden Spaltungstendenzen nach der Verkündung der Truman-Doktrin und der Gründung der Bi-Zone verlangten die Ministerpräsidenten aus der sowjetischen Besatzungszone (SBZ), dass als erster Tagesordnungspunkt die Frage der deutschen Einheit behandelt werden solle. Dies wurde ihnen abgeschlagen. Die gesamtdeutsche Konferenz platzte am 6. Juni, noch bevor sie begann. Als die Ministerpräsidenten aus der sowjetischen Besatzungszone abgereist waren, hielten ihre westdeutschen Kollegen Referate, die sie bereits mitgebracht hatten. Als Rechtfertigung für ihr Verhalten haben sie damals und auch später angeführt, die französische Besatzungsmacht habe den Regierungschefs aus ihrer Zone die Teilnahme nur unter der Bedingung gestattet, dass allgemeinpolitische Fragen nicht erörtert würden. Diese These ist inzwischen als Schutzbehauptung widerlegt. Das 1975 veröffentlichte Protokoll der Münchener Ministerpräsidentenkonferenz dokumentiert, in welcher provozierender Form die Besucher aus der sowjetischen Besatzungszone abgefertigt wurden. Insbesondere sozialdemokratische Politiker taten sich dabei hervor. Tatsächlich hatte Schumacher in Hannover seine Parteifreunde unter «Fernbehandlung» gesetzt (so eine Formulierung des Ministerpräsidenten von Württemberg-Baden, Maier, DVP/FDP). Der SPD-Vorsitzende fürchtete von der Konferenz eine Aufwertung der SED und damit eine indirekte Bestätigung der Vereinigung von Sozialdemokratie und KPD in der sowjetischen Besatzungszone. Westdeutsche Spitzenpolitiker hatten 1947 allmählich andere Sorgen als die deutsche

Einheit: es bot sich die Chance, selbst einen Staat zu gründen. Im Juli erhielt die Bizone Organe mit legislativen und exekutiven Aufgaben. Ein Wirtschaftsrat aus Vertretern der Landtage war eine Art Parlament, ein Exekutivausschuss amtierte als Länderkammer, die fünf Verwaltungen mit ihren Direktoren bildeten die Vorform einer Regierung. Ab Januar 1948 wurden sie gar schon durch ein Obergericht und den Vorläufer der heutigen Bundesbank (Länder-Union-Bank / Bank deutscher Länder) komplettiert. Der Exekutivrat hiess jetzt «Länderrat», die Verwaltungen wurden zu einem «Verwaltungsrat» zusammengefasst. So zeichneten sich Staatsorgane der späteren Bundesrepublik – Bundestag, Bundesrat, Bundesregierung – bereits ab. Mehr noch: innerhalb dieser Institutionen etablierte sich schon im Juli 1947 das Verhältnis von bürgerlicher Mehrheit und sozialdemokratischer Opposition, wie es dann bis 1966 bestand. Als die SPD bei der Wahl des Direktors der Verwaltung für Wirtschaft unterlag, zog sie ihre Kandidaten auch für alle anderen Positionen zurück. Sie erklärte sich zur Opposition. Direktor der Verwaltung für Wirtschaft wurde Johannes Semler. Als er die Versorgungspolitik der Westmächte kritisierte, musste er zurücktreten. Sein Nachfolger war ab März 1948 Ludwig Erhard. Die SPD lehnte im Juni 1948 zwar die von ihm betriebene Aufhebung der Bewirtschaftung im Wirtschaftsrat ab, liess diese aber in der Länderkammer, wo sie die Mehrheit hatte, passieren. Inzwischen hatte der sich herausmauernde Staat durch die Währungsreform auch sein eigenes Geld erhalten (20. Juni 1948). In der ersten Jahreshälfte 1948 wurde die Gründung einer westdeutschen Republik durch eine Konferenz der drei Westalliierten und der Benelux-Staaten (Belgien, Niederlande, Luxemburg) in London weiter vorangetrieben (Londoner Sechsmächtekonferenz). Zugleich bildeten sich Strukturen eines antisowjetischen Militärpakts heraus. Im März 1947 hatten Grossbritannien und Frankreich in Dünkirchen einen Verteidigungsvertrag geschlossen, der sich offiziell gegen etwaige Gefahren, die in Zukunft von Deutschland drohen konnten, richtete. Jetzt traten in Brüssel Belgien, die Niederlande und Luxemburg bei. Dies war eine Vorform der späteren Westeuropäischen Union (WEU). Unmittelbar darauf, am 20. März 1948, zog sich die UdSSR aus dem Kontrollrat zurück, da die sich nun abzeichnende Entwicklung seine Weiterarbeit sinnlos gemacht habe. Am 1. Juli überreichten die westalliierten Militärgouverneure den Ministerpräsidenten



in Frankfurt drei in London ausgearbeitete Dokumente. Die Regierungschefs wurden hier u.a. auf gefordert, eine verfassunggebende Versammlung bis spätestens 1. Sep-



*Die Westberliner schauen von Trümmern am Rande des Tempelhofer Flugfeldes den landenden C-47-Bombern zu, die sie während der Zeit der Berliner Luftbrücke mit Nahrungsmitteln versorgen.*

rikanische Besatzungszone zu einem funktionsfähigen Staat zusammenschließen. Reuter, Stadtrat für Verkehr, war bereits im Frühjahr 1947 zum Oberbürgermeister gewählt worden, wurde aber von der Alliierten Kommandantur nicht bestätigt, da der sowjetische Vertreter Einspruch erhoben hatte. Tatsächlich stellte sich seit 1947 die Frage, was aus Berlin, in dem alle vier Siegermächte einen Sektor hatten, bei einer Teilung Deutschlands werden sollte. Die Entscheidung wurde nach der Schaffung der D-Mark unausweichlich. Die UdSSR reagierte mit einer eigenen improvisierten Währungsreform in ihrer eigenen Zone, um zu verhindern, dass entwertete Reichsmark jetzt massenhaft in die SBZ einströme. Welches Geld aber sollte in Berlin gelten? Diese Frage verband sich nun unauflöslich mit dem Problem der künftigen staats- und völkerrechtlichen Stellung der Stadt. Die Westmächte und die meisten der mit ihnen zusammenarbeitenden deutschen Politiker betrieben die Eingliederung des US-amerikanischen, britischen und französischen Sektors in den neuen Teilstaat, die UdSSR wollte ihn insgesamt verhindern. Sie unterbrach ab Juni 1948 den Güter- und Personenverkehr zwischen der Stadt und dem Westen zu Wasser und zu Land. Zugleich bot sie eine Versorgung des US-amerikanischen, britischen und französischen Sektors aus dem Ostsektor und aus der SBZ an. Davon machten in der Folgezeit allerdings lediglich 99'000-100'000 Westberliner Gebrauch. Die Mehrheit lehnte das Angebot ab, verhängte eine freiwillige Selbstblockade gegenüber der SBZ und verliess sich stattdessen auf die Luftbrücke der Angloamerikaner: Nahrungsmittel und Brennstoffe wurden in ständig sich steigendem Flugzeugeinsatz aus dem Westen herangeschafft. Die gemeinsame Alliierte Kommandantur stellte ihre Tätigkeit ein. Wäre es der UdSSR gelungen, Westberlin tatsächlich abzuschneiden und somit ökonomisch von ihrer Zone abhängig zu machen, dann hätten die USA, Grossbritannien und Frankreich vor der Wahl gestanden, entweder auf die Bildung eines Teilstaates zu verzichten oder sich aus der Stadt zurückzuziehen. Nach sowjetischer Auffassung fehlte durch die Zerstörung der Viermächte-Verwaltung für Deutschland nunmehr die Rechtsgrundlage

tember 1948 einzuberufen. Zum Ritual, das nun ablief, gehören auch die Bedenken, ob deutsche Politiker an der Gründung eines Separatstaates mitwirken dürften. Die Zierei wurde vor allem durch den Vertreter Ber-

lins, Ernst Reuter (SPD), zerstreut. Er argumentierte, Berlin könne nur dann für den «Freien Westen» gehalten werden, wenn sich die britische, französische und US-ame-



für die Anwesenheit westlicher Truppen in Berlin. Blieben die USA, Grossbritannien und Frankreich bei ihrem Kurs der Separatgründung und konnten sie sich in ihren Sektoren halten, dann hatte dies die faktische Teilung der Stadt zur Folge. Dies war der Kern des Problems, an dem sich allerlei Massenbewegungen im Osten (Demonstrationen gegen die nichtkommunistische Mehrheit der Stadtverordnetenversammlung) und im Westen (Ernst Reuter: «Schaut auf diese Stadt!») entzündeten. Im September verlegte die Stadtverordnetenversammlung (mit Ausnahme der SED-Fraktion) ihren Sitz in die Hardenbergstrasse im Westsektor, die Dienststellen der Verwaltung folgten Stück für Stück in die Weststadt nach, vorwiegend der Verkehrs-Stadtrat Reuter. Am Ende blieb nur noch der stellvertretende Oberbürgermeister Friedensburg (CDU) übrig. Ende November wurde durch eine Massenversammlung im Admiralspalast im Ostsektor ein neuer (zunächst provisorischer) Magistrat mit dem Oberbürgermeister Friedrich Ebert (SED) gebildet. Er erhob den Anspruch auf Zuständigkeit für ganz Berlin. Dies begründete er damit, dass die Mehrheit der 1946 gewählten Stadtverordnetenversammlung und die Dienststellen durch ihre Abwanderung in den Westen ihre Pflichten verletzt hätten, funktionslos geworden seien

und die Einheit der Stadt aufgegeben hätten, da sie nur noch für den US-amerikanischen, britischen und französischen Sektor amtierten. Also müssten neue Organe geschaffen werden, welche die bislang offiziell durch die Besatzungsmächte nicht in Frage gestellte Einheit der Stadt wahren, diese also auch einheitlich verwalten sollten.

Als Gegenstück entstand im Westen ein Magistrat (später: Senat) mit dem Oberbürgermeister (später: Regierender Bürgermeister) Reuter, der im Rathaus Schöneberg residierte. Auch die Universität und die Gewerkschaften wurden geteilt. In Dahlem entstand die «Freie Universität», aus dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) spaltete sich im Westen die «Unabhängige Gewerkschafts-Opportunisten» (UGO) ab. Die UdSSR stellte die Blockade im Mai 1949 ein, nachdem feststand, dass deren Hauptzweck: Verhinderung des Weststaates, nicht erreicht werden konnte. Bei den Verhandlungen der Ministerpräsidenten über die Weststaatengründung im Juli 1948 kam dem nichtbestätigten Berliner Oberbürgermeister Reuter die Funktion zu, deren tatsächliches oder vorgespiegeltes – schlechtes Gewissen zu beschwichtigen. Schützenhilfe leistete ein weiterer SPD-Politiker, Carlo Schmid. Dieser wusste folgenden Rat: Wenn man sich geniere, einen Staat

zu gründen, dann könne man es ja einfach anders nennen, zum Beispiel «Zweckverband administrativer Qualität». Das half, und die Ministerpräsidenten machten ihre Hausaufgaben. In ihrem Auftrag tagte im August ein Konvent von Verfassungsspezialisten auf der Insel Herrenchiemsee und erstellte einen Entwurf. Pünktlich am 1. September 1948, wie die drei Militärgouverneure es gewünscht hatten, begann die Arbeit des «Parlamentarischen Rates», der die Verfassung endgültig erarbeiten und verabschieden sollte. Seine 65 Abgeordneten waren von den elf westdeutschen Landtagen delegiert. Auch hier versuchte man nach Möglichkeit den Anschein zu vermeiden, als beteilige man sich an einer Staatsgründung. Wieder konnte Carlo Schmid mit einer Formulierung aushelfen: Nicht «Verfassung» sollte das Kind heissen, sondern es sei eher ein «Organisationsstatut». Dieser Versuch, den Begriff «Verfassung» zu vermeiden, führte dazu, dass man das Dokument, welches am 8. Mai 1949 angenommen und am 23. Mai verkündet wurde, «Grundgesetz» nannte. Bei der Verabschiedung gab es Gegenstimmen: Für die Deutsche Partei und die CSU war die Verfassung zu wenig föderalistisch, das Zentrum bemängelte ungenügende Beachtung des Elternrechts. Auch die beiden Vertreter der KPD lehnten ab. Zwar

anerkannten sie, dass einige Bestimmungen wichtige demokratische Garantien erhielten, doch insgesamt war nach Auffassung der Kommunisten das Grundgesetz schon durch seine Existenz und durch die Art, wie es zustande gekommen war, ein Dokument der Spaltung. Dabei hatte man sich die Sache doch wirklich etwas kosten lassen. Dem Vorwurf, letztlich einen Teilstaat aus Gesamtdeutschland herausgebrochen zu haben, begegnete man mit dem «Wiedervereinigungsgebot» der Präambel und einer Übergangsbestimmung (Artikel 146). Zugleich hatte man es vermieden, durch das Grundgesetz eine bestimmte Gesellschaftsordnung festzuschreiben. In seinem Rahmen ist sowohl der Kapitalismus wie der Sozialismus möglich. Angesichts der Tatsache, dass bis dahin die Restauration schon weitgehend durchgesetzt war und der Parlamentarische Rat eine bürgerliche Mehrheit (36:29) hatte, mag das zunächst etwas sehr grosszügig erscheinen. Die Vertreter von SPD und KPD hätten so überstimmt werden können, dass nach dem Grundgesetz für alle Zukunft sozialistische Eigentumsverhältnisse verboten gewesen wären, also nur durch Hochverrat hätten realisiert werden können. Allerdings wäre die Sache knapp geworden: In der CDU/CSU-Fraktion sassen auch Gewerkschafter, das Zentrum war nicht voll auf prokapitalistischem Kurs. Ein anderer Grund wog ebenfalls schwer: Die Festlegung der neuen Verfassung auf den Kapitalismus hätte damals nur gegen die SPD durchgesetzt werden können. In seiner Eigenschaft als Gründungsurkunde eines Teilstaates wäre es dann entwertet gewesen, falls die Partei, welche die Mehrheit der Arbeiterklasse hinter sich hatte, nicht mitzog. Wenn man sich schon den Vorwurf auflud, mit der Verabschiedung des Grundgesetzes die Spaltung zumindest aktuell zu befördern, dann sollte eben möglichst für alle gelten: «Mitgegangen, mitgefangen», die Sozialdemokraten sollten mit, und dafür mussten Zugeständnisse gemacht werden. Wie hinterher die Verfassungswirklichkeit aussehen würde, das stand ohnehin auf einem anderen Blatt. Konrad Adenauer gab die Parole aus, seine Partei müsse mindestens acht Jahre an der Macht bleiben, um die Weichen endgültig stellen zu können. Nach den Wahlen zum ersten Bundestag am 14. August 1949 wurde in den Sozialausschüssen der CDU und auch von einigen sozialdemokratischen Ministerpräsidenten eine grosse Koalition erwogen. Adenauer wie Schumacher lehnten ab. Der SPD-Vorsitzende rechnete damit, dass insbesondere Erhards Wirtschaftspolitik bald scheitern werde. Die Bildung eines « Bürger-

blocks» musste in der CDU die Gewichte weiter nach rechts verlagern. Adenauer beanspruchte die Führung für sein Konzept, das bereits mehr beinhaltete als die Festigung des Kapitalismus und die Teilung Deutschlands. Mit seiner Wahl zum Bundeskanzler im September 1949 beginnt der Versuch, unter der Parole «Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit» die alte Ordnung, welche sich nach 1945 in den Westzonen wieder etabliert hatte, nach Osten zu tragen. Aus dem Sperrmüll der unmittelbaren Nachkriegszeit war ein Sprungbrett geworden.

#### Literaturverzeichnis

Werner Abeishauer: Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1945-1980). Frankfurt/M. 1983

Josef Becker, Theo Stammen, Peter Waldmann (Hrsg.): Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen Kapitulation und Grundgesetz. München 1979

Wolfgang Benz: Von der Besatzungsherrschaft zur Bundesrepublik. Stationen einer Staatsgründung. 1946-1946. Frankfurt/M. 1984

Bernt Engelmann: Wie wir wurden, was wir sind. Von der bedingungslosen Kapitulation bis zur unbedingten Wiederbewaffnung. München 1980

Theodor Eschenburg: Jahre der Besatzung 1945-1949. Stuttgart und Wiesbaden 1983 (in: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. v. Karl Dietrich Bracher, Theodor Eschenburg, Joachim C. Fest, Eberhard Jäckel, Erster Band)

Andreas Hillgruber: Deutsche Geschichte 1945-1972. Die «deutsche Frage» in der Weltpolitik. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1974

Ernst-Ulrich Huster, Gerhard Kraiker, Burkhard Scherer, Friedrich-Karl Schlotmann, Marianne Welteke: Determinanten der westdeutschen Restauration. Frankfurt/M. 1972

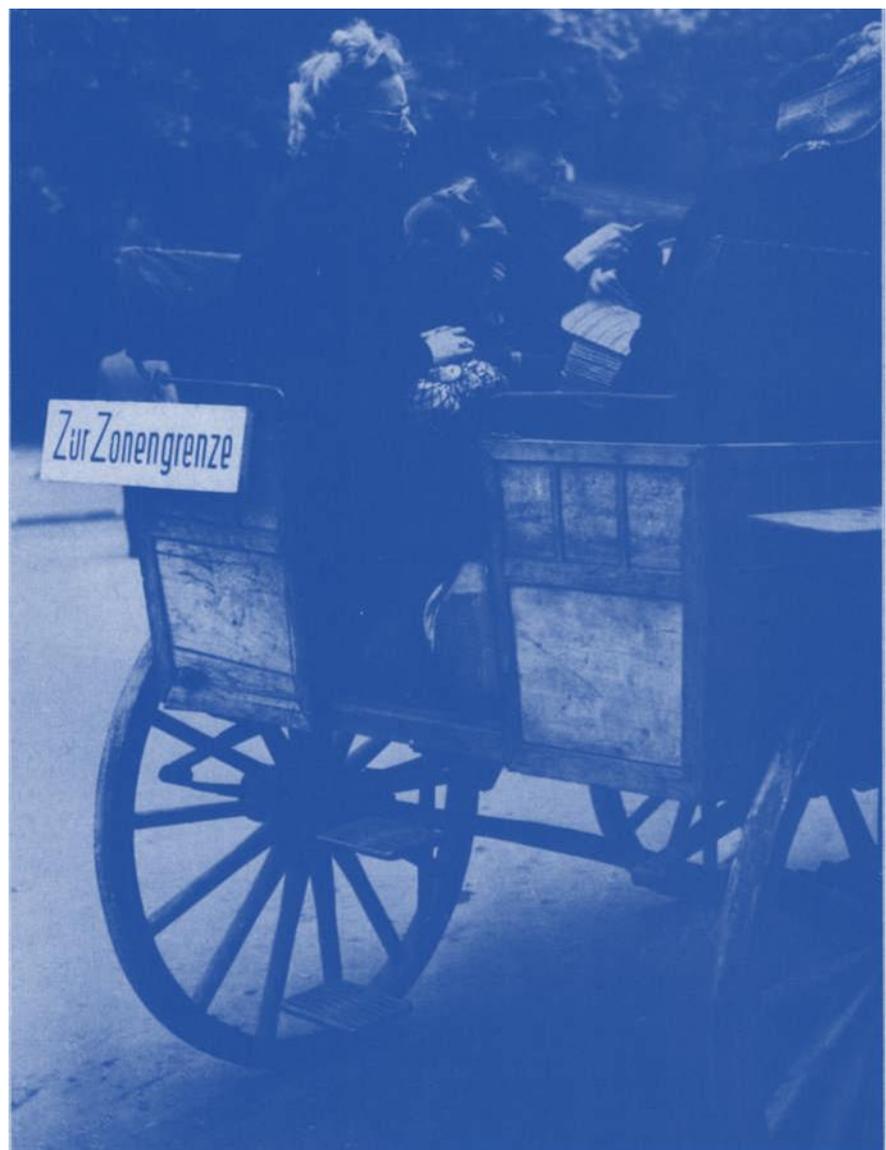
Christoph Kiessmann: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955. Göttingen 1982

Jürgen Kuczynski: So war es wirklich. Ein Rückblick auf zwanzig Jahre Bundesrepublik. Berlin 1969

Wilfried Loth: Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941-1955. 3. Aufl., München 1982

Westdeutschlands Weg zur Bundesrepublik 1945-1949. Beiträge von Mitarbeitern des Instituts für Zeitgeschichte. München 1976

Hans-Peter Schwarz: Vom Reich zur Bundesrepublik. Deutschland im Widerstreit der aussenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945-1949. 2. Aufl., Stuttgart 1980.



Heinrich Albertz  
**Flüchtlingspfarrer in Celle**



*Der Autor 1945 in Celle*

Weihnachten 1945 in Celle. Ausgelöst wurden die Erinnerungen wohl durch den Abdruck einer Zeichnung, die der «Tagesspiegel» damals veröffentlicht hatte: ein winziges Zimmer mit dürftigen Kistenmöbeln, ein Licht, eine Kanne Tee, ein Ball für das Kind, das mit seinen Eltern die erste Weihnacht in Frieden feiert. So war es ja wohl überall, wenn ich von den Bauern und ein paar wenigen anderen Besitzbürgern absehe. In den zerstörten Städten, in den Flüchtlingslagern, in überfüllten Wohnungen. Warum hat sich nur diese ganze doch einfach elende Zeit inzwischen mit einem Glanz überzogen, der alle Ärmlichkeit, alle Anstrengungen vor allem der Mütter, allen Schmutz überdeckt? Für mich und für viele andere sind diese ersten Jahre bis zur Währungsreform die Jahre eines unvergesslichen Aufbruchs, einer völligen Befreiung gewesen, wie sie sich nie wiederholen kann. Wir hatten äusserlich nichts. Geborgte Sachen, Geld, das nichts wert war, keine Sachen zum Tauschen und Handeln. Aber kaum, dass wir ein paar Monate in der neuen Umgebung lebten, wuchsen die Freundschaften unter den Händen, öffneten sich alle vergrabenen, verschütteten, uns von den Nazis vorenthaltenen Schätze – Bücher, Theater, Filme, Konzerte – und vor allem Menschen, immer neue Menschen, enturzelt wie wir, aber sich gegenseitig helfend, haltend in einer nie erlebten Solidarität.

Celle war 1945 eine heilgebliebene Bürgerstadt. Nicht besser oder schlechter als andere, viele Nazis bis in das Herz der Gemeinschaft der Gebildeten, das Oberlandesgericht hinein. Überschwemmt von Flüchtlingen, entlassenen Häftlingen aus dem nahegelegenen KZ Bergen-Belsen, das angeblich niemand gekannt hatte. Britisch besetzt mit strenger Anwendung des Prinzips der «Non-Fraternisation». Ein typisches Beispiel für die völlige Veränderung eines kommunalen Gemeinwesens durch die Folgen des Krieges.

Wir waren zunächst bei Verwandten meiner Frau untergekommen, in einem winzigen Zimmer mit zwei Betten für Eltern und zwei Kinder. Ich war arbeitslos. Die hannoversche Landeskirche dachte gar nicht daran, vertriebene Pfarrer, noch dazu aus einer unierten, preussischen Kirche zu übernehmen. Endlich fand sich ein Job bei der britischen Post. Aber am Tage, bevor ich dort hätte dort arbeiten können, kam der Superintendent des Kirchenkreises Celle, ein hochgewachsener, vornehmer Mann, zu uns in die Wohnung und fragte mich, ob ich nicht die pastorale Betreuung der Flüchtlinge in der Stadt übernehmen wolle. Dies sei ein

persönlicher Vorschlag von ihm, kein Landeskirchenamt wisse davon, er könne mir auch nur aus Kollekten RM 300 im Monat zahlen. Aber ich erhielt ein Zimmer für Sprechstunden im Pfarrhaus an der Stadtkirche und durfte jeden Sonntag einen Gottesdienst halten für die Flüchtlinge – natürlich, wie es sich gehört, am Rande der Stadt, um 11 Uhr nach dem regulären Hauptgottesdienst.

Es begann damit, dass ich an mein Zimmer einen Zettel heftete: «Ev. Flüchtlingspastor Celle, Sprechstunden Montag bis Freitag 9-11, 15-17 Uhr.» Ob jemand kommen würde? Nach wenigen Tagen standen die Menschen Schlange, meldeten sich freiwillige Helfer, entstanden die ersten Verbindungen zu den städtischen Ämtern, den Besatzungsdienststellen, den gerade wieder entstehenden Wohlfahrtsorganisationen. Es begannen auch die Gottesdienste, immer voller und voller. Beides gehörte zusammen, bedingte sich: Wort und Sakrament und eine unbeschreibliche Flut von sozialen Problemen: Arbeit, Wohnung, Ausbildung der Kinder, Suchen nach vermissten Vätern, Söhnen, Müttern. Schon nach wenigen Wochen wurde ich ins Rathaus gebeten. Diesmal war es der erste, noch von den Briten ernannte Oberbürgermeister, der mich bat, doch meine Arbeit auch gleichzeitig für die Stadt Celle zu tun. Er könne ein Stockwerk in einem alten Bürgerhaus zur Verfügung stellen, dort könne ich arbeiten und wohnen. So zog ich um. Es erschien ein neuer Anschlag an meiner Tür: «Ev. Flüchtlingspastor Celle – Flüchtlingsamt der Stadt Celle.» Jedem lutherischen Theologen müssen mit seiner Zwei-Reiche-Lehre Schauer über den Rücken laufen. Jedem Vertreter der Trennung von Kirche und Staat mussten alle nur denkbaren Einwände kommen. Aber damals hatten wir keine Zeit für solche Überlegungen. Ich war Pastor und Vertreter der Stadt. Ich erhielt ein Telefon und – unvorstellbar – einen uralten Opel-P 4 – mit den nötigen Benzingutscheinen. Ich weiss noch heute sein Kennzeichen: LUN 2075. Die alte Wohnung war beides: In einem grossen Raum kochte und schlief meine Frau mit den Kindern, drei andere Räume waren Büro, ich schlief in dem meinen. Die ehrenamtlichen Helfer zogen ein und arbeiteten rund um die Uhr. Einmal in der Woche wurde alles zusammengestellt, Tische und Stühle, und bis zu hundert Menschen versammelten sich zu Vorträgen, Diskussionen, Lesungen. Die Kinder schliefen mitten unter den Menschen fest – in einer dunklen Ecke. Eine besondere Gruppe von Hilflosen waren entlassene



*Die Trecks der Flüchtlinge 1945*

oder einfach weggelaufene Soldaten, aus den Ostgebieten stammend, auf der Suche nach ihren geflüchteten Familien. Sie brauchten vor allem eins: eine Adresse, einen festen Platz, von dem aus sie suchen und selbst gefunden werden konnten. So entstanden die «Inseln», einfachste Unterkünfte in der Stadt und im Landkreis Celle. Vier Rote-Kreuz-Schwester, die sich freiwillig meldeten, kümmerten sich um die verlassenen Männer, unter primitivsten Verhältnissen. Sogar noch aus Abfällen der britischen Küchen wurden herrliche Suppen gekocht. Die Leute blieben, bis sie ihre Familien gefunden hatten. Manche sehr lange. Einige für immer.

Was die Demokratisierung, die Ausmerzungen faschistischer Strukturen, die Bekämpfung der Nazis anging, sah alles zunächst positiver aus. Zwar war auch hier die Initiative voll in den Händen der Besatzungsmächte. Aber die Freigabe der Gründung von Parteien, der langsame Aufbau von parlamentarischen Körperschaften – Gemeinden, Kreise, Länder mit Stadträten, Kreistagen und Landtagen liess Einübung in die Demokratie zu. Ich habe darüber berichtet. So bitter es klingt: Hätte man uns mehr Zeit gelassen, wären Währungsreform, Marshallplan und Grundgesetze nicht so schnell gekommen, hätte der neue Kalte Krieg die Deutschen – übrigens beide Teile Deutschlands – nicht plötzlich aus Besiegten zu Kumpanen der Sieger gemacht, so dass wir

– zumindest in den Westzonen – sehr schnell glauben konnten, wir hätten den Zweiten Weltkrieg eigentlich gar nicht verloren – dann wäre die Demokratie auf ein festes Fundament gestellt worden. So kam die Demokratisierung von oben: durch die Siegermächte und ihre verunglückte Entnazifizierung, durch den Parlamentarischen Rat und sein nie zur Abstimmung gestelltes, vom Volk diskutiertes Grundgesetz. Wenn heute 60 Prozent der Bürger ihre Verfassung nicht kennen, wenn sie auf entsprechende Fragen antworten, die Grundrechte stünden in der Verfassung der DDR – wenn das sogar die Mehrzahl der Beamten antwortet, dann ist das Ergebnis erschütternd. Wir haben eine funktionierende Demokratie in unserem Land. Aber alte Obrigkeitsvorstellungen sind unausrottbar geblieben. Ein kräftiger Schuss Antikommunismus hat das Volk noch selbstgerechter gemacht. Und die Regierenden wundern sich dann, wenn ihnen grosse Teile gerade der nachdenklichen jungen Generation in die Verweigerung wegliefen.

Wahrscheinlich hätten wir damals Widerstand leisten müssen gegen die zu schnelle, gegen die übergestülpte, gegen die den ökonomischen Bereich aussperrende Demokratisierung. Aber wir machten mit. Auch ich. Die Träume von Celle waren schnell vergessen. Viel zu schnell.





Es war einer der Tage in meinem Leben, in denen ich ganz auf mich gestellt handeln musste. Die «Flüchtlinge» standen in Sichtweite vom Schlagbaum der Britischen Zone im Niemandsland. Die Russen hatten sie passieren lassen. Die Engländer liessen sie nicht herein. Ich verhandelte stundenlang mit einem britischen Grenzoffizier. Ohne Ergebnis. Ich telefonierte mit Bonn, das sich gerade etabliert hatte. Keiner wagte zu entscheiden. Dann ging der Offizier zum Mittagessen. Zurück blieben zwei deutsche Polizisten. Ich gab ihnen die Weisung, den Schlagbaum zu öffnen. Sie weigerten sich. Hier hätten nur die Engländer das Sagen. Da ging ich selbst und öffnete den Schlagbaum. «Kommt herüber.» Und da kamen sie, liefen und rannten aus Angst, der Schlagbaum könnte sich wieder senken, Männer, Frauen, viele Kinder. Als ich nach Hannover zurückkam, hatte der Ministerpräsident, mein guter Hinrich Wilhelm Kopf, schon angerufen: «Heinrich, Heinrich, was hast du da angestellt? Der britische General ist wütend. Du sollst dich morgen bei ihm melden.» Nun, Beckh schreibt, ich hätte diesen General, ich glaube, es war Lingham, umgestimmt. Das weiss ich nicht. Er war wirklich wütend, aber dann bekundete er seinen Respekt. Und die «Familienzusammenführung» lief jedenfalls.

**Aus einem Bericht über die  
«Familienzusammenführung»  
der Jahre 1947-1950  
von Polen nach Westdeutschland**

*Der erste Familienzusammenführungstransport aus Polen mit etwa 500 Deutschen und «Volksdeutschen» war zum Lager Heiligenstadt in der sowjetischen Besatzungszone gekommen. Diese Umsiedler durchquerten das nomansland, um sich in das in Niedersachsen befindliche Durchgangslager Friedland zu begeben, welches in der britischen Besatzungszone lag. Sie wurden aber zunächst nicht zugelassen, da der zuständige britische Offizier ihnen den Eintritt in diese Zone verwehrte. Abgesehen von der deutschen Zuzugsgenehmigung, wünschten die britischen Behör-*

*den, dass die in die Besatzungszone einreisenden Personen aus Polen mit einem «permit» versehen waren, das von einem Permit-Officer in Warschau auszustellen gewesen wäre. Doch viele dieser zu ihren Familien eilenden Deutschen wohnten gar nicht in Warschau und hatten fast keine Mittel mehr, auch nur kleinere Gebühren zu entrichten.*

*Hier war es wie ein Wunder, dass das Wort Familienzusammenführung schliesslich doch Tür und Tor, auch als Folge vorhergehender Schritte, ebenfalls durch den IKRK-Delegierten Nicolas Burchardt, bei der niedersächsischen Regierung, öffnete.*

*Auch der herbeigerufene niedersächsische Flüchtlingsminister Pastor Albertz konnte die Ablehnung des zuständigen britischen Offiziers nicht mildern, so dass er aus humanitären Gründen, inspiriert von der hohen humanitären Bedeutung der Familienzusammenführung, schliesslich von sich aus die Aufnahme dieser Personen in Niedersachsen verfügte. Ein Kompetenzstreit zwischen einer sich auf besatzungsrechtliche Normen beziehenden Behörde und einem andererseits auch zuständigen Minister, der in seiner Entscheidung durch ein humanitäres Postulat gestützt wurde, war entstanden. Als Pastor Albertz die Not dieser Menschen dem zuständigen General im britischen Hauptquartier dargelegt hatte, stimmte er diesen um.*

*Dieser Vorfall, der je nach der anzunehmenden Rechtsauffassung als ein Durchbruch naturrechtlicher Aspekte oder die Ausübung eines ius cogens bezeichnet werden kann, öffnete definitiv den Zugang in die britische Besatzungszone für die im Rahmen der Familienzusammenführung eintreffenden Personen.*

*In einer der anschliessend an die internationale Konferenz in Hannover bereits berichteten Besprechungen in Bonn wurde in Gegenwart der Vertreter des britischen Permit-Officers in Warschau abschliessend festgelegt, dass in den Fragen der Familienzusammenführung die deutschen Behörden nunmehr definitiv zuständig sein sollten.*

H.G. Beckh  
Ehemaliger Europa-Delegierter des IKRK



Wenn ich heute, vierzig Jahre danach, an jene Zeit zurückdenke – an den Evangelischen Flüchtlingspfarrer in Celle (1945-1948) und den Niedersächsischen Flüchtlingsminister (1948-1951) – erscheint es mir fast wie ein Wunder, dass wir damals nicht in einer Katastrophe untergegangen sind. Täglich Tausende von neuen Menschen, Habenichtse im Wortsinn, halbverhungert und ohne jede Behausung, zunächst in überfüllte Lager gepfercht, dann über die Stadt- und Landkreise verteilt, deren Bewohner zum grösseren Teil wenig oder gar nichts vom Kriege mitbekommen hatten (ausser in den zerstörten Grossstädten), Besitzbürger also, im Hannoverschen auch noch mit allen alten Vorurteilen gegen die hereinströmenden Preussen belastet – das alles war ein gefährliches Gemisch in einer zebrochenen Verwaltungsstruktur, ohne funktionierende Verkehrsbedingungen und im Schock über den verlorenen Krieg und den verschwundenen Götzen Adolf Hitler.

Jede Art von Gewalttat wäre denkbar gewesen, vor allem jede Seuche. Aber die Katastrophe blieb aus, und am Ende, heute nach vierzig Jahren, kann man nur sagen: wie gut, dass sie kamen. Die Bundesrepublik Deutschland und ihr vielberedetes Wirtschaftswunder wären undenkbar ohne die Millionenheere von Flüchtlingen, Vertriebenen, Ausgesiedelten, den neuen «Entrechteten», Exproprierten im alten marxistischen Sinne. Meine neue «Heimat», Celle, war damals eine verschlafene Stadt von 28'000 Einwohnern, heute zählt sie 60'000 Menschen. Sie hat sich verwandelt, wie ich meine zum Besseren.

Nun, damals war ich für die meisten der «Einheimischen» ein unbequemer, vielleicht sogar gehasster Mann. Und ehrlicherweise: in den ersten Jahren wäre ohne die Besatzungsmacht im Rücken auch nichts gelaufen. Denn allein die Unterbringung der Heimatlosen war ja nur mit Zwang möglich. In drei Fällen habe ich tatsächlich britische Offiziere in Anspruch nehmen müssen,

beschämend genug, aber menschlich verständlich. Andererseits setzte die unvorstellbare Not Kräfte frei, die ich so niemals erwartet hätte: Solidarität der Betroffenen, Phantasie und jede Art von Improvisation. Ich hatte ja gegen zwei Fronten zu kämpfen, gegen die Abwehr der Besitzenden und die gefährlichen Träume der Besitzlosen. Als ich, kaum Minister geworden, sagte: «Wir müssen hier arbeiten und leben, als ob kein einziger von uns nach Hause käme», ging ein Sturm der Entrüstung gegen den Landesverräter durch die Öffentlichkeit. Und die feigen Äusserungen von Politikern jeder Couleur, als sei die polnische Westgrenze nichts Endgültiges, waren alles andere als hilfreich. Ein katholischer Priester verkaufte Fahrkarten nach Schlesien. Er verschwand dann in einem Kloster.

Politisch freilich, in grösserem Zusammenhang und auf die Zukunft gesehen, haben wir es nicht vermocht, die neue Besitzlosigkeit zur Änderung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse einzubringen. Ich predigte einen sehr verschwommenen «christlichen Sozialismus», der auf einen sozialen Lastenausgleich hinauslief. Er scheiterte. Auch die SPD wagte nicht, die «quotale» Regelung abzulehnen. Die Grossbesitzer des Ostens wurden mit Millionen entschädigt, der kleine Mann blieb klein. Die Währungsreform mit ihrem Gleichheitsbetrug (40 DM für jedermann) war der Schlussstein. Die Besatzungsmächte, auch die Labour-Regierung in London, verhinderten jede ernsthafte Bodenreform, und die Flüchtlinge selbst, besitzlos, aber in ihren alten Strukturen gefangen, spielten auch noch mit. Die Träume eines wirklich neuen Anfangs waren schnell dahin.

Persönlich war die Zeit meiner Arbeit für und mit den Flüchtlingen dieser frühen Jahre mein wichtigster, schwierigster Lebensabschnitt, viel schwieriger als alles, was in Berlin später auf mich wartete. Denn die Integration gelang, unter menschlichen Belastungen, wenn auch in die alte Welt, die wenig oder gar nichts durch Hitler hinzugelehrt hatte.

Maria Eiken

## Frauenpolitik im Nachkriegsdeutschland

«Anfangs dachte man: ‚So schlimm wird es schon nicht werden. Wir haben ja alles schon einmal erfahren. Erst kommt ein Waffenstillstand, dann kommt eine Besetzung. Die Männer kehren heim, und wir geben die Bürde der Verantwortung ab. Man wird sich in jeder Beziehung nach der Decke strecken müssen...‘ Es kam eine bedingungslose Kapitulation. Es kam eine gründliche Besetzung, und danach kam lange Zeit gar nichts. Nur ein geringer Teil der Männer wurde aus der Gefangenschaft entlassen und kehrte gleich zurück. Vorerst blieb die ganze Bürde auf den müden Schultern der Frauen lasten.»<sup>1</sup> 1945 war Deutschland ein Land der Frauen. Sie bestimmten neben den Trümmern, die sie mit ihren Händen beiseite räumten, das Bild des Landes. In langen Schlangen standen sie vor den Geschäften. Auf Handkarren zogen sie den Rest ihrer Habe und ihre Kinder über die Chausseen.

Auf den Bahnhöfen suchten sie unter Heimkehrern ihre Männer oder mit dem Foto in der Hand wenigstens einen Hinweis auf ihr Schicksal. Der Anteil der Frauen an der Gesamtbevölkerung betrug 1945 65 Prozent. Auf 100 Männer kamen 170 Frauen. 3,76 Millionen deutsche Männer waren gefallen, Hunderttausende zu Krüppeln geschossen worden, und 11,7 Millionen Männer sassen in Kriegsgefangenschaft (1946 waren es immer noch 2 Millionen). Die Männer, die aus der Gefangenschaft heimkehrten oder ihr entgangen waren, waren von den Strapazen des Krieges und der Gefangenschaft körperlich aufgezehrt, viele zu Pflegefällen geworden.

Die Frauen hatten die Bombennächte in Sorge um ihre Familien in den Kellern verbracht und die knappen Rationen geteilt. Als der Krieg vorüber war, waren es die Frauen, die Land und Menschen am Leben halten mussten.

Zwar verschwand die Angst der Bombennächte – am 12. Mai 1945 wurde die Verdunkelung aufgehoben –, aber der tägliche Überlebenskampf hatte sich mit dem Zusammenbruch des faschistischen Staates verschärft. In den Jahren 1945 bis 1949 gewann der gesellschaftliche Bereich, der nach der traditionellen Geschlechterrolle – und wie zu jener Zeit allgemein angenommen «natürlich» den Frauen zufiel –, die entscheidende Bedeutung für das Weiterleben eines ganzen Volkes: die private Reproduktion. Der Zusammenbruch der arbeitsteiligen Warenproduktion und eines Teils des Warenverkehrs überliess es dem Organisations- und Improvisationsgeschick sowie der Intelligenz der Frauen, die «Lebensmittel» zu schaffen.

Aber es waren nicht nur situationsbedingte Ursachen, die den Frauen die Verantwortung für das Überleben aufbürdeten. Schon der Faschismus hatte einen grossen Teil der Kriegs-



*Kriegsende. Die Frauen von Limburg winken mit weissen Tüchern*



*Auf 170 Frauen kommen statistisch 100 Männer*

lasten im Rahmen seiner auf den Krieg gerichteten Autarkiebestrebungen systematisch den Frauen aufgebürdet und Frauenarbeit für seine Kriegszwecke funktionalisiert.<sup>2</sup> Und auch die alliierten Sieger nutzten die Frauenarbeit, die in unserer Gesellschaft «gratis» geleistet wird, für ihre Pläne zur Wiederankurbelung der Wirtschaft. Diese Pläne sahen die Steigerung der industriellen Produktion auf Kosten des Konsumgüterbereichs vor. Im Herbst 1945 wurden 20% der industriellen Produktion von 1936 erreicht (in der britischen Zone), 1948 waren es bereits wieder 60 Prozent. Die konsumtive Versorgung hingegen verschlechterte sich bis 1947, um dann viel langsamer zu steigen.<sup>3</sup> Heute wissen wir, dass diese Gewichtung in den damaligen Westzonen kapitalistischen Interessen diene: «Ohne die private Überlebensarbeit der Frauen hätte diese Schwerpunktsetzung nicht bzw. nicht so kostengünstig funktioniert, was den Start ins ‚Wirtschaftswunder‘ erheblich verzögert bzw. in Frage gestellt hätte.»<sup>4</sup>

Die Bedingungen für diese Reproduktionsarbeit als Haushaltsarbeit oder als Arbeit in der Erziehung der Kinder waren katastrophal. 10 Millionen Menschen hatten ihre Heimat verloren, 45% des Wohnraums war zerstört. Strom gab es oft nur für wenige Stunden am Tag. Wasser musste oft über Kilometer herangeholt werden. Die Zuteilung von Lebensmitteln und Konsumgütern er-

folgte unter hohem bürokratischem Aufwand, der ebenso Zeit frass wie die Mängel in der Verteilung, die die Frauen zu den langen Schlangen vor den Geschäften reihte. Heizmaterialien mussten aus Trümmern geborgen oder aus den Wäldern herangeschleppt werden. Brot musste oft aus Mehl oder Kartoffeln gebacken werden. Fleisch lieferte nicht der Fleischer, sondern, wenn auch illegal, selbst geschlachtetes und gezoogenes Vieh. Aus Farnkraut konnte unter Anleitung von überall veröffentlichten «Ratgebern» Seife gewonnen werden, aus alten Autoreifen wurden Schuhsohlen, aus Blechbüchsen Haushaltsgeräte. Ihren alten Schuhen entwachsen, blieben viele Kinder ohne Schuhwerk. Immer wieder erlebten Lehrer, dass Mütter ihre Kinder im Winter deshalb zur Schule trugen. Eine soziologische Untersuchung in Berlin 1948 ergab: «Die Erschöpfungszustände häufen sich bei Hausfrauen, die gleichzeitig erwerbstätig sind und die neben der tatsächlichen Arbeitsleistung auch psychisch die volle Verantwortung für die Versorgung der Familie zu tragen haben... Bei diesen Erschöpfungszuständen handelt es sich nicht um vorübergehende Ermüdungen, sondern um anhaltende Symptome eines Kräfteverfalls. Über etwa ein Drittel dieser Frauen wurde ausgesagt, sie ständen vor einem körperlichen und nervlichen Zusammenbruch und hielten dem Übermass an Arbeit und Verantwortung nur

noch stand durch ihr ausgesprochenes Pflichtgefühl. Dabei muss erinnert werden, dass diese körperliche und seelische Überforderung, vielleicht noch mehr die letztere, in vielen Fällen bis tief in die Kriegsjahre zurückreicht. Doch wäre der Abbau der Kräfte wohl in den meisten Fällen aufzuhalten gewesen durch eine rechtzeitige Verbesserung der Mangelernährung. Stattdessen fühlen sich zahlreiche Ehefrauen und Mütter verpflichtet, auf Teile ihrer Lebensmittelmengen zu verzichten zugunsten von Mann und Kindern.»<sup>5</sup> Für all diese Anstrengungen wurden «Nur-Hausfrauen» mit den niedrigsten Lebensmittelzuteilungen belohnt. Schon hierin drückt sich trotz der täglich erfahrenen Bedeutung der Haushalts- und Familienarbeit der Frauen die tiefsitzende Missachtung der Reproduktionsarbeit aus.

Überhaupt schienen Frauen nach Ansicht der verteilenden Männer sehr genügsame Wesen zu sein. In der 85. Zuteilungsperiode in der Bizone erhielten Männer ab dem 18. Lebensjahr 20 (amerikanische) Zigaretten zugeteilt. Frauen standen diese, wie auch alkoholische Genussmittel, nur zwischen dem 25. und 55. Lebensjahr zu. Alleinstehende Frauen wurden bei der Zuteilung von Wohnraum auf den Wohnungsämtern ans Ende der Warte-

*Rechts: Seite aus «Neue Berliner Illustrierte» 1. Oktoberheft 1947*



**Es gibt Bruch!** Diese Scheiben müssen Sie herausnehmen. Frau Hertha Bahr geht selbst in die Wohnungen und Läden in der Gefahrenzone, um die Inhaber zu warnen und zu belehren



**Die ganze Koionne dreht Pillen,** d.h. Hüllen aus Zeitungspapier. Sie werden mit Sand gefüllt und nach den Sprengladungen in die Bohrlöcher geschoben, um diese zu verdammen



**Ihr weltberühmtes Arbeitsfeld:** Unter den Linden, Ecke Friedrichstrasse. Das ganze Viertel bis zur Mittel-bzw. Charlottenstr. wird sie „abschiessen“. Nur wenige Häuser bleiben ausgespart

*Sie sprengt  
ohne  
RENGSTOFF*  
berlins erste Sprengmeisterin  
drohende Ruinen niederlegt

Malnahmen: Gerhard Grunefeld



**Jetzt kommt's drauf an!** Links steht das Tauchgefäß, in dem seit einer halben Stunde hundert Kohlepatronen schwimmen. Sie sind eiskalt und „dampfen“ förmlich, wenn sie an die Luft gehoben werden. In sechs Minuten müssen alle hundert in die Bohrlöcher praktiziert und an die vorbereitete Zündkette angeschlossen sein, weil der Sauerstoff sonst verfliegen ist und die Ladungen taub werden. Ein zweiter Mann des Trupps verstopft alle Bohrungen mit dem Sandbesatz. Dann geht es in langen Sätzen zur Zündmaschine: zweimaliges Hornsignal – „Schuß“ Rechts: Das Straßenbild kurz nach der Zündung. Dicke Kalkstaub-Wolken steigen drohend empor

Links: **Richtige „Maßarbeit“.** Das noch bewohnte Nebenhaus erleidet keinen Schaden.



listen gesetzt. Ihnen stand weniger Wohnraum als Männern zu.

Um in die staatliche Lebensmittelzuteilung zu gelangen, mussten sich Männer zwischen 14 und 65 Jahren, Frauen zwischen 16 und 45 Jahren bei den Arbeitsämtern registrieren lassen. Hatten Frauen in diesem Alter Kinder unter 14 Jahre oder pflegebedürftige Angehörige zu versorgen, so wurden sie von der Arbeitspflicht freigestellt. Trotzdem liessen sich auch Frauen, die unter die Freistellung fielen, vermitteln, um in den Genuss einer höheren Zuteilung zu gelangen. Dem steht entgegen, dass viele Frauen, um der Arbeitspflicht zu entgehen und sich ganz der Lebensmittelbeschaffung widmen zu können, Scheinarbeitsverhältnisse eingingen. Zahlen über die Berufstätigkeit von Frauen in der Nachkriegszeit bedürfen der Interpretation. Nach einer Statistik für die Bizone (der zusammengelegten britischen und amerikanischen Besatzungszone) sank die Frauenerwerbsquote im Vergleich zu 1939 (35,2%) auf 28,3 Prozent. Aber in absoluten Zahlen gab es in diesen Jahren mehr Frauen, die einer Arbeit nachgingen als vor dem Krieg – etwas über 11 Millionen. Sicher ist, dass in den Jahren zwischen 1945 und 1950 die Be-

schäftigung bei Frauen relativ und absolut stärker zunahm als bei Männern. Klassische Frauenarbeitsplätze in der Elektro-, der optischen, chemischen und der Textil-Industrie waren durch die Vernachlässigung dieser Produktionsbereiche durch die alliierte Wirtschaftspolitik gerade in Ballungsräumen nicht in ausreichendem Masse vorhanden. Der grösste Arbeitskräftemangel herrschte in der Schwerindustrie – der Metallindustrie, dem Bergbau – und im Baugewerbe.

Hier war körperliche Schwerarbeit zu leisten, für die Frauen in normalen Zeiten als ungeeignet galten. Durch den Mangel an Maschinen erschwerten sich diese Tätigkeiten zusätzlich. In die Mythen vom Wiederaufbau ist das Bild der städtischen Trümmerfrauen eingegangen. Als menschliches Fließband reichten sie Stein um Stein weiter, um ihn vom Mörtel zu befreien, damit den Deutschen ein neues Haus gebaut werden kann. Fröhliche Gesichter lächeln unter Kopftüchern in die Kamera. Dabei war die Arbeit der «Hilfsarbeiterinnen im Baugewerbe» zunächst reine Zwangsarbeit. Erst später erhielten die Trümmerfrauen Arbeitsverträge auf «freiwilliger» Basis. 72 Pfennig

betrug da ihr Stundenlohn, wofür 1'000 Steine am Tag, zwei Ziegel pro Minute vom Mörtel befreit werden mussten. Arbeitszeug wie Schippe und Eimer waren mitzubringen.<sup>6</sup>

Die noch gültigen Arbeitsschutzbestimmungen verboten allerdings die Beschäftigung von Frauen im Baugewerbe. Mit dem Kontrollratsgesetz Nr. 32 vom 10. Juli 1946 wurde dieses Verbot zeitlich begrenzt aufgehoben: «Solange die gegenwärtige Knappheit an männlichen Arbeitskräften im Baugewerbe besteht, müssen viel weibliche Arbeitskräfte verwendet werden»,<sup>7</sup> hiess es lakonisch in der Anordnung. Nicht auf Dauer sollte also das Vordringen von Frauen in neue Berufe und Aufgaben sein. Besondere Qualifikationen zu erwerben, würde sich für Frauen in diesen Berufen nicht lohnen. Frauenarbeit am Bau blieb somit Hilfsarbeit. Von den staatlichen Arbeitsverwaltungen wurde alles getan, um die Beschäftigung von Frauen auf «Männerarbeitsplätzen» auf das ökonomisch absolut notwendige Mass zu beschränken. Trotzdem musste bei dem Ausmass des Männermangels die Zahl der Frauen, die den Blau«mann» anzog, am Zementmischer «ihren Mann stand» oder als Schiffs») unge» in der Binnenschifffahrt





anheuerte, in die Hunderttausende gehen. Um an die begehrten Schwer- und Schwerarbeiterzulagen zu gelangen, drängte ein Teil der Frauen sogar zu besonders körperlich belastenden Tätigkeiten. Mit der steigenden Zahl der Heimkehrer mehrten sich die Stimmen, die nicht nur um männliche Arbeitsplätze fürchteten, sondern auch um Psyche und Selbstbewusstsein der Männer. Auch in den klassischen «weiblichen» Berufen, den sozialen Diensten in der Krankenpflege, der Sozialarbeit, der Alten- und Kinderfürsorge kamen auf die Frauen grössere Aufgaben zu. Arbeiten, die oft durch den Appell an «weibliche Instinkte» nicht entlohnt, sondern karitativ geleistet wurden. Um den Arbeitskräftemangel in den besonders unattraktiven Bereichen der Haus- und Landwirtschaft zu beseitigen, führte das Land Nordrhein-Westfalen im September 1945 das aus der Zeit des Faschismus übernommene Pflichtjahr für weibliche Schulabgänger wieder ein. Mädchen konnten danach nur in die Berufs- und Weiterbildung gehen, wenn sie dem Arbeitsamt diesen Einsatz in der Landwirtschaft und im privaten Haushalt – für die «besseren Kreise» als «Haushaltshilfe» – nachwiesen. Alle anderen deutschen Länder der Westzonen übernahmen diese Regelung schon bald. In der Direktive Nr. 14 des Alliierten Kontrollrats vom 12.10.45 wurden u.a. die Löhne, einschliesslich der Sonderzulagen, auf dem Stand von 1945 eingefroren: «Es darf bei der Anwendung der Lohnsätze für Gruppen und Einzelpersonen kein Unterschied aus rassistischen oder religiösen Gründen oder aufgrund von politischer Gesinnung oder aufgrund von Zugehörigkeit zu einer politischen Partei gemacht werden.»<sup>8</sup> Den Unterschied aufgrund des Geschlechts erwähnt die Direktive Nr. 14 nicht. So blieb es bei der Benachteiligung berufstätiger Frauen. Nachdem die Sowjetunion in ihrer Zone im Juni 1945 wieder Parteien und Gewerkschaften zugelassen hatte, propagierten die Arbeiterparteien, vor allem die KPD und der «Freie Deutsche Gewerkschaftsbund» (FDGB) schon bald die alte Forderung der sozialistischen und der fortschrittlichen bürgerlichen Frauenbewegung «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit!». Im Grundsatzprogramm des FDGB vom 21.11.45 war diese Forderung bereits enthalten. Der Agitation der überparteilichen und überkonfessionellen Frauenausschüsse, dem FDGB und der KPD ist es zu verdanken, dass die Sowjetische Militäradministration für Deutschland (SMAD) mit dem Befehl Nr. 253 der Lohngleichheit von Mann und Frau eine rechtliche Grundlage schuf.



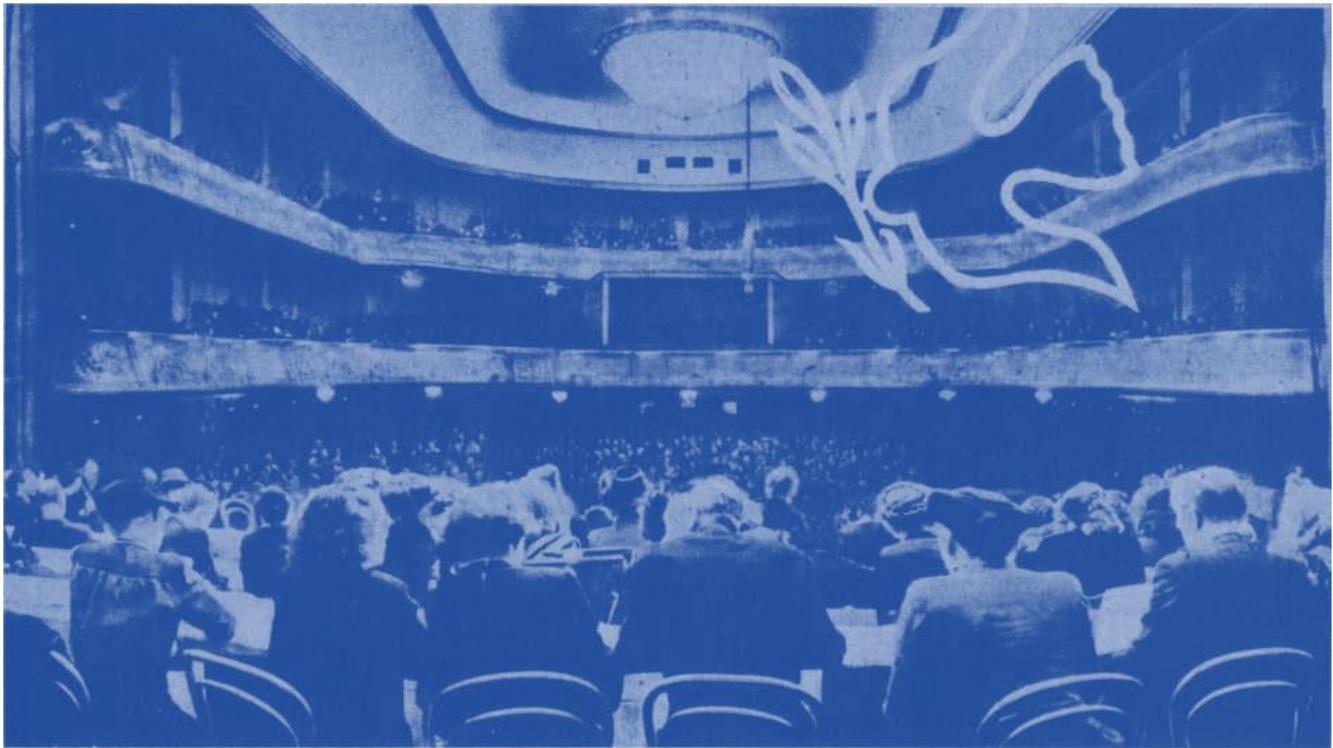
Im bereits beginnenden kalten Krieg färbte diese Errungenschaft auf die Westzonen ab. Obwohl es in den Jahren 1945/46 sowohl die noch regionalen Gewerkschaften und die Mehrheit der Sozialdemokratie versäumt hatten, die Forderung nach Lohngleichheit zu propagieren, erliess der Kontrollrat die «Ergänzung zur Direktive Nr. 14» vom 13. September 1946, die einen ersten Handlungsspielraum in der Lohnpolitik gewährte und die den Landesarbeitsämtern mit dem ausdrücklichen Hinweis zuging, Lohnerhöhungen für Frauen einzuleiten. Die Ergänzung der Direktive Nr. 14 wurde der Öffentlichkeit nicht bekanntgegeben. Da der gewerkschaftliche Zusammenschluss in den Westzonen nur langsam voranging, kam es erst im Oktober 1947 auf der «6. Interzonenkonferenz der deutschen Gewerkschaften» zu dem Beschluss: «Gleichstellung für Männer und Frauen. Besserung aller besonderen Frauenlohngruppen in den Tarifen. Direkte Einstufung der Frauen in die jeweils gültige Lohngruppe der Angestellten oder Facharbeiter, entsprechend ihrer Arbeit.»<sup>9</sup> In der Folge konnten bis zur Währungsreform Lohnerhöhungen für Frauen erstritten werden. Aber auf den Zeitraum 1938-48 gesehen, vergrösserte sich trotzdem der Lohnabstand zwischen Männern und Frauen um 9,2 Reichspfennige pro Stunde. «Die Durchschnittslöhne männlicher Hilfsarbeiter lagen im Jahresdurchschnitt 1946 mit 79 Rpf. um 19,1 Rpf. höher als die weiblicher Facharbeiter (60,0 Rpf.), während weibliche Hilfsarbeiter sogar 25,1 Rpf. weniger als ihre männlichen Kollegen erhielten.»<sup>10</sup>

Durch die Regelung in der sowjetischen Zone, die Agitation der Frauenausschüsse und durch das gewachsene Selbstbewusstsein der berufstätigen Frauen, die schon seit Jahren in Männerberufen schufteten, war die Lohndiskriminierung in das Bewusstsein der weiblichen und männlichen Öffentlichkeit gelangt, was sich später auch in den parlamentarischen Beratungen des Grundgesetzes widerspiegelte.

«Die Entnazifizierung betraf die Frauen in einem zahlenmässig geringeren Umfang als die Männer. Immerhin wurden 1945 und 1946 in Ludwigsburg mehrere tausend Frauen interniert, darunter auch Mütter mehrerer Kinder, und noch Ende 1947 befanden sich in einem Lager 55 Mädchen unter 20 Jahren, 69 Mütter von im Kriege Gefallenen und 97 Mütter mit minderjährigen Kindern unter 16 Jahren.»<sup>11</sup>

Zahlen, die belegen, dass auch Frauen an den Verbrechen des deutschen Faschismus beteiligt waren, allerdings aufgrund ihrer gesellschaftlichen Abdrängung ins «Private» in viel geringerem Umfang als Männer.

Der kleinere Teil der Frauen hatte aus den Erfahrungen des Faschismus Konsequenzen gezogen und wollte die Frauen, die durch ihre Abstinenz von der Politik das Aufkommen des Faschismus mit ermöglicht hatten, zu politischem Handeln motivieren. Im Sommer 1945 entstanden in fast allen grösseren Städten überparteiliche und überkonfessionelle «Frauenausschüsse». Sie setzten sich auf der Basis der Gleichberechtigung für die Bewältigung der sozialen Notstände und für die politische Aufklärung von Frau-



Frauen aus der Ostzone und den Westzonen treffen sich 1947 mit Frauen aus zehn anderen Ländern in der Berliner Staatsoper zu einem Kongress «Frauen für den Frieden», auf dem die Aufgaben und Ziele des neuen Demokratischen Frauenbundes umrissen werden.

Mitte: Frau Durand-Wever (rechts) im Gespräch mit Mrs. Regan (USA).

Unten: Die Delegierten hören einer Münchenerin zu.

en und Jugendlichen ein. In diesen Frauenausschüssen war die Spaltung in eine bürgerliche und eine proletarische Frauenbewegung aus der Weimarer Republik kurzzeitig aufgehoben. Sind auch die Ursachen für das Auseinanderbrechen dieser Ausschüsse noch nicht endgültig erforscht, so dürfen sie doch in den aufkommenden Tendenzen der Restauration und im entstehenden kalten Krieg liegen. Manifestiert ist dieser Bruch im Entstehen eines zonenweiten Einheitsfrauenverbandes in der sowjetischen Zone und dem losen Zusammenschluss des «Deutschen Frauenrings» in den Westzonen.

In der sowjetischen Zone legte ein Befehl der Sowjetischen Militärmission vom 30. November 1945 den Charakter der bereits entstandenen Frauenausschüsse, in denen die KPD einen starken Einfluss hatte, fest. In diesem Befehl wurde die Bildung von parteigebundenen Frauenorganisationen untersagt und den Frauenausschüssen eine politische Orientierung gegeben, doch sollte der überparteiliche Charakter gewahrt bleiben.

Nachdem auch in der sowjetischen Zone die Wahlen der Jahre 1946/47 auf Länder und kommunaler Ebene ergeben hatten, dass Frauen in grösserem Umfang als Männer die bürgerlichen Parteien wählten, setzte die SED auf die Schaffung einer starken Frauenorganisation: «Nun standen konzeptionelle Überlegungen der Arbeiterklasse in der Frauenpolitik im Jahre 1947 zur Diskussion. Die Schaffung einer Frauenorganisation war Bestandteil dieser konzeptionellen Überlegungen. Ihre Gründung entsprach der objektiv herangereiften gesellschaftlichen Situa-

tion und dem subjektiven Willen der antifaschistischen, aufbauwilligen Frauen.»<sup>12</sup> Am 7. März 1947 wurde der «Demokratische Frauenbund Deutschlands» von 1'100 delegierten Frauen aus den fünf Ländern der sowjetischen Zone und den drei Westsektoren Berlins gegründet. Mit dem Befehl Nr. 254 der Sowjetischen Militäradministration für Deutschland «über die Verschmelzung der antifaschistischen Frauenausschüsse mit dem Demokratischen Frauenbund Deutschlands» vom 11. November 1947 gingen alle Frauenausschüsse dieser Zone zwangsweise im DFD auf.

Vorsitzende des DFD wurde die parteilose Ärztin Anne-Marie Durand-Wever. Sie und andere Vertreterinnen des DFD nahmen im Mai 1947 als Gäste an der ersten interzonalen Frauenkonferenz teil, zu der Vertreterinnen von 42 überparteilichen Frauenausschüssen und -gruppen, konfessionellen Frauengruppen und Berufsverbänden nach Bad Boll kamen. Die spätere Vorsitzende des sich 1949 aus diesem Kreis bildenden «Deutschen Frauenrings» der Westzonen, Theanolte Bähnisch, war der Einladung zum Gründungskongress des DFD «in richtiger Erkenntnis des rein politischen Charakters dieser Frauenorganisation»<sup>13</sup> – so eine offiziöse Geschichte des Deutschen Frauenrings – zwei Monate zuvor nicht gefolgt. Auch im Entstehen von DFD und «Deutschem Frauenring» vollzog sich die Spaltung Deutschlands, wobei Versuche der Zusammenarbeit und Kontaktaufnahme von Seiten des DFD kamen. Der Deutsche Frauenring lief in den fünfziger Jahren mit der Politik der Ära

Adenauer konform. Ein «Demokratischer Frauenbund Deutschlands», der 1950 in der BRD gegründet wurde und dem vor allem sozialistische Frauen angehörten, arbeitete mit beim Kampf gegen die Wiederaufrüstung. Er wurde 1957, ein Jahr nach der KPD, verboten.

Der Grossteil der Frauen schloss sich weder Frauenausschüssen, noch Gewerkschaften oder Parteien an. Die Gründe lagen nicht nur in «unpolitischen» Einstellungen der Frauen, sondern hatten auch objektive Ursachen: Die meisten Frauen hatten bei der Belastung durch die erschwerte Reproduktionsarbeit und die neuen Aufgaben in der Produktion einfach keine Zeit. Im übrigen setzten die Alliierten – oft auf Empfehlung der frauenfeindlichen Kirchenführer – vor allem Politiker aus der Weimarer Republik ein – und das waren Männer.

1948 gab es unter den circa 120 Landesministern der drei Westzonen nur zwei Frauen. Dem Parlamentarischen Rat gehörten nur vier Frauen an, also nur 5,7 Prozent! Von den 410 Mandaten des 1. Bundestags errangen Frauen nur 29 Plätze: 7,1 Prozent. In Bayern war wieder einmal alles am schlimmsten. Der «Beratende Bayrische Landesausschuss» hatte 1946 128 Mitglieder, darunter 4 Frauen – ein Anteil von 3 Prozent. Geht man die gesellschaftliche Machtpyramide abwärts, so erhöht sich der Anteil der Frauen in den Parlamenten zwar, aber er erreicht nicht annähernd den Anteil der Frauen in der Gesellschaft. In der ersten gewählten Volkskammer der DDR betrug der Frauenanteil dagegen schon 23,8 Prozent.

1946 stellten Frauen nur 20% der Mitglieder der CDU in der britischen Zone. Im gleichen Jahr sah es in den Gewerkschaften nicht anders aus: «Die Berliner Gewerkschaften haben 300'000 Mitglieder, davon 75'000 = 25% Frauen. Der Anteil der weiblichen Delegierten am Gross-Berliner Gewerkschaftskongress mit 71 von 600 Delegierten sinkt um 13% unter den Anteil der Frauen an der Gesamtmitgliedschaft. Im neunköpfigen Vorstand ist keine Frau vertreten.»<sup>14</sup> Die Beteiligung von Frauen an politischen Prozessen entsprach nicht annähernd ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Über die allerdings waren sich viele Frauen bewusst.

«Nach dem bürgerlichen Recht darf die im gesetzlichen Güterstand lebende Frau auch ihr eingebrachtes Gut nicht verwalten; aber ein Fünftel aller Einzelhandels- und ein Viertel aller Handwerksbetriebe werden heute von Frauen geleitet.

Die Frau Kultusminister, die das gesamte Schulwesen eines Landes leitet, darf nach dem BGB nicht bestimmen, in welche Schu-

le ihre Tochter geht. Das hat vielmehr allein der Ehemann zu entscheiden.

Die Direktorin bei der Bank deutscher Länder, die über Millionenbeträge verfügt, kann, wenn sie im gesetzlichen Güterstand lebt, ohne ehemännliche Zustimmung kein Bankkonto eröffnen.»<sup>15</sup>

Diese Beispiele für die Rechtssituation der Frau noch im Jahr 1952 treffen selbstverständlich auch für die Phase zwischen 1945 und 1949 zu. Denn auch zu dieser Zeit galt das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900, weil die Besatzungsmächte dessen Gültigkeit nicht aufhoben. So blieben die die Frauen diskriminierenden Gesetze in Kraft.



*Elisabeth Selbert (oben) und Friederike Nadig, SPD-Abgeordnete im Bonner Parlamentarischen Rat, brachten den (von CD U/ CSU abgelehnten) Antrag «Männer und Frauen sind gleichberechtigt» ein.*

Das führte im Alltag oft zu absurden Situationen. Frauen, deren Männer verschollen oder in Kriegsgefangenschaft waren, kamen nicht an die Familienbankkonten heran. Vielfach übernahmen Frauen die Rolle des Familienvorstands und wurden durch die Verhältnisse vor Aufgaben gestellt, die das Gesetz nur Männern zugeschrieben hatte. Die Rechtssituation deckte sich nicht mit der

gesellschaftlichen Praxis. Nun führte diese Tatsache noch nicht zu einer Veränderung der Rechtssituation. Dazu bedurfte es auch der Veränderung des Bewusstseins der Betroffenen und deren aktiven politischen Handelns. Beides kann für die Jahre 1945-49 in der notwendigen Breite nicht ausgemacht werden. Wenn sich trotzdem mit der Verabschiedung des Grundgesetzes die rechtliche Situation für Frauen grundsätzlich änderte, so lag das an dem «emotionalen Potential»,<sup>16</sup> das sich bei den Frauen – und auch bei einigen Männern – herausgebildet hatte; die Kluft zwischen der gesellschaftlichen Praxis und der juristischen Rollenzuteilung war deutlich spürbar. Mit diesem «emotionalen Potential» hatten diejenigen zu rechnen, die sich im September 1948 an die Ausarbeitung neuer Grundrechte für die entstehende Bundesrepublik Deutschland machten.

«Gerade die vergangenen Jahre haben wohl jedem Mann, einschliesslich der Junggesellen, vor Augen geführt, dass die Aufgaben der Frau fast noch schwerer – auch physisch schwerer – sind als die des Mannes. Die meisten deutschen Frauen sind jetzt schon seit Jahren berufstätig, ebenso die Männer, aber sie haben zusätzlich zu den Aufgaben der Männer noch die Aufgaben des Haushalts und der Kindererziehung. Viele deutsche Männer haben erst in diesen Jahren erfahren, was Haushaltsarbeit bedeutet, besonders wenn sie gezwungen waren, an dieser Haushaltsarbeit mitzuwirken. Infolgedessen dürfte es gar keinen Zweifel – abgesehen von einigen Hinterwäldlern – auch unter Junggesellen darüber geben, dass wir die Gleichberechtigung der Frau in jeder Beziehung, nicht nur bei den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten anerkennen.»<sup>17</sup>

Diese Äusserung des CDU-Abgeordneten Dr. Walter Strauss, den Theodor Heuss in der Debatte des Parlamentarischen Rats deshalb als «Kavalier» lobt, belegt, dass selbst konservativste Kreise dieses «emotionale Potential» spürten.

Die von September 1948 bis Januar 1949 währende Diskussion um die Gleichberechtigung von Frau und Mann fand wie keine andere Frage im Parlamentarischen Rat unter grosser Anteilnahme der Öffentlichkeit statt. Auch das dürfte an den materiellen Folgen dieser Frage liegen.

Die SPD-Abgeordnete Friedrike Nadig verteidigte in der 6. Sitzung des Grundsatzausschusses den Antrag ihrer Fraktion, der von den Kommunisten unterstützt wurde, die Lohngleichheit sogar im Grundgesetz ausdrücklich zu fixieren, mit den direkten materiellen Auswirkungen für die arbeitenden Frauen: «Ich könnte mir aber denken, dass



durch die Verankerung des gleichen Lohnanspruchs für Männer und Frauen doch der augenblicklichen Situation gewissermassen Rechnung getragen wird. Wir haben das Gros der Frauen, die auf den Gebieten nicht zu ihrem Recht kommen, und eine solche Festlegung in der Verfassung könnte eine wirklich grundsätzliche Änderung bedeuten.»<sup>18</sup> Da sich die bürgerlichen Parteien hierauf weder direkt noch indirekt einlassen wollten, dies aber auch wegen der öffentlichen Stimmung nicht offen zeigen konnten, versuchten sie Schlupflöcher in den zu verabschiedenden Paragraphen einzubauen. Von diesen Versuchen schien die Debatte bestimmt. Dabei ergab sich das Bild einer Diskussion, in der angeblich alle dasselbe wollen, aber nur anders formulieren – und die Gegner einer eindeutigen Festlegung der Gleichberechtigung der Frauen sogar noch das Beste für diese.

Keiner der Befürworter – auch nicht die beiden Sozialdemokratinnen – stellte dabei die überkommene Rolle der Frau und die gesellschaftliche Rollenverteilung in Frage. Alle Parlamentarier gingen von statischen «natürlichen» Eigenarten von Männern und Frauen aus. Sogar die selbstbewussteste der vier Parlamentarierinnen, Dr. Elisabeth Selbert, deren Engagement es zu verdanken ist, dass die Sozialdemokraten bei ihrer eindeutigen Haltung in dieser Frage blieben, verstand sich nicht als Frauenrechtlerin; sie war «vielmehr der Meinung, dass auch die Mitarbeit der Frau im Politischen nur unter Einsatz ihrer besonderen Eigenart erfolgen soll.»<sup>19</sup> In der Diskussion gingen die bürgerlichen Parlamentarier sehr geschickt vor. Sie argumentierten mit der «Ungleichheit» der Geschlechter, sie konstruierten eine besondere Schutzwürdigkeit der Frau vor den Unbillen des Lebens über die speziellen Gesetze des Mutter- und Arbeitsschutzes hinaus. Sogar die entmündigenden Bestimmungen des BGB sollten die Frauen angeblich schützen. Mit der Annahme der Gleichberechtigungsförmel, wie sie SPD und KPD unterstützten, würden viele Gesetze nach Meinung der rechten Parlamentarier auf einmal ungültig und ein chaotischer rechtloser Zustand entstehen. Im Verlauf der Diskussion gelang es ihnen, auch Vertreter einer eindeutigen Festlegung der Gleichberechtigung zu verunsichern. Im letzten Stadium spitzte sich die Debatte auf folgende alternative Formulierungen zu:

«(1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.

Das Gesetz muss Gleiches gleich, kann Verschiedenes nach seiner Eigenart behandeln. Jedoch dürfen die Grundrechte nicht angetastet werden.

(2) Männer und Frauen haben dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten.

(3) Niemand darf seines Geschlechts ... wegen benachteiligt oder bevorzugt werden.»

oder, wie SPD und KPD wollten:

«(1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.

(2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt.

(3) Niemand darf wegen seines Geschlechts ... benachteiligt oder bevorzugt werden.»

Dass gegen die schwammige Formulierung von CDU/CSU, FDP, Zentrum und DP die eindeutige und nicht nur die Rechtsauslegung, sondern *auch die Gesetzgebung bindende* Aussage «Männer und Frauen sind gleichberechtigt» stand, lag an Haltung und Initiative der Juristin Dr. Elisabeth Selbert. Sie war es vor allem auch, die die Öffentlichkeit informierte, wodurch ein öffentlicher Druck auf die Mehrheit entstand. Petitionen und Briefe bestürmten den Parlamentarischen Rat, Resolutionen gingen ein – so von allen weiblichen Abgeordneten der westzonalen Landtage, mit Ausnahme Bayerns. Der eigentliche Druck ging allerdings vom bewussten und aktiveren Teil der Frauen aus, von Gewerkschafterinnen, Journalistinnen, Vertreterinnen der Frauenverbände. Die Mehrheit blieb passiv. Eine im Jahr 1949 durchgeführte Umfrage von Elisabeth Noelle konstatierte eine desinteressierte, weitgehend konservativ eingestellte weibliche Mehrheit.<sup>20</sup>

Trotzdem ist es das «Quasi-Stürmlein» (Theodor Heuss) der Frauenreaktion, das in der 42. Sitzung des Hauptausschusses des Parlamentarischen Rats die bürgerlichen Parteien zur Aufgabe ihrer Formulierung zwingt und die von SPD und KPD vorgeschlagene Fassung ins Grundgesetz fest schreibt. Im Protokoll wird sogar ausdrücklich festgehalten: «Ich kann wohl hier als allgemeine Auffassung des Hauptausschusses feststellen, dass der Satz von der Gleichberechtigung für Mann und Frau beinhaltet, dass Mann und Frau bei gleicher Arbeit gleichen Lohn bekommen. (Zustimmung) Es ist keine Stimme dagegen.»<sup>21</sup>

In einem Zusatzartikel wurde festgelegt, dass alle diesem Paragraphen entgegenstehenden Gesetze bis 31.3.1953 anzugleichen seien.

Diese Frist liess der erste deutsche Bundestag verstreichen. Erst auf massiven Druck hin wurde 1958 das Ehe- und Familienrecht im BGB verändert und ein Gleichberechtigungsgesetz verabschiedet, das diesen Namen aber nicht verdiente. So wurde erst durch Verfassungsgerichtsbeschluss im Jahre 1959 der Paragraph für ungültig er-

klärt, der dem Mann in strittigen Fragen des Ehe- und Familienlebens weiterhin die Entscheidung zusprach. Der Weltanschauung der regierenden CDU/CSU und DP und ihrer Gesetze nach blieb 1958 der Mann der «Erhalter und Ernährere», die Frau «das Herz der Familie». Ihrer Berufstätigkeit musste der Mann zustimmen, während materielle Gründe sie zum Mitverdienst verpflichten konnten. Auf den naheliegenden Gedanken, gleichberechtigt dem Mann Mitarbeit im Haushalt per Gesetz aufzuerlegen, kam Konrad Adenauer nicht.

<sup>1</sup> Verschiedene: Die Frau in unserer Zeit, Oldenburg 1954, hier: Dr. Edith Oppens, Ruhelose Welt, S. 38

<sup>2</sup> siehe hierzu: Kuhn, A. (Hrsg.), Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Düsseldorf 1984, hier: Hausarbeit als Überlebensarbeit. Krisenbewältigung auf Kosten der Frauen, S. 32ff

<sup>3</sup> näheres hierzu im Beitrag «Vor dem grossen Fressen» der Autorin in diesem Band

<sup>4</sup> Kuhn, A. (Hrsg.), Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, a.a.O., S. 36

<sup>5</sup> Thurnwald, Hilde, Gegenwartsprobleme Berliner Frauen. Eine soziologische Untersuchung an 498 Berliner Familien, Berlin 1948, S. 85f. zitiert nach ebenda S. 167

<sup>6</sup> Zahlen nach: Schmidt-Harzbach, Ingrid, Serie Nachkrieg, In: Courage Heft 7/1982, S. 49

<sup>7</sup> zitiert nach: Kuhn, A. (Hrsg.), Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, a.a.O., S. 79

<sup>8</sup> zitiert nach: Freier/Kuhn (Hrsg.), Frauen in der Geschichte V, Düsseldorf 1984, S. 203

<sup>9</sup> so formuliert in der Zeitung «Freiheit» vom 24.10.1947, zitiert nach ebenda, S. 212

<sup>10</sup> Kuhn, A. (Hrsg.), Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, a.a.O., S. 96

<sup>11</sup> Frauen in der Politik. In: Deutschland-Jahrbuch 1949. Hrsg. von Klaus Mehnert und Dr. H. Schmidt, zitiert nach Frauenalltag und Frauenbewegung, Bd. IV, Frankfurt/M. 1980, S. 171

<sup>12</sup> Autorenkollektiv, Die Frau und die Gesellschaft, Leipzig 1974, S. 161

<sup>13</sup> Deutscher Frauenring (Hrsg.), Gesellschaftspolitische Frauenarbeit in Deutschland, Opladen 1970, S. 9ff

<sup>14</sup> zitiert nach: Frauenalltag und Frauenbewegung, Bd. IV, a.a.O., S. 39

<sup>15</sup> Krüger, Hildegard, Gedanken zur Familienrechtsreform, in «Hochland» 1952, zitiert nach ebenda, S. 125

<sup>16</sup> Diese Qualifizierung gebraucht Antje Späth in ihrem Beitrag «Vielfältige Forderungen nach Gleichberechtigung und nur ein Ergebnis: Artikel 3 Absatz 2 GG». In: Freier/Kuhn (Hrsg.), Frauen in der Geschichte V, a.a.O., S. 141

<sup>17</sup> Marianne Feuersenger, Die garantierte Gleichberechtigung, Freiburg 1980, S. 38

<sup>18</sup> zitiert nach Freier/Kuhn (Hrsg.), Frauen in der Geschichte V, a.a.O., S. 130

<sup>19</sup> zitiert nach ebenda, S. 157f

<sup>20</sup> Jahrbuch der öffentlichen Meinung, 1947-1955, hrsg. von Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann, Allensbach 1956, S. 159, zitiert nach ebenda S. 151

<sup>21</sup> zitiert nach: Marianne Feuersenger, Die garantierte Gleichberechtigung, a.a.O., S. 46

Hans Mahle berichtet:  
**10 Tage im Mai**

Erfragt, protokolliert und bearbeitet von Jens Theo Müller



«Am frühen Morgen des 2. Mai 1945 verlassen die Genossen der von Walter Ulbricht geführten Initiativgruppe des Zentralkomitees der KPD ihr Quartier in Bruchmühle. Über Atlandsberg erreichen sie Berlin. Sie fahren durch die zerschossene und zerbombte Frankfurter Allee. Doch weit kommen sie nicht. Die Strassendecke über dem U-Bahn-Schacht ist aufgerissen. Sie biegen links ab in der Hoffnung, über Jannowitzbrücke, Spittelmarkt und Potsdamer Platz einen Weg zu finden. Schliesslich gelangen sie an die Spree. Aber keine der Brücken ist passierbar. Aus dem Roten Rathaus quillt dicker Rauch. Auf dem Bürgersteig der Oranienburger Strasse liegen Leichen, Opfer des letzten Ausbruchversuchs einer SS-Einheit, deren ausgebrannte Panzer teilweise die Friedrichstrasse und die Weidendammbrücke versperren. Inmitten der Leichen liegt ein Pferdekadaver, aus dem sich hungernde Menschen Fleisch heraus schneiden. Berlin ist eine rauchende Trümmerwüste. Noch leben oder vegetieren über zwei Millionen Menschen in zerbombten Wohnungen, in Kellern, Ruinen und Bunkern. Sie sind ohne Strom und Gas, ohne Trinkwasser und auch ohne Lebensmittel. Als sich die sowjetischen Truppen der deutschen Hauptstadt näherten, vernichteten die Nazis alle Unterlagen für die Lebensmittelversorgung samt der Einwohnerkartei. Der Magistrat und die Bezirksverwaltungen hörten auf zu existieren. ... Es scheint, als haben Ratlosigkeit, Depression, Hoffnungslosigkeit und Apathie die Menschen in ihren Bann geschlagen. In dieser Situation beginnen die Beauftragten des Zentralkomitees der KPD mit der Arbeit.»

(aus: Geschichte 10, Schulbuch der DDR, Hrsg.: Dt. Institut für Zeitgeschichte, Verlag Volk und Wissen, Berlin 1971)

Aus dem Bericht eines sowjetischen Kriegskorrespondenten vom 2. Mai 1945:

«Ja, Berlin ist furchtbar verwüstet: Kein Transportwesen, kein Telefon, fast kein Wasser, Hunger, überall Ruinen, ganze Stadtviertel sind unpassierbar durch Trümmer, Barrikaden, Überreste von zerschlagenen Wagen usw. Die Bevölkerung ist dem Tode durch Hunger, Durst und Seuchen geweiht, falls wir nicht sofort und drastisch eingreifen und die Berliner nicht selbst den notwendigen Lebenswillen und die Energie beweisen.»

(zitiert nach: Wir sind die Kraft. Der Weg zur Deutschen Demokratischen Republik. Erinnerungen, Berlin 1959, S. 97)

Am 2. Mai 1945 kam ich mit der sogenannten «Gruppe Ulbricht» in das zerstörte Berlin. Genau genommen hiess diese Gruppe «Initiativgruppe von Beauftragten des Zentralkomitees der KPD unter der Leitung Walter Ulbrichts». Eine Gruppe also, die von der Kommunistischen Partei eingesetzt wurde. Sie war 10 Mann stark. Aufgabe der Gruppe war es zum einen, die elementaren Grundbedingungen für das Überleben der Menschen in Berlin zu schaffen und zum anderen erste Schritte bei der Organisation einer neuen, einer antifaschistischen-demokratischen Verwaltung zu vollziehen. Die Kommunisten waren die einzigen, die eine klare Konzeption für den Wiederaufbau, für die Schaffung einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung hatten. Zunächst mussten in den Bezirken neue Bezirksämter geschaffen werden, provisorisch erst einmal, und Dezernenten für die verschiedenen Belange, für Gesundheit, Ernährung, Arbeit usw. Das konnten natürlich nicht die sowjetischen Truppen machen, sondern das war eine Aufgabe, die von Deutschen gelöst werden musste. Die Gruppe hatte ihr Domizil in Lichtenberg in der Nähe der sowjetischen Stadtkommandantur in der heutigen Einbecker Strasse, und dort haben wir uns jeden zweiten Abend getroffen, unsere Erfahrungen ausgetauscht und die anstehenden Aufgaben verteilt.

Für die Zeit vom 2. Mai bis zum 10. Mai wurde ich der Bezirkskommandantur Tiergarten zugeteilt, dann bekam ich eine Sonderaufgabe, d.h. ich musste einige wichtige Leute auffinden, und danach wurde ich mit dem Aufbau des Berliner Rundfunks beauftragt.

Die Sowjetarmee hatte ja bekanntlich schon kurz nach dem 20. April bestimmte Aussenbezirke Berlins eingenommen. Der Kampf spitzte sich dann immer mehr auf das Zentrum zu, das Gebiet, das zwischen Brandenburger Tor und Alex, Reichstag und Siegessäule lag. In bestimmten Bezirken, Reinickendorf, Wedding, Neukölln etwa, konnte man schon viel eher daran gehen, erste Massnahmen zu ergreifen. Da gab es schon Bezirkskommandanturen. Das war in Tiergarten anders. Tiergarten war der letzte Bezirk Berlins, in dem die Naziarmee Widerstand leistete, um den Reichstag herum, auf der Charlottenburger Chaussee, die der letzte Flugplatz der Nazi-Truppen war. Dort war schwere Artillerie postiert. Auch in Teilen von Moabit wurde noch gekämpft, das noch teilweise in der Hand von Nazi-Truppen war. Selbst am 2. Mai, als die Berliner Garnison kapitulierte, wurde in Moabit noch weitergekämpft. Das hing damit zusammen, dass dort die SS-Truppen zusammengezogen waren und versuchten, einen Durchbruch nach Westen zu machen...

Die letzten Widerstandsnester waren die Hochbunker am Zoo zum Beispiel, wo heute schon der Tiergarten liegt. Dort wurde noch heftig gekämpft. Um den S-Bahnhof Tiergarten waren noch erbitterte Kämpfe im Gange. Wir sind dann am 2. Mai als erster Vortrupp zur Bildung einer provisorischen Bezirkskommandantur in Tiergarten über Alt-Moabit eingerückt. Wir hatten zwei Flakgeschütze, ein paar Panzerwagen, Lastwagen mit Maschinengewehren drauf und waren so etwa 25-30 Mann, sowjetische Soldaten und ich. Mehr nicht. Wir wurden zunächst in Alt-Moabit beschossen. Aus zahlreichen Häusern wurde noch geschossen, wurden geballte Ladungen geworfen und so weiter. Das war Werwolf, das waren versprengte SS Truppen, das waren auch verängstigte Wehrmachtsangehörige, die glaubten, sie würden nun einen Kopf kürzer gemacht. Unter diesen Bedingungen haben wir in Alt-Moabit 81 die erste Kommandantur auf gemacht. Die erste Nacht war mehr als stürmisch. Es war stockfinster, und es wurden verschiedene Versuche gemacht, die Kommandantur zu überrennen.

Am nächsten Tag war es dann meine Aufgabe, erste Massnahmen einzuleiten, um den Menschen im Bezirk Tiergarten das Überleben zu ermöglichen. Das war die erste Aufgabe, und gleichzeitig natürlich Ausschau zu halten nach antifaschistischen Kräften, nach Hitlergegnern, die man für die praktische Arbeit einsetzen konnte. Aber zuerst war es nötig, nachdem wir diese erste Nacht überstanden hatten, verschiedene Geschäfte aufzusuchen, Fleischer und Bäcker zu veranlassen, die Läden zu öffnen, damit überhaupt die Bevölkerung das Elementare kaufen konnte.

Es wurde immer noch geschossen, aber wir mussten auf die Strasse. Damals sassen die Kugeln sehr locker. Das wussten wir ja. Das war während des ganzen Krieges so, darüber hat man sich keine grossen Gedanken gemacht. Auf mich haben sie noch am Morgen des 8. Mai im Kleinen Tiergarten geschossen, aus den Ruinen heraus. Aber das war in der Zeit des ganzen Krieges so. Es war vielleicht etwas komplizierter als in den anderen Bezirken, wo keine Gegenkräfte mehr aktiv waren, und wir bekamen dann Verstärkung. Man hatte wohl gesehen, mit den 25 Mann in Tiergarten, das geht nicht gut, und hat uns dann noch 250 Mann geschickt.

Zuerst musste also die Ernährung sichergestellt werden. Das ist uns auch ziemlich rasch gelungen. Es gab nur die ersten Tage Schwierigkeiten, da ist die Sowjetarmee mit Gulaschkanonen überall aufgefahren und hat von Lastern Brot an die Bevölkerung verteilt. Aber das konnte nur eine kurze Übergangsperiode sein. Es musste ja alles in geordnete Bahnen gelenkt werden. Der Bezirk Tiergarten hatte hier eine grosse Bedeutung, weil hier die grossen Lager von Bolle waren, in denen riesige Mengen von Lebensmitteln lagerten. Butter, Zucker, Mehl und andere Dinge, Erbsen, Sago usw. Dort wurde geplündert, wie man es sich gar nicht vorstellen kann. Dort holte sich jeder, was er wollte. Die Butterfässer wurden mit den Füßen durch die Strassen gerollt von Leuten, die dort alles herausholten. Den Plünderungen wurde Einhalt geboten, indem dort sowjetische Soldaten eingesetzt wurden. Anders war das ja gar nicht möglich, das hatte Bedeutung für ganz Berlin. Ich hätte mich da dreimal hinstellen können, und sie hätten mich entweder ausgelacht oder über den Haufen geschossen. Waffen lagen ja genug auf den Strassen herum. Für Tiergarten selbst war die Öffnung der Geschäfte wichtig, die vielfach noch Vorräte hatten. Ich erinnere mich noch daran, dass Bäcker, die sich zuerst weigerten, weil sie sagten, sie hätten kein Mehl, nach einer kurzen Aussprache dann alles hatten.

Es ist der grosse Verdienst der Sowjetarmee, dass die Berliner nicht verhungert sind und an die Arbeit gehen konnten, um neue



*Berlin in den letzten Kriegstagen*

Verhältnisse aufzubauen in dieser Stadt. Die Grundlage dafür war die Ernährung. Nach wenigen Tagen kam Mikojan aus Moskau, der stellvertretende Vorsitzende des Ministerrates, und hat die Sicherstellung der Ernährung der Berliner mit den deutschen Stellen, unseren Gruppen des ZK, besprochen und garantiert, dass auch die Lebensmittel da waren. Und das hat geklappt. Die Seuchengefahr war sehr gross. Anfang Mai gab es eine Wärmewelle, die dafür sorgte, dass die zu Hunderten auf den Strassen, in den Häusern, vor allem auch in der Untersuchungshaft Moabit liegenden Leichen und Pferdekadaver einen pestartigen Geruch verbreiteten, und diese Gefahr musste beseitigt werden. Die Pferdekadaver wurden verbrannt und die Toten provisorisch bestattet. Bei uns in einem Massengrab im Kleinen Tiergarten. Das wurde nach 3 Monaten wieder geöffnet und die Toten auf die Friedhöfe verteilt. Aber zunächst musste alles von der Strasse, sonst drohte ja eine Epidemie. Es wurde ein riesiges Massengrab im Kleinen Tiergarten ausgehoben, und dort wurde Freund und Feind bestattet. Darunter waren Sowjetsoldaten, deutsche Soldaten, Zivilleute, Angehörige der SS. Die Möglichkeit, auf antifaschistische Kräfte zurückzugreifen, war zu dieser Zeit noch sehr schwierig. Und so geschah es, dass ich den Gene-



ralarzt Professor *Gohrbandt*, der am damaligen Moabiter Krankenhaus als Chef der Chirurgie tätig war, dass ich diesen gerade kapitulierten Militärarzt zum Dezernenten für das Gesundheitswesen im Bezirk Tiergarten ernannte. Natürlich war er in der Nazi-Partei gewesen. Der Mann hatte Oberst Rudel wieder zusammengeflickt und war gut Freund mit Axmann von der Hitlerjugend gewesen. Aber er war der Mann, der dafür gesorgt hat, dass die Leichen von den Strassen kamen. Das hat Gohrbandt organisiert. Zum Teil auch mit angefasst. Es gab ja keine Autos, das musste alles auf Krankenhausbahren geschehen oder auf Handkarren. Er hat auch das Massengrab ausheben und die Untersuchungshaftanstalt von Leichen und Kadavern frei machen lassen. Gohrbandt hat in der ersten Zeit durchaus positive Arbeit geleistet, aus welchen Motiven heraus auch immer. Angst hatten sie. Gohrbandt hat offensichtlich geglaubt, er würde jetzt nach Sibirien geschickt. Er rannte rum mit seinen roten Biesen an der Hose, darüber einen weissen Arztkittel. Wir haben natürlich gesagt: «Wenn Sie anständig arbeiten, werden wir das zu würdigen wissen.» Und dass es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei, jetzt mitzuhelfen, dass aus diesem Chaos wieder etwas würde, nachdem er mitgeholfen hatte, dass bis 5 Minuten nach 12 alles in Schutt und Asche gelegt worden war. Trotzdem war er schon wieder ein richtiger deutscher Bürokrat. Am 10. Mai

fahre ich durch die Invalidenstrasse über eine Brücke, und da lag dort noch immer ein Sowjetsoldat, halb verwest, da lagen zwei Angehörige der Wehrmacht, ein Zivilist und ein Pferdekadaver. Ich hab Gohrbandt dann sofort zur Rede gestellt, und er meinte: «Das gehört nicht mehr zu uns, das gehört zum Bezirk Mitte.» So war er. Aber er hat dann auch noch diese Kadaver beseitigen lassen.

Am 4. Mai habe ich ein selbstgeschriebenes Plakat an die Tür des ramponierten Tiergartener Rathauses gehängt – das Rathaus war zum Teil nach schweren Bombentreffern eingefallen – und habe mitgeteilt, dass am 8. Mai die Arbeit des Bezirksamtes wieder aufgenommen wird und alle Beschäftigten sich zur Arbeit einzufinden hätten. Nun muss man sich vorstellen, dass in diesem Rathaus ein Chaos herrschte. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, war gestohlen worden. Mit Mühe und Not hatte ich 20 oder 25 Schreibmaschinen sicherstellen können, um überhaupt die Grundlagen für erste schriftliche Arbeiten zu schaffen. Weit über die Hälfte der Mitarbeiter haben sich am 8. Mai eingefunden, und das Bezirksamt konnte wieder in Betrieb genommen werden. Ohne diese Menschen, die ja doch die Situation kannten und die Probleme im Bezirk, wäre es gar nicht möglich gewesen, in so kurzer Zeit das Leben wieder in Gang zu setzen. Auch wenn gerade in der Verwaltung natürlich nicht viele politisch einwandfrei waren – diese Leute brauchten wir. Das, was wir zunächst machen konnten, haben wir getan, nämlich das Rathaus unter eine antifaschistische Führung gestellt. Deshalb setzte ich am 8. Mai einen Bürgermeister ein, einen provisorischen Bürgermeister, der aus dem Zuchthaus gekommen war, einen Antifaschisten. Später ist dieser Bürgermeister dann, als entsprechend dem Abkommen von Jalta die Engländer Tiergarten übernahmen, von den Engländern abgesetzt worden, und er hat sogar drei Monate im Gefängnis gesessen. Dann ist er in die britische Zone abgeschoben worden, nach Westdeutschland.

Das politische Programm der KPD in den ersten Tagen hat sich vor allem darin ausgedrückt, dass wir antifaschistische Kräfte gesucht haben, die aus den KZs, den Zuchthäusern oder aus dem Untergrund kamen. Wir konnten natürlich nicht alles nachprüfen damals. Viele kamen mit Papieren, die besagten, dass sie da und dort gesessen hatten, und das mussten wir zunächst für bare Münze nehmen. Nicht alle waren Antifaschisten, manche hatten sich nur entsprechende Papiere besorgt, sind damit zunächst einmal fremdgegangen und haben geglaubt, sie könnten in diesem Durcheinander leicht zu Positionen kommen. Das gab es auch. Die Untersuchungshaftanstalt Moabit war halb zerstört. Dort waren keine Gefangenen mehr. Kriminelle und Politische, alle hatten das Weite gesucht. Dort lagen nur etwa 150 Tote, die erschossen worden waren. Unter welchen Bedingungen, weiss man nicht. Möglicherweise in Kämpfen oder aus dem Hinterhalt. Grösstenteils wahrscheinlich Häftlinge. Es gab unter ihnen einige Soldaten, die vielleicht auch Häftlinge gewesen waren. Fest steht, dass in den Tagen um den 1. Mai herum die SS sich abgesetzt hat von der Anstalt und nur noch die Gefängnisbeamten dageblieben waren. Ich weiss von zwei Leuten, die dort inhaftiert waren, dass sie natürlich merkten, dass die SS sich verzogen hatte. Sie haben dann mit den Gefängnisbeamten gesprochen: «Na hört mal zu, was wollt ihr denn eigentlich jetzt hier noch machen. Geht man schön nach Hause, wir gehen jetzt auch nach Hause.» Und die haben das gemacht. Die haben sich verkrümelt und die Gefangenen auch. Alle hatten Angst zu der Zeit und haben das Weite gesucht. Wo auch immer.

Das Bezirksamt hat dann unter antifaschistischer Leitung die

die Arbeit wieder aufgenommen. Direkte Anordnungen gab es nicht, nur erste Massnahmen. Ein Wohnungsamt musste wieder aufgemacht werden. In Moabit sind ja viele Häuser stehen geblieben. Es wurden aus anderen Bezirken Leute hierhergeschickt; es mussten viel mehr Leute in die Wohnungen. Das hat Schwierigkeiten mit sich gebracht und musste organisiert werden. Dann musste die Lebensmittelkartenstelle wieder eröffnet werden, auch um den Schwarzmarkt zu bekämpfen. Ich erinnere mich sehr gut, dass in Alt-Moabit, aber auch anderswo viele Leute vor den Bankfilialen die zu ganzen Haufen herumliegenden alten Geldscheine aufsammelten. Ich versuchte ihnen damals einzureden, dass das Geld nichts mehr wert sei. Aber weit gefehlt, denn praktisch galten diese Geldscheine, die aus der faschistischen Zeit stammten, später noch weiter. Neben der Besatzungsmark – von den Besatzungsmächten wurde ja auch Geld herausgegeben. Aber neben diesem galt auch inoffiziell das alte Geld und bildete dann die Grundlage für den Schwarzmarkt.

Wir haben die Bevölkerung verhältnismässig rasch zur Mitarbeit bekommen. Das hing merkwürdigerweise damit zusammen, dass die Charlottenburger Chaussee, das Stück zwischen Siegestraße und Brandenburger Tor, das heute Strasse des 17. Juni heisst, freigeräumt werden sollte für eine Parade, die nie stattgefunden hat. Die Bezirkskommandantur Tiergarten bekam von der Stadtkommandantur den Auftrag, den Befehl, diese Strasse für die Parade vorzubereiten, und natürlich neben dem Befehl auch die dafür nötigen technischen Voraussetzungen, vor allem die nötigen Rationen für die Arbeitskräfte. Die Parade sollte am 8. Mai stattfinden, und bis dahin haben wir die Strasse geräumt mit über 5'000 Bürgern, die dort eingesetzt und gepflegt wurden. Das ging so vor sich: Ich bin mit dem Jeep und einem Megaphon durch die Strassen gefahren und habe dazu aufgerufen, sich morgens früh um 6 Uhr zu melden – das Nachtausgehverbot wurde extra ab 6 Uhr aufgehoben. Ich habe gesagt, sie sollten Hacke und Spaten mitbringen, sofern sie hätten. Der Tiergarten solle gesäubert werden. Von Kriegsgerät und so weiter. Die Leute hatten nur die Aufgabe, die Krater zuzuschütten und ähnliche Dinge, während die sowjetischen Pioniere die Minen entschärfen und die Munition abholten. Das konnten wir ja nicht von der Bevölkerung verlangen, und, nebenbei gesagt, es ist nichts passiert.

Die Leute haben sich gesagt, dahin gehe ich arbeiten, dann habe ich wenigstens zu essen. Genauso war das. Und gleichzeitig haben sie zu uns Zutrauen gefasst und zu sich selbst. Denn für sein Essen zu arbeiten ist immer besser, als es geschenkt zu bekommen. Sie haben gut zu Essen, gut zu Trinken gekriegt. Es gab Sanitätszelte. Es war für alles gesorgt. Die sowjetischen Truppen hatten ihre Gulaschkanonen aufgebaut, und es gab richtiges, kräftiges Essen. Natürlich zusammengekocht, aber es hatte Hand und Fuss, das war keine Wassersuppe. Die Strasse wurde auch pünktlich hergerichtet. Die Trichter wurden zugeschüttet, und es wurde sogar eine Asphaltdecke gelegt, für eine Parade ohne schwere Waffen natürlich. Es sollte eine gemeinsame Parade werden von allen vier Alliierten am 8. Mai, dem offiziellen Tag der Kapitulation. Die kam nicht zustande durch Querschüsse vor allem von Seiten der Engländer, von Churchill, aber auch der Amerikaner und Franzosen. Die drei hatten am 7. Mai einen Vorvertrag mit der Dönitz-Regierung abgeschlossen, in Reims, und wollten diesen Vorvertrag zum Kapitulationsvertrag machen unter Ausschaltung der Sowjetunion. Die Sowjetunion hat das natürlich nicht zugelassen, und sie waren gezwungen, am nächsten Tag in Berlin anzutreten und in Karlshorst die offizielle Kapitulationsurkunde zu unterzeichnen. Aber die Parade fand nicht

statt. Der Stadtkommandant Bersarin meinte damals zu mir: «Genosse Mahle, nun sei nicht böse darüber, dass wir die Parade nicht abhalten, die Herrichtung der Charlottenburger Chaussee ist ja auch für die Berliner wichtig.»

Für die Kommunisten, die von ZK beauftragt waren, ging es zuerst einmal darum, die ersten Voraussetzungen für die Wiederherstellung eines geordneten Lebens, für das Überleben zu schaffen. Für das pure Überleben. Die Menschen mussten wieder Lebensmut fassen. Viele waren bis zuletzt unter dem faschistischen Einfluss gewesen und nun von panischer Angst erfasst. Die Angst war ihnen ja auch von Hitler eingehämmert worden: «Wenn ich untergehe, dann geht das ganze deutsche Volk unter. Dann ist Schluss.» Das haben viele Menschen natürlich geglaubt, und sie waren sich nicht im klaren darüber, was jetzt passieren würde, wie man überhaupt weiterleben sollte. Es gab zu der Zeit viele Selbstmorde. Und es gab vor allem Resignation. Die Menschen packten nicht an. Das war aber die Grundvoraussetzung, überhaupt wieder zu geordneten Lebensverhältnissen zu kommen. Die Menschen mussten selbst etwas tun, um sich das Leben neu einzurichten. Die Betriebe mussten soweit wie möglich entrümpelt und wieder in Gang gebracht werden. Die Maschinen mussten freigelegt werden. Die Arbeiter mussten wieder an die Arbeit gehen. Im Bezirk Tiergarten gab es grosse Betriebe, LOEWE, AEG-Telefunken usw. Wir haben nicht versucht, den Menschen, die nicht wussten, wie es weitergehen sollte, nun etwa anstatt des faschistischen Gedankenguts marxistisches Gedankengut einzuhämmern. Natürlich haben wir politische Gespräche geführt, mit den Fachleuten, die bereit waren, mit uns zusammenzuarbeiten, und die nicht direkt mit den Faschisten kollaboriert hatten. Oder mit den zu uns stossenden Antifaschisten, denn es herrschte ja keine Klarheit über die Perspektiven. Viele Leute glaubten – andere befürchteten es –, nun müsse eigentlich eine kommunistische Herrschaft errichtet werden, mit der Sowjetarmee müsse der Kommunismus eingeführt werden. Das war natürlich Quatsch, gar nicht möglich, utopisch, erstens von der Einstellung der Bevölkerung her, die ja doch im faschistischen Geist erzogen und in Angst und Schrecken versetzt worden war. Und zweitens war es nicht möglich, weil man aus einer Trümmerwüste heraus keinen Sozialismus machen kann. Der hätte sich schon von vornherein desavouiert. Die Produktionsverhältnisse lagen ja gewissermassen in Schutt und Asche. Abgesehen davon mussten noch in Deutschland eine Reihe Massnahmen vollzogen werden, die die bürgerliche Revolution hätte lösen müssen: Bodenreform, Schulreform usw. Das war ein Diskussionspunkt damals. Ein anderer war, dass viele, die aus den KZs und Zuchthäusern kamen, sagten: «Was soll das eigentlich? Jetzt gründen wir wieder eine KPD und eine SPD. Warum? In den Zuchthäusern haben wir zusammengefunden, jetzt lasst uns zusammenbleiben!» Anfangs war diese Meinung sehr stark verbreitet, aber damals war dafür die Zeit noch nicht reif. Denn die Masse der Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei von vor 1933 war natürlich nicht für eine sozialistische Entwicklung. Die waren für Reformen und demokratische Entwicklungen. Und so hat es sich ja auch in der sowjetischen Besatzungszone abgespielt.

Eine andere politische Aufgabe war, ein Minimum an Zutrauen zu schaffen. Die Menschen hatten ja zu uns zunächst kein Vertrauen. Zu uns Kommunisten nicht, und zu den sowjetischen Streitkräften erst recht nicht. Wir waren Bezugspersonen, Ansprechpartner, Wegbereiter, so dass die Berliner sich nicht zuerst an die sowjetische Besatzungsmacht, sondern an Deutsche wenden konnten. Eine Position, die nicht immer leicht war. Nachdem wir zum Beispiel am 3. Mai die Verstärkung bekommen hatten,

wurden die sowjetischen Offiziere und Mannschaften in Wohnungen in der Nebenstrasse der Bezirkskommandantur, der Jagowstrasse, untergebracht. Die Bewohner wurden ausquartiert. War ja klar. Und in der Wohnung, in die ich kam, da sagte ich natürlich: «Sie können hier ruhig bleiben. Ich will keine Wohnung haben. Mir reicht ein Zimmer.» Da fiel denen ein Stein vom Herzen. Ich war dort gross angesehen, weil ich nicht die Wohnung beschlagnahmt hatte. Andere wurden ausquartiert. Die Besatzungsarmee hat die Wohnungen geräumt. Ich habe das nicht gemacht. Auch später nicht, als mir immer wieder Villen oder schöne Wohnungen angeboten wurden. Wie sollte ich denn gegenüber der Bevölkerung auftreten, wenn ich da als Besatzer ankam. «Das ist doch ein richtiger Russenknecht, der nimmt uns alles weg», hätte man gesagt. Ich konnte nicht wohnen wie die sowjetischen Offiziere. Das haben manche zunächst nicht verstanden. Das war eine schwierige Situation damals. Manchen Nackenschlag habe ich deswegen einstecken müssen. Nach dem 10. Mai war ich für einige Tage damit beschäftigt, für den Berliner Magistrat wichtige Fachkräfte zu suchen. Schon am 15. Mai gab es ja wieder einen Berliner Magistrat, der von der sowjetischen Stadtkommandantur eingesetzt worden war. Dafür brauchte man Fachkräfte; Deutsche, die bereit waren mitzuarbeiten und die sich auskannten und möglichst nicht mit den Faschisten zusammengearbeitet hatten. Diese Leute mussten natürlich ausfindig gemacht werden, denn man konnte nicht einfach aufs Einwohnermeldeamt gehen und nachsehen, wo der Mensch wohnt, sondern man musste die Leute regelrecht aufspüren. Während meiner Tätigkeit in Tiergarten war ich von Walter Ulbricht damit beauftragt worden, den Gefängnispfarrer von Plötzensee, Poelchau, der als Augenzeuge der Hinrichtungen von Nazigegegnern wichtig war, zu suchen. Pfarrer Poelchau hatte ich damals nicht finden können; er war in Bayern. Mehr Erfolg hatte ich jedoch bei zwei anderen wichtigen Personen. Der erste war ein Ernährungsfachmann, der Dr. Hermes hiess. Der sass zitternd in einem Logenhaus in der Charlottenburger Platanenallee und wartete ängstlich darauf, dass nun mit ihm irgendetwas geschehen würde, obwohl er gar nicht in der Nazi-Partei gewesen war. Er war in dem faschistischen Versorgungsamt tätig gewesen und kannte sich aus. Solche Fachkräfte brauchten wir. Das «Nationalkomitee Freies Deutschland» hatte sich vorher genau überlegt, wer für welche Aufgabe gewonnen werden sollte. Dieser Mann ist dann im neuen Magistrat Berlins Stadtrat für Ernährung geworden. Dr. Hermes war einer der Gründer der CDU, ist

dann aber später in den Westen gegangen. Aber zunächst, in den ersten Monaten, in den ersten Jahren sogar, hat er wertvolle Facharbeit geleistet. Er hat das gesamte Ernährungssystem Berlins, die gesamte Versorgung mit dem kompletten Kartensystem aufgebaut. Der Mann kannte sich aus.

Tagelang gesucht habe ich nach dem Chefarzt der Charité, der nicht aufzufinden war: nach Professor Sauerbruch. Zuerst habe ich ihn in seiner Villa in Grunewald gesucht. Die war weitgehend ausgeräumt, geplündert. Dort war er nicht. Nachbarn von ihm haben uns weitergeholfen: «Es kann sein, dass er in Wannsee ist, in einem christlichen Stift, dort hat er sich häufig aufgehalten.» Durch den Grunewald bin ich also am 11. Mai nach Wannsee gefahren, mit einem Wagen der sowjetischen Armee. Zu dem Zeitpunkt wurde im Grunewald noch auf uns geschossen; Werwolf vielleicht, man weiss es nicht. Doch wir sind heil in Wannsee angekommen und trafen Professor Sauerbruch dabei an, wie er im Garten des Stiftes mit anderen Menschen aus christlichen Kreisen Leichen bestattete. Er war natürlich erschreckt, als er mich dort im Jeep sah, mit zwei Soldaten und einer MP. Ich musste zuerst ganz vorsichtig mit ihm sprechen. Zum Glück waren die Offiziere auf solche Situationen immer sehr gut vorbereitet. Sie sprachen deutsch und brachten gleich zu essen mit: eine schöne Seite Speck, ein paar grosse Kommissbrote und ein paar Flaschen Wodka, und schlussendlich sass die ganze Gesellschaft, die gerade die Gräber ausgehoben hatte, im Garten und unterhielt sich. So hat Sauerbruch dann zu mir Zutrauen gefasst: Eigentlich wolle er nicht wieder in die Stadt, seine ganze Wohnung sei ausgeräumt, das Haus zerstört. Ich sagte, so zerstört sei es nun wieder nicht, geplündert eben. «Aber jetzt, kommen Sie, Herr Professor, setzen Sie sich zu mir in den Wagen und wir fahren zu Ihrem Haus und gucken, was los ist.» Er ist dann tatsächlich mitgekommen und meinte, als er das Haus gesehen hatte: «O Gott, da ist ja noch vieles drin, auch unersetzliche Sachen. Wie kann man das nur schützen?» Da hab ich ganz einfach zu dem Offizier gesagt: «Jetzt sind Sie am Zuge», und nach einer Stunde standen dort Posten vor der Tür. Alles ganz unbürokratisch. Da wurden keine Befehle von oben abgewartet. Und so hat Sauerbruch zu uns Zutrauen gefasst und ist dann Stadtrat für Gesundheit geworden. Und Sauerbruch war zu der Zeit *die* Autorität. Solche Fachkräfte mussten wir finden. Wir konnten nicht einfach jemand aus dem Gefängnis befreien und bestimmen: «Schulze, du bist nun Gesundheitsminister!» Der hätte ja nicht gewusst, was er tun sollte.



**Hannelore Mayer**  
**«Weg der alte, her der neue  
Staat...»**



«Besser als gerührt sein, ist: sich rühren,  
Denn kein Führer führt aus *dem* Salat! Selber  
werden wir uns endlich führen: Weg der alte,  
her der neue Staat!  
Fort mit den Trümmern  
Und was Neues hingebaut!  
Um uns selber müssen wir uns selber küm-  
mern,  
Und heraus gegen uns, wer sich traut!»

21.12.48: kleines lied für die Freie Deutsche  
Jugend gemacht (Aufbaulied). Bin unzufrie-  
den, dass der «neue staat» hereinkommt, ist  
aber nötig, damit der materielle aufbau ver-  
knüpft werden kann mit dem politischen. igno-  
riere jedoch bestimmt die einwände gegen die  
letzte strophe («und kein Führer führt aus *dem*  
salat»), erhoben von der leitung...

2.1.49: bei dem aufbaulied der FDJ (Freie  
Deutsche Jugend) bat mich der berliner grup-  
penleiter, die zeile «und kein führer führt aus  
*dem* salat» zu überprüfen, denn hitler interes-  
siere niemand mehr, da er olle kamellen sei  
(aber olle kamellen verwandeln sich, wenn un-  
beobachtet, leicht in olle lorbeern), und dann  
gebe es eine führung durch die partei. ich kann  
aber nicht entsprechen, die strophe ist auf das  
motiv des sich-selbst-führens aufgebaut, und  
das ganze lied dazu...

(Bertolt Brecht, Arbeitsjournal)



**«Wir erklären, dass auch wir uns schuldig  
fühlen»**

Nicht minder zerstört als die Städte waren  
1945 die Strukturen eines demokratisch-pol-  
itischen Lebens in Deutschland – oppositi-  
onelle Parteien seit zwölf Jahren verboten,  
Tausende Regimegegner verhaftet und er-  
mordet, in der Illegalität aufgebaute Verbin-  
dungen durch Verfolgung und Krieg unter-  
brochen. Was aber am schwersten wog:  
Grosse Teile der Bevölkerung begriffen die  
Zerschlagung der Naziherrschaft als Nieder-  
lage und nicht als Befreiung. Die «Katastro-  
phe unvorstellbaren Ausmasses», die «über  
Deutschland hereingebrochen war», ging  
nicht nur auf das Konto der faschistischen  
Führer, der Grossbanken, Konzerne, der Mi-  
litaristen. Mitschuldig waren «alle jene deut-  
schen Männer und Frauen, die willenlos und

widerstandslos zusahen, wie Hitler die  
Macht an sich riss, wie er alle demokrati-  
schen Organisationen, vor allem die Arbei-  
terorganisationen, zerschlug. ...», schrieb das  
Zentralkomitee der KPD in seinem Grün-  
dungsaufruf. Und: «Wir deutschen Kommu-  
nisten erklären, dass auch wir uns schuldig  
fühlen, indem wir es trotz der Blutopfer un-  
serer besten Kämpfer nicht vermocht haben,  
die antifaschistische Einheit der Arbeiter,  
Bauern und Intelligenz entgegen allen Wi-  
dersachern zu schmieden.»<sup>1</sup>  
Wie den Sozialismus errichten in einem  
Land, in dem die Mehrheit der Bevölkerung  
«das elementare Gefühl für Anstand und Ge-  
rechtigkeit verloren», die Ideologie der Na-  
zis «den Organismus des Volkes verseucht»

hatte? In einem Land, das in Schutt und  
Asche lag, dessen Jugend faschistisch erzo-  
gen war und dessen Überlebende darum  
kämpften, sich und die Familie durchzubrin-  
gen, wiederzufinden, neu zu beginnen.

**Die Gründung der KPD**

Am 30. April 1945, während die Rote Armee  
noch um Berlin kämpfte, landete eine sowje-  
tische Militärmaschine aus Moskau nahe  
Frankfurt/ Oder. Mit ihr kehrte die Füh-  
rungsgruppe des Nationalkomitees Freies  
Deutschland aus dem Exil zurück. Diese  
«Gruppe Ulbricht», später auch «Initiativ-  
gruppe der KPD» genannt, sollte vom Sitz  
des Marschall Schukows aus die Bezirks

Verwaltung Berlins nach dem Sieg der sowjetischen Truppen wieder aufbauen und die politischen Voraussetzungen für den Neubeginn gemeinsam mit der Besatzungsmacht schaffen. Eine zweite Initiativgruppe, die sogenannte «Gruppe Sobottka», ging mit diesem Auftrag nach Mecklenburg-Pommern, eine dritte, die «Gruppe Ackermann», wurde nach Sachsen gesandt. Walter Ulbricht und seine Genossen wurden bei ihrer Ankunft in Deutschland als «Mitglieder der zukünftigen deutschen Regierung» vom sowjetischen Kommandanten begrüßt und in den folgenden Wochen und Monaten wie keine andere der bald in der Ostzone zugelassenen Parteien von der Militäradministration unterstützt.

Am 11. Juni 1945, einen Tag, nachdem die Sowjetische Militäradministration SMAD die Bildung antifaschistischer Parteien in ihrer Besatzungszone genehmigt hatte, formulierte die KPD in ihrem bereits zitierten Gründungsauftrag folgende Einschätzung der politischen Situation Deutschlands:

«Mit der Vernichtung des Hitlerismus gilt es,... die Sache der Demokratisierung Deutschlands, die Sache der bürgerlich – demokratischen Umbildung, die 1848 begonnen wurde, zu Ende zu führen, die feudalen Überreste völlig zu beseitigen und den reaktionären altpreussischen Militarismus mit allen seinen ökonomischen und politischen Ablegern völlig zu vernichten. Wir sind der Auffassung, dass der Weg, Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen, falsch wäre, denn dieser Weg entspricht nicht den gegenwärtigen Entwicklungsbedingungen in Deutschland. Wir sind vielmehr der Auffassung, dass die entscheidenden Interessen des deutschen Volkes in der gegenwärtigen Lage für Deutschland einen anderen Weg vorschreiben, und zwar den Weg der Aufrichtung eines antifaschistischen, demokratischen Regimes, eines parlamentarisch-demokratischen Regimes, einer parlamentarisch-demokratischen Republik mit allen demokratischen Rechten und Freiheiten für das Volk.»<sup>2</sup>

Und in der Tat war es völlig undenkbar, unmittelbar nach dem Ende der faschistischen Herrschaft den Sozialismus zu errichten, obwohl genau das viele Mitglieder von KPD und SPD erwarteten. Die SPD der sowjetisch besetzten Zone setzte sich mit ihrem Gründungsauftrag für ähnliche Ziele, für die Errichtung einer antifaschistisch-demokratischen Republik ein. An der Basis beider Parteien jedoch waren oft Vorstellungen vorherrschend, die unter Ausnutzung der vermeintlich revolutionären Situation, mit der Armee der sozialistischen Sowjetunion im

Lande die Voraussetzungen für die proletarische Revolution für gekommen hielten.

«Seine ersten Eindrücke von Begegnungen mit Kommunisten, die eben erst aus der Illegalität, aus Zuchthäusern oder Konzentrationslagern zurückgekehrt waren oder sich – nach Jahren politischer Isolierung – wieder zur politischen Arbeit entschlossen hatten, schilderte Walter Ulbricht am 14. Mai 1945 in einem Brief an Wilhelm Pieck, der damals noch in Moskau arbeitete: ‚Wir müssen uns Rechenschaft legen darüber, dass die Mehrheit unserer Genossen sektiererisch eingestellt ist, und dass möglichst bald die Zusammensetzung der Partei geändert werden muss durch die Hereinnahme aktiver Antifaschisten, die sich jetzt in der Arbeit bewähren. Manche Genossen führen unsere Politik mit Augenzwinkern durch, manche haben den guten Willen, aber dann ist bei ihnen doch die Losung ‚Rot Front‘, und manche... reden über Sowjetmacht und ähnliches. Wir haben energisch den Kampf gegen die falschen Auffassungen in den Reihen unserer Genossen geführt, aber immer wieder tauchen neue Genossen auf, die mit den alten Fehlern von vorne beginnen. Diese kurzen Andeutungen zeigen Dir, welche Bedeutung die ideologische Umerziehung unserer Genossen hat‘.»<sup>3</sup>

Was Ulbricht in Berlin begegnete, erlebte Anton Ackermann in Sachsen: ‚Mit manchen Genossen der eigenen Partei und anderen Antifaschisten waren klärende Auseinandersetzungen notwendig, denn viele hingen noch an Vorstellungen aus der Zeit vor 1933. Die rote Arbeiter- und Bauern-Armee stand im Land – waren damit etwa nicht die Errichtung der Sowjetmacht und der Aufbau des Sozialismus auf die Tagesordnung gesetzt?‘<sup>4</sup> Und auch die Sobottka-Gruppe im Norden der SBZ hatte diese Schwierigkeiten. So erinnerte sich Gottfried Grünberg: ‚In Waren gab es eine aktive Gruppe von Kommunisten. Diese Genossen hatten massgebliche Funktionen besetzt, gaben eine Zeitung ‚Die Rote Fahne‘ heraus und organisierten eine ‚Rote Miliz‘ mit einem ‚Stadtkommandanten‘ an der Spitze. Neben den Befehlen des sowjetischen Kommandanten erließen sie Verordnungen und verfügten Beschlagnahmen. Die Kehrseite dieser Politik lässt sich denken. Unsere ‚energischen‘ Genossen blieben unter sich und isolierten sich von der Bevölkerung... Mein Auftrag bestand darin, (eine) Änderung herbeizuführen und die Genossen mit der Politik der Partei vertraut zu machen‘.»<sup>5</sup>



Bereits 1945 entstanden erste, antifaschistische Frauenausschüsse

## Die Gründung der SPD

Der Berliner Gründerkreis der SPD begann seine Arbeit in der SBZ im Zeichen einer sozialrevolutionären Programmatik. Der Zentrallausschuss (ZA) der SPD in der Ostzone forderte in seinem Gründungsauftrag die Verstaatlichung der Banken und Versicherungen, der Bodenschätze und Bergwerke, die Erfassung des Grossgrundbesitzes und aller Kriegsgewinne für die Zwecke des Wiederaufbaus. Und im Gegensatz zu der sich in den Westzonen um Kurt Schumacher formierenden SPD und dem Londoner Exil-Parteivorstand berief sich der Zentrallausschuss auf die im «Prager Manifest» von 1935 formulierte Forderung nach der organisatorischen und politischen Einheit der Arbeiterklasse. Er richtete noch in den letzten Kriegstagen das Angebot an die Gruppe Ulbricht, über die Bildung einer Einheitspartei zu sprechen. Eben dieser Einheitswunsch hatte sich vielerorts auch an der Basis in konkrete Zusammenarbeit umgesetzt: in gemeinsamen Antifa-Komitees von SPDlern und KPDlern, allerdings nicht ohne Kritik von Seiten der KPD-Führung. Anton Ackermann berichtete:

«Meistens galt es ‚linke Überspitzungen‘ zu korrigieren. So in der Stadt Meissen, wo wir einen kompletten städtischen ‚Rat der Volkskommissare‘ vorfanden. Genosse Mücke, der dann längere Zeit als Oberbürgermeister tätig war – er stellte sich mir damals als «Vorsitzender des Rates der Volkskommissare» vor, Gerhard Ziller war «Volkskommissar für Kultur» – wollte zunächst nicht einsehen, was politisch notwendig war. Aber es half nichts. Auch in Meissen mussten die Genossen unsere Argumente anerkennen und sich auf die Linie der Partei begeben.»<sup>6</sup> Und Willi Bredel schildert in seinem Roman «Ein neues Kapitel» die Reaktion eines Rostocker Antifa-Sprechers auf die Forderung des sowjetischen Stadtkommandanten, das örtliche Antifa-Komitee aufzulösen: «Wir Kommunisten haben bei Lenin gelernt, dass der alte kapitalistische Staatsapparat zerschlagen und ein neuer, ein proletarischer Staat an seine Stelle gesetzt werden muss, wenn die Herrschaft des Volkes, oder genauer gesagt, die Diktatur des Proletariats gesichert sein soll. Können Sie uns erklären, Genosse Kommandant, weshalb das plötzlich nun nicht mehr gelten soll?» «Das kann ich Ihnen erklären», erwiderte der Oberstleutnant lächelnd, «die leninschen Grundsätze sind gültig und bleiben es auch. Deutschland ist aber kein sozialistischer Staat... ‘ Der Oberstleutnant erklärte seinen Besuchern... die politische

Lage... Die sowjetische Besatzungsmacht wolle demokratische Grundlagen schaffen helfen; dann könne das deutsche Volk sein Schicksal selbst gestalten.»<sup>7</sup>

Im Mai und Juni 1945 wurden die Komitees aufgefordert, sich in die neu entstandenen Verwaltungen zu integrieren. «Soweit diese Ausschüsse isoliert von den neuen Verwaltungsorganen arbeiteten, hemmten sie objektiv die Schaffung einheitlicher demokratischer Machtorgane»,<sup>8</sup> argumentierte die KPD-Führung. In Berlin hatte es sogar Ansätze zu einer «Vereinigten Kommunistischen Partei» gegeben, die ebenfalls aufgelöst wurde. Die Frage der Einheitspartei sollte zentral entschieden, nicht «unkontrolliert» an der Basis vorweggenommen werden.

## Die Auseinandersetzung um die Einheitspartei

Die Führung der KPD ging davon aus, dass die sofortige Verschmelzung von Sozialdemokratischer und Kommunistischer Partei angesichts unterschiedlicher politischer Positionen über kurz oder lang zu neuerlichem Zerwürfnis führen müsse. So kam es trotz der Angebote der SPD-Führung, sofort nach Beendigung des Krieges eine gemeinsame Partei zu gründen, zunächst, das heisst im Juni 1945, lediglich zur Einsetzung eines gemeinsamen Arbeitsausschusses beider Parteien in der SBZ, obwohl die SPD zuvor auf eine schnelle Vereinigung gedrängt hatte. Im Spätherbst des Jahres, als die KPD für einen rascheren Vereinheitlichungsprozess eintrat, nachdem sie interne ideologische Schwierigkeiten überwunden und sich hatte stabilisieren können, verhielten sich die ZA-Vertreter der SPD zögernder. Erste Erfahrungen in der konkreten Zusammenarbeit hatten offensichtlich die Euphorie verfliegen lassen, und zudem zeichnete sich der politische Konflikt mit der SPD in den Westzonen bereits deutlich ab.

In Hannover hatte sich das sogenannte «Büro Schumacher» der SPD gebildet, das einen offen antikommunistischen Kurs verfolgte und von Anfang an gegen jegliche Einheitsbestrebungen mit der KPD auftrat.

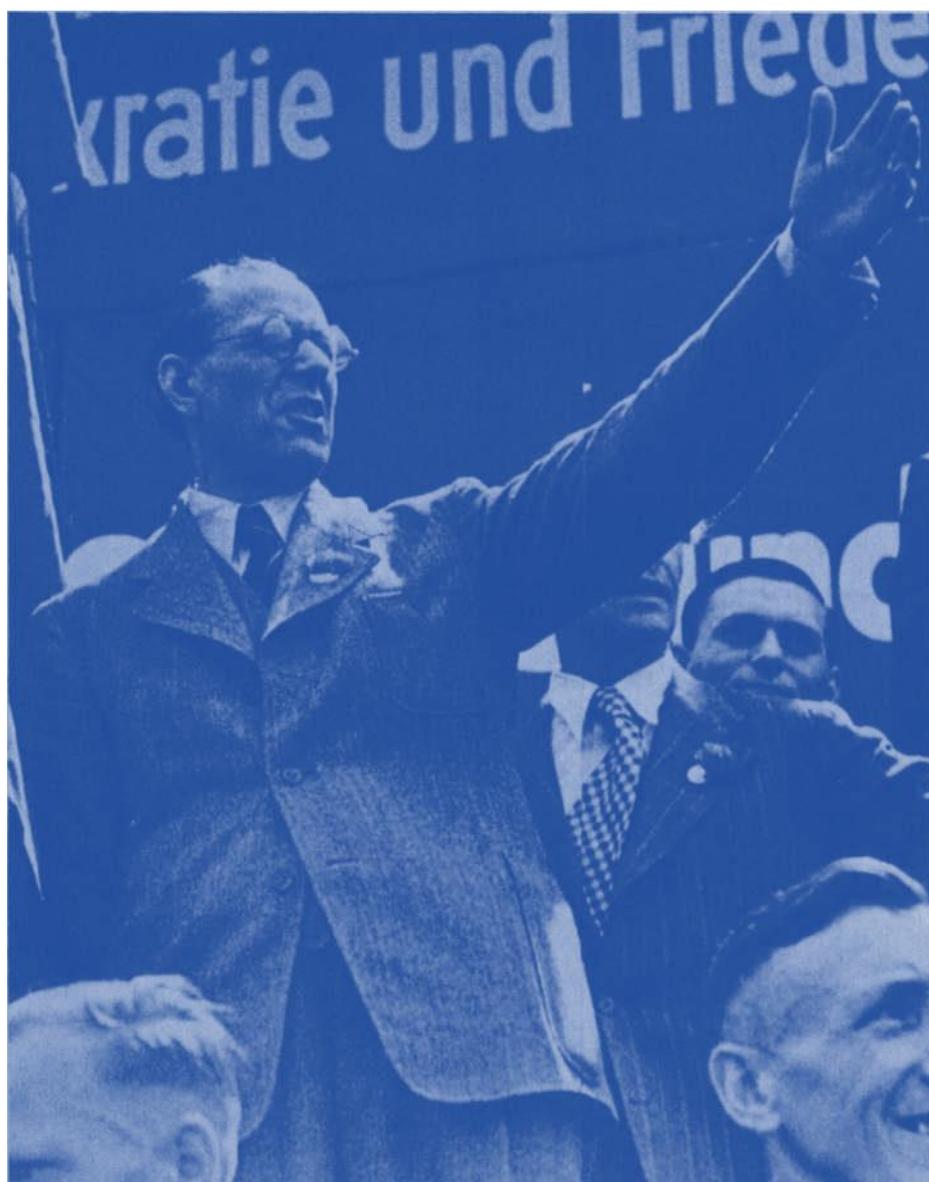
Im Oktober 1945 kam es in Wennigsen bei Hannover zur ersten Begegnung zwischen Otto Grotewohl, der den Berliner Zentrallausschuss der SPD repräsentierte, und Kurt Schumacher. Nach harten Auseinandersetzungen einigte man sich darauf, Schumacher als den «politischen Beauftragten der drei westlichen Besatzungszonen» und den Zentrallausschuss (ZA) als die Führung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in der östlichen Besatzungszone anzuerkennen,

was faktisch die Spaltung der Partei vorwegnahm. Der ZA verlor damit jegliche Möglichkeit, in den Westzonen für seine Politik zu werben. Bei einem zweiten Treffen von Grotewohl und Schumacher im Februar 1946 sah Schumacher für die Ost-SPD nur noch folgende Alternativen: «Eroberung der sozialdemokratischen Partei Deutschlands (durch die KPD; d. V.) oder Auflösung.»<sup>9</sup> In der Tat waren in den dazwischenliegenden Monaten seitens der KPD in der sowjetischen Besatzungszone die Einheitsbestrebungen forciert worden.

Im Oktober 1945 lud sie zu Gesprächen über die «Vertiefung der Aktionseinheit» ein, und im Dezember fand die sogenannte Sechziger Konferenz statt, auf der die bestehenden und künftigen Formen der Aktionseinheit beraten werden sollten. Die KPD hatte in der Zwischenzeit die internen politischen Differenzen um den einzuschlagenden Weg klä-



ren können, die Linie der Führung hatte sich durchgesetzt. Zudem war die KPD durch schnellen Mitgliederzuwachs nunmehr zahlenmäßig stärker als die SPD in der sowjetischen Besatzungszone und musste nicht mehr befürchten, bei einer Verschmelzung beider Parteien zu einer Art Juniorpartner der Sozialdemokraten zu werden. In einer im Verlauf der Sechziger Konferenz erarbeiteten Resolution beider Parteien wurde vereinbart, überall «neue Schritte zur Entfaltung der antifaschistischen Aktionseinheit» zu unternehmen, um den «Auftakt zur Verwirklichung der politischen und organisatorischen Einheit der Arbeiterbewegung, d.h. zur Verschmelzung zu einer einheitlichen Partei»<sup>10</sup> zu geben. Eine gemeinsame Zeitschrift «Einheit» im gemeinsamen gleichnamigen Verlag sowie «gemeinsame Zirkel- und Schulungstätigkeit» waren weitere Ergebnisse der Konferenz.



Die Linie Grotewohls war es bislang gewesen, die Schaffung der Einheitspartei auf nationaler Ebene, also für alle vier Besatzungszonen anzustreben. Nach der Konferenz von Wennigsen und der Zuständigkeitsbeschränkung des ZA auf die sowjetische Zone war das faktisch unmöglich geworden. Darüberhinaus wurden die Ergebnisse der Sechziger Konferenz an der SPD-Basis als rasche Verschmelzungsstrategie der Führung gedeutet. Es kam zu örtlichen Einheitskundgebungen und Zusammenschlüssen, während in den Westzonen Kurt Schumacher die völlige Abnabelung der östlichen SPD betrieb. Auf einer westzonalen SPD-Funktionärskonferenz liess er eine Resolution verabschieden, die die «organisatorische Einheit» der SPD als nicht mehr gegeben ansah und die «Abmachungen und Beschlüsse der Partei der östlichen Besatzungszone nicht bindend oder richtungsweisend für die Sozialdemokratische Partei in den westlichen Besatzungszonen»<sup>11</sup> befand.

Am 21./22. April 1946 beschloss ein gemeinsamer Parteitag von SPD und KPD in der Ostzone einstimmig die Vereinigung zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der SED.

*Der Vorsitzende der KPD, Wilhelm Pieck (links), und der Vorsitzende der SPD, Otto Grothwohl (rechts), eröffneten am 21. April 1946 im Berliner Admiralspalast einen gemeinsamen Parteitag ihrer beiden Parteien (Bild oben)*

## Der wirtschaftliche Wiederaufbau

Die Ostzone war 1945 ein Trümmerfeld: Circa 45% der Industrieanlagen, die Verkehrs- und Zulieferwege zerstört, die wichtigsten Zweige der Schwerindustrie, zum Beispiel das Ruhrgebiet, völlig vom Territorium der SBZ abgeschnitten. Es fehlten für den Wiederaufbau vor allem Steinkohle, Roheisen und Stahl, und die erwarteten Lieferungen aus dem westlichen Teil Deutschlands blieben trotz der zwischen den Alliierten in Potsdam getroffenen Vereinbarungen auch nach der Lockerung der Zonenschranken aus, als sich die Konflikte zwischen den Mächten deutlicher abzuzeichnen begannen. Die Demontage von Produktionsstätten blieb nicht den Westzonen vorbehalten. Auch die Sowjetunion liess ganze Betriebe, von den Belegschaften buchstäblich aus dem Schutt wiederaufgebaut, demontieren und ins eigene Land verlegen. Die Verluste durch Demontage waren nach westlichen Schätzungen für die SBZ sogar einschneidender als für die drei Westzonen: Die Einbussen an produktivem Anlagevermögen wurden für die Westzonen auf 12%, für die SBZ auf 26% des Bestandes von 1939 geschätzt.

Hinzu kamen Reparationslieferungen an die Sowjetunion, die bis in das Jahr 1953 reichten. Diese Entnahmen aus der laufenden Produktion machten immerhin 25% des Gesamtproduktionsaufkommens der SBZ aus. Mehr als 200 zum Teil wichtige Unternehmen (zum Beispiel die Leunawerke sowie das ehemalige Krupp-Werk in Magdeburg) wurden in Sowjetische Aktiengesellschaften (SAGs) umgewandelt und dienten direkt dem Aufbau der durch den Krieg wirtschaftlich ruinierten Sowjetunion. Eine dem Marshall-Plan der USA für die westlichen Besatzungszonen vergleichbare Starthilfe konnte es nicht geben und gab es nicht.



*Arbeiter bergen Maschinen aus den Trümmern*



«die deutschen rebellieren gegen den befehl, gegen den nazismus zu rebellieren; nur wenige stehen auf dem Standpunkt, dass ein befohlener Sozialismus besser ist als gar keiner, die Übernahme der production durch das proletariat erfolgt in dem zeitpunkt (und scheint vielen also zu erfolgen zu dem zweck) der auslieferung der produkte an den sieger, volkseigenen betrieben, die aus maschinentrümmern heterogener art sich wieder produktionsstätten zusammengebastelt

hatten, wurden mehrere male die maschinen wieder als reparationen weggenommen. und die arbeiter bedenken nicht eben, dass der Zerstörungskrieg gegen die Sowjetunion zwar ohne ihre billigung, aber nicht ohne ihre mithilfe gemacht wurde, und die arbeit gebende Vorbereitung des krieges unter dem beifall eines sehr grossen teils von ihnen.»

(Bertolt Brecht, Arbeitsjournal, Eintragung vom 9.12.48)

## Enteignung

Die Arbeiter hatten aber nicht nur ihre Produktionsstätten aus den Trümmern hervorgezogen und wieder in Betrieb genommen, sondern sie hatten oftmals auch die Leitung der Werke übernommen.

«Im Mai 1945 war der grösste Teil der Direktoren der grösseren Betriebe aus dem Lande geflüchtet, d.h. dass diese Betriebe zu einem erheblichen Teil führerlos waren. Aber schon im Herbst 1945 kamen die ersten Beauftragten der früheren kapitalistischen Besitzer wieder zurück, die versuchten, wieder in die Leitungszentren ihrer Betriebe... hineinzukommen...

Dies wurde fast überall von Arbeitern, die die Betriebe wieder in Gang gebracht und damit in ihren Besitz genommen hatten, verteidelt.»<sup>12</sup>

«Schon in den ersten Tagen nach der Befreiung nahmen die Arbeiter diese Betriebe in Besitz. Als Leistungsorgane wählten sie Betriebs- oder Arbeiterausschüsse.»<sup>13</sup>

«In vielen Betrieben hatten die früheren Inhaber bereits von sich aus das Feld geräumt und das Weite gesucht.

Da, wo dies nicht der Fall war, nahm die Belegschaft, soweit sie sich in den ersten Maitagen zusammengefunden hatte, sofort gegen die früheren Inhaber Stellung und verjagte sie aus den Betrieben...»<sup>14</sup>

Bereits im Oktober 1945 hatte die SMAD in der SBZ das gesamte Eigentum des Deutschen Reiches, der NSDAP und ihrer Amtsleiter sowie der Wehrmacht beschlagnahmt. Schwerindustrielle Grossbetriebe, deren Besitzer die NSDAP und die Kriegswirtschaft unterstützt hatten, wurden enteignet, wobei der zu enteignende Personenkreis in den folgenden Jahren weiter ausgedehnt wurde, zum Beispiel auch auf Besitzende, die sich in den Westen abgesetzt hatten.

Die Eigentumsstruktur der SBZ/DDR-Wirtschaft sah nach DDR-Angaben folgendermassen aus:

	Bruttoproduktion in %			
	1947	1948	1949	1950
SAG	19,5	22,0	21,9	22,6
VEB	36,8	39,0	46,6	52,4
Privatbetriebe	43,7	39,0	31,5	25,0

(Vom Werden unseres Staates, Berlin/DDR 1966, Bd. 1, S. 316; Barthel, S.137)



## Bodenreform

Am 30. Juni 1946 gab ein Volksentscheid in Sachsen die Grundlage für die entschädigungslose Enteignung sämtlicher Nazi- und Kriegsverbrecher. Wie weit der diesbezügliche Konsens in der Bevölkerung ging, zeigt die hohe Beteiligung an der Abstimmung: 93,7% der sächsischen Bevölkerung stimmten mit, davon 77,6% mit Ja.

Ähnlich breite Zustimmung wie dieser Volksentscheid fand die von der KPD eingeleitete Kampagne für die Bodenreform in der SBZ. Auf den landwirtschaftlichen Gross-

grundbesitzern hatte die Mehrheit der Bevölkerung vor allem in Mecklenburg, Brandenburg und Sachsen unter extremen sozialen Bedingungen gelebt. Das «Junkertum», die Grossgrundbesitzer und der Adel, war meist vor der Roten Armee nach Westen geflohen, und durch die Bodenreform wurde sein gesamter Landbesitz – 2,5 Millionen Hektar – entschädigungslos enteignet und an Landarbeiter, Bauern ohne eigenen Landbesitz, landarme Bauern und Umsiedler verteilt. Anfang der fünfziger Jahre allerdings wurden die durch die Bodenreform entstandenen kleinen landwirtschaftlichen Betriebe kollektiviert und zu LPGs zusammengefasst. Die Kleinbetriebe hatten sich als nicht lebensfähig erwiesen.

Eine weitere Reform, die auf breite Zustimmung der Bevölkerung stiess, war die von KPD und SPD bereits im Oktober 1945 eingeleitete Bildungs- und Schulreform. Alle Lehrer, die Mitglied der NSDAP gewesen waren, wurden entlassen. 1946 wurde die Einheitsschule eingeführt, Vorstudienanstalten, später in Arbeiter- und Bauern-Fakultät umbenannt, gaben jungen Menschen ohne höhere Schulbildung die Vorbereitung auf ein nun auch für sie mögliches Studium. Tausende von Neulehrern wurden ausgebildet.



«5.11.48: habe einige junge leute da, die, proleten, die zweijahresklassen besuchen, in denen die Arbeiterjugend auf die Universität vorbereitet wird, mehr mädchen als jungens, einer, kleinbürgerlicher herkunft und redege wandt, sagt: ‚wir sind unausgeglichen und verwirrt, kein wunder.‘ (bauer zu tourist: ‚ich bin ein schlichtes gemüt und liebe meine erde.‘) aber sonst sind sie frisch und gescheit und wir reden darüber, dass man den marxismus ebenso studieren muss wie

die germanistik und das eine für das andere, der kleinbürger sagt: ‚ich bekenne mich schon zum marxismus.‘ ich schlage vor, anstatt ‚bekenne‘ zu sagen: ‚interessierte mich für‘. aber da schlägt er mich: ‚es ist keine kleinigkeit, heute in einer u-bahn zu sagen, man ist für die kommunisten.‘»

(Bertolt Brecht, Arbeitsjournal)

## Der Kampf gegen «die Gleichmacherei»

Im Oktober 1948 fuhr der Zwickauer Bergmann und SED-Kader Adolf Hennecke im Schacht «Gottes Segen» eine Hochleistungsschicht, in der er die Arbeitsnorm mit 387% übererfüllte.

«Ich wusste, die Arbeiter in der Ostzone würden toben gegen mich. Aber in einer Sache war ich absolut sicher: Meine Kumpel in meinem Schacht, die würden zu mir halten. Sie würden mir wahrscheinlich nicht um den Hals fallen. Aber wir würden weiter gemeinsam unser Bier trinken, uns die Hand geben, uns streiten und vertragen wie immer... Und als ich dann ausfuhr, war alles ganz anders. Ich existierte mit einemal nicht mehr. Meine Kumpel sahen mich nicht. Ich war für sie Luft... Es kamen Briefe, anonyme Briefe, mit Morddrohungen. Der Strick läge schon bereit und ähnliche Naziparolen. – Das schlimmste war, dass auch fortschrittliche Menschen verwirrt waren. Funktionäre vom Nachbarschacht riefen an und machten unseren Funktionären Vorwürfe, dass sie einen Normenbrecher wie mich herausstellten. Drei Tage wusste ich nicht, was ich bin. War ich nun ein schlechter Genosse oder ein guter? Dann kam ein Brief aus Berlin von Pieck und Grotewohl.»<sup>15</sup>

Was die Kollegen so gegen den Bestarbeiter aufbrachte, fand die Unterstützung der Partei. Durch materielle und ideelle Anreize förderte sie die «Hennecke-Bewegung», in der Aktivisten die Normen steigerten und so die neu verordneten differenzierten und leistungsorientierten Löhne durchsetzen halfen, gegen die es an der Basis und von den Betriebsräten organisiert hartnäckigen Widerstand gegeben hatte. In den Betriebsräten hatten Kollegen, die nicht der SED angehörten, ein starkes Gewicht; nach den Betriebsrätewahlen vom Sommer 1946 in Sachsen beispielsweise stellten Parteilose 48,8%, SED-Mitglieder 48% der Betriebsräte.

Nachdem der 2. SED-Parteitag die Losung «Mehr produzieren, richtig verteilen, besser leben» ausgegeben hatte und man zu einer langfristigen und zentralen Wirtschaftsplanung überging, versuchte die Partei ihren Einfluss in den Betrieben über die Betriebsgewerkschaftsleitungen (BGLs) zu verstärken. Betriebsräte wurden «von allen Aufgaben, für die die Betriebsgewerkschaftsleitungen zuständig sind», restlos befreit.

In der von Mangel gekennzeichneten Situation hatte sich in der Ostzone die Auszahlung eines Teils des Arbeitslohnes in Naturalform eingebürgert, und die anfangs weitgehend autonomen Betriebe hatten ihre Pro-



Bestarbeiter Adolf Hennecke

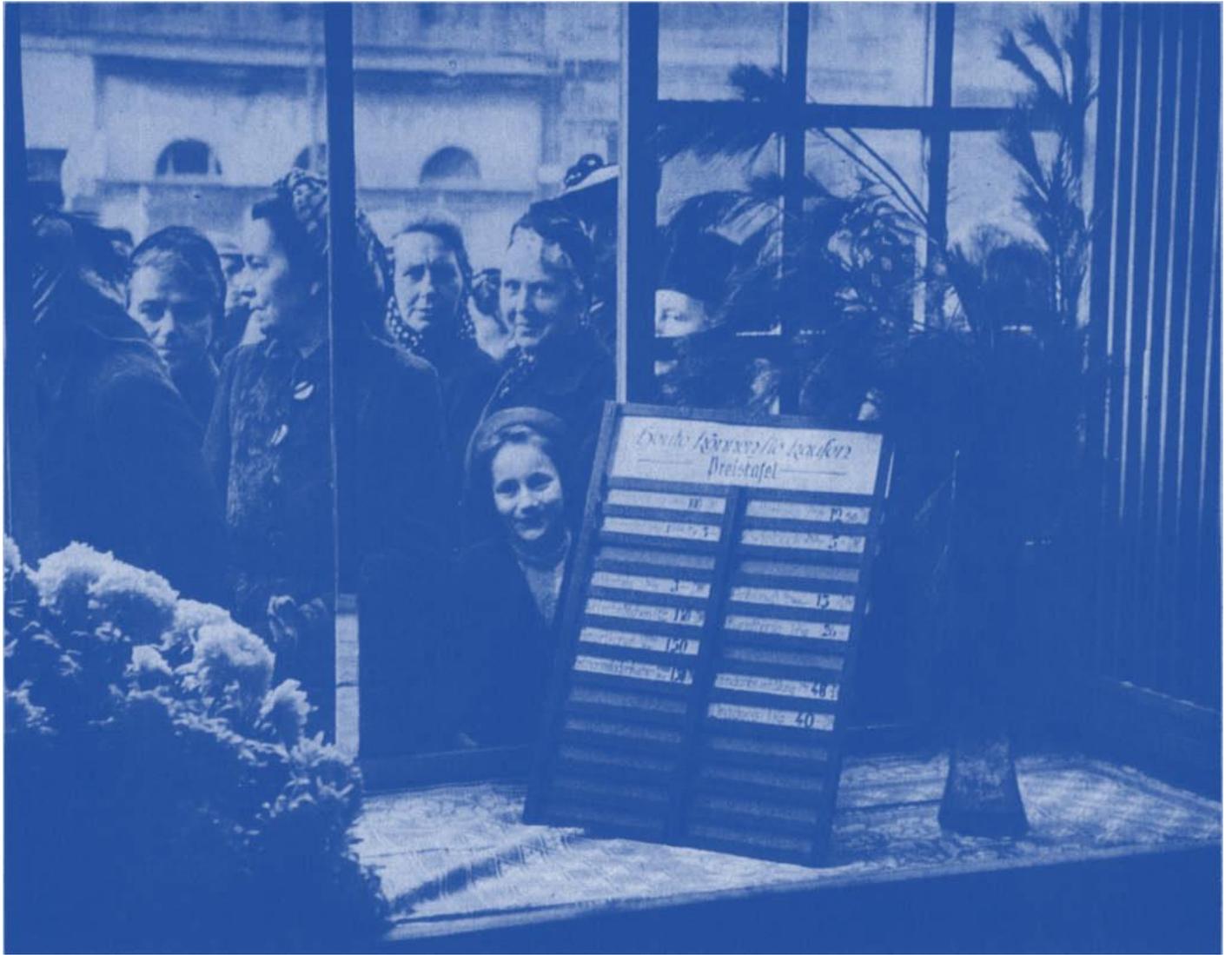
dukte auf grauen und schwarzen Märkten gegen Naturalien eingetauscht, das heißt, man hatte sich zunächst mehr an den Interessen der eigenen Belegschaft orientiert als an gesellschaftlichen Erfordernissen. Allein in Sachsen sollen noch 1948 25% der industriellen Gebrauchsgüter über den Schwarzmarkt und durch betriebliche Tauschgeschäfte der allgemeinen Versorgung entzogen worden sein. 1948 verfügte die Militäradministration: «Der Direktor stellt den einzigen Verfügungsberechtigten dar und trägt die volle Verantwortung...»<sup>16</sup> Die Mitbestimmungsfunktion der Betriebsräte wurde dadurch erheblich eingeschränkt. Sie waren, so die Parteikritik, nicht in der Lage, «eine Mobilisierung der Arbeiter und Angestellten für die neuen Aufgaben zu erreichen ...»<sup>17</sup> Die neuen Aufgaben, das waren die Erhöhung der Gesamtproduktion um 35%, die Senkung der Selbstkosten der Volkseigenen Betriebe um 7% und die Steigerung der Arbeitsproduktivität um 30% während des

Zweijahresplanes von 1949/50. Diese Ziele sollten erreicht werden durch Verbesserung der Arbeitsorganisation, «Kampf gegen die Arbeitsbummelei» und den Übergang zu Leistungslöhnen sowie die Einführung der «richtigen Normierung».

Aber selbst innerhalb der Partei war dieser von der Führung beschlossene Weg zur Erhöhung der Produktivität umstritten.

«Viele Arbeiter... sprachen sich zunächst gegen den Leistungslohn aus. Selbst für manche Arbeiterfunktionäre war diese Absage an die Gleichmacherei nicht immer verständlich... Es bedurfte vieler Diskussionen in den (SED-)Betriebsgruppen, um zunächst die Parteimitglieder und dann über die Betriebsräte und die Betriebsgewerkschaftsleitungen die Arbeiter davon zu überzeugen, dass die Anwendung des Leistungslohnprinzips den Interessen der Arbeiter und der Gesellschaft dient.»<sup>18</sup>

Nicht nur die Einführung von Stück- und Akkordlohn, auch die Essensverteilung, die Verteilung von Lebensmitteln nach ver-



Vor der Eröffnung des ersten Lebensmittelladens der HO in Ostberlin (16. November 1948)

schiedenen Kategorien stieß an der Basis auf Widerspruch. Noch 1949 musste ein Autor in der Zeitschrift «Einheit» kritisieren: «Wir reden schon zwei Jahre gegen die vererbliche und verbrecherische Gleichmacherei, aber in der Praxis gibt es fast noch auf allen Gebieten Gleichmacherei. Anstatt A- und B-Portionen wird oder wurde bis vor kurzem... alles in einen Topf geworfen, damit auch die ‚anderen‘ ein Essen bekommen. Und so ist es auf dem Gebiet der Verteilung von Textilien, Schuhen, Lohn usw.»<sup>19</sup> Wie zwiespältig der von der Parteiführung eingeschlagene Weg an dieser Frage beurteilt wurde, zeigen auch die Eintragungen Bertolt Brechts, der im Februar 1948 in seinem Arbeitsjournal notierte: «...dann passieren die Fehler, die daher kommen, dass die Entwicklungsstufen der Russen und der Deutschen so verschieden sind, da ist das Leistungsprinzip, das die Russen anwenden, weil sie es als das zuletzt gefundene für das Beste halten, Felsenstein warf die russischen Pajoks in seinem Theater einmal zusammen und verteilte die Dinge einigermassen gleich-

mässig; die Russen kamen ihm drauf und entzogen ihm die Pajoks für zwei Monate völlig, die Russen hatten die Ungleichheit der Entlohnung, Felsenstein hatte die Eingleichung für produktionssteigernd befunden.» Der Widerstand gegen die Normerhöhungen hielt bis in die fünfziger Jahre an, was sich nicht zuletzt auch am 17. Juni 1953 noch einmal zeigte.

<sup>1</sup> Dokumente zur parteipolitischen Entwicklung in Deutschland, hrsg. v. O. K. Flechtheim, Bd. 3, Berlin 1963, S. 313ff.  
<sup>2</sup> Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland. Dokumente aus den Jahren 1945-49, Berlin 1968, S. 60  
<sup>3</sup> Walter Ulbricht, Zur Geschichte der Deutschen Arbeiterbewegung, Bd. II, Zusatzband, Berlin 1966, S.205  
<sup>4</sup> Anton Ackermann, Der neue Weg zur Einheit, in: Vereint sind wir alles, Berlin 1966, S. 79f.  
<sup>5</sup> Gottfried Grünberg, Als Mitglied der Gruppe Sobotta im Einsatz, in: Vereint sind wir alles, Berlin 1966, S. 625  
<sup>6</sup> Anton Ackermann in: Staat und Recht, 14. Jg., Heft 5 (Mai 1965), S. 674  
<sup>7</sup> Willi Bredel, Ein neues Kapitel, Berlin 1963, S. 41  
<sup>8</sup> Schöneburg/Urban, Vom Werden unseres Staates. Eine Chronik, Bd. 1 (1945-1949), Berlin 1966, S. 702  
<sup>9</sup> Erich W. Gniffke, Jahre mit Ulbricht, Köln 1966, S. 138  
<sup>10</sup> Der Text in: Berlin, Quellen und Dokumente, 1. Halbbd., Berlin 1964, S. 805ff.

<sup>11</sup> Frank Morav, Die Parole der «Einheit» und die deutsche Sozialdemokratie, Bonn/Bad Godesberg 1973, S. 126

<sup>12</sup> Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 1/ 1972, S. 81

<sup>13</sup> Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 4/ 1970, S. 654

<sup>14</sup> Alois Landherr, Unser Kampf gegen die Kriegsverbrecher, in: Wille und Weg, 2/1946, S. 12

<sup>15</sup> Karl-Heinz Jacobs, in: Die erste Stunde. Portraits, hrsg. v. Fritz Selbmann, Berlin 1969, S. 191 f.

<sup>16</sup> Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland, a.a.O., S. 626 f.

<sup>17</sup> Aus der Arbeit des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes 1947-1949, Berlin 1950, S. 346

<sup>18</sup> Die beginnende Verlagerung des Schwergewichts der Parteiarbeit auf die Betriebsgruppen (Herbst 1947 – Frühjahr 1948), S. 73

<sup>19</sup> Einheit, 4. Jg., Heft 1 (Januar 1949), S. 29

Alle Zitate nach: Dietrich Staritz, Sozialismus in einem halben Land, Verlag Klaus Wagenbach 1976.

An dieser Stelle sei dies informative Buch ausdrücklich zur weitergehenden Lektüre empfohlen.

Irmtraud Morgner  
**Legende von der Genossin Martha  
in Zeugnissen**

Notiert von Beatriz de Dia

Ich wollte mir von einem Menschen ein Bild machen, weil er keins wollte. Zufällig in Zeugnissen ist er mir begegnet wie die Liebe selber: sie. Eine Frau. Martha Lehmann mit Namen. Sie hatte die Angewohnheit, auf die monatlichen Mietzettel, also auf die Rückseiten von Postzahlkarteneinlieferungsscheinen, die laut Vordruck nicht zu Mitteilungen für den Empfänger zu benutzen sind, Mitteilungen zu schreiben.

*M. L. 8. März 1945.* Unser Rudi nun schon ½ Jahr nicht mehr unter uns. Unfassbar. Helmut am 5.2. beim Häuserkampf verwundet, Landsberg (Warthe) am 3.3.45 aus Lazarett entlassen. Dänemark. Anschrift ab warten. Unser Walter in Ungarn (Kloster). Papa Rentner und Siedler. Mama Briefträgerin Leipzig N.21. Zwei grosse Angriffe am 27.2.45 und 7.3.45. Gott war uns gnädig.

*B.* Ein Sohn der Frau, Walter Lehmann, sandte einen Lebensabriss von ihr zum literarischen Preisausschreiben der Zeitung «Sonntag». Angelegt hatte er albumhaft auf geklebt eine Auswahl jener Mietzettel zur Illustration: Selbstzeugnisse. Daneben zeugnisausstellende Papiere von Leuten, die Martha Lehmann persönlich kannten. Ich möchte Zeugnis ablegen für die Frau, weil ich sie nicht persönlich gekannt habe.

*M. L. 11.5.46.1.* Friedensmustermesse. Herrliches Wetter. Auch Messe auf dem Messplatz. Papa Rentner. Mama Bahnarbeiterin. Helmut Schulleiter in Stahmeln. Rudi liegt in russischer Erde, unfassbar. Walter Lehrbildungsanstalt. Nun Frieden. Gott sei Dank.

*B.* Glückliche Umstände hatten mir die ausserordentlich alltäglichen Dokumente vor Augen gebracht. Sie trafen mich wie erhabne Gegenstände selten. Auch derart, dass ich die Frau sprechen und sie beschreiben wollte. Einem Redakteur, der meinen Wunsch übermittelte, bedeutete Martha Lehmann ihre Abneigung gegen Bekanntmachungen. Erst als ich einen Brief aufsetzte, der Martha Lehmann umstimmen sollte, merkte ich, dass die Absage das Kostbarste der Erscheinung war.

*M. L. 22. 7.46.* Mein Lehmann ist nicht mehr bei uns. Einfach unfassbar. Helmut Schulleiter. Rudi liegt in Russland. Walter macht Schullehrerprüfung. Ich bei der Eisenbahn. Nun Frieden. Aber meine beiden liebsten Männer fehlen. Warum? Mein Lehmann, mein Rudi.

*B.* Ich glaube, die Bescheidenheit der Martha Lehmann gab auch der Wahrheit die Ehre. Frauen sind wesentlich noch nicht in die geschriebene Geschichte eingetreten, sie beginnen gerade. Die Überlieferung ihrer Wirkungsweisen ist fühlbar, nicht messbar. Legendar.

*M. L. 11.4.47.* Nun ist der Frieden da! Aber Papa und Rudi fehlen uns sehr. Unfassbar. Helmut Schulleiter in Stahmeln, Walter Lehrer im Süden. Mama Schrankenwärterin in Möckern, Bude 121. Nun ist die grösste Kälte gebrochen, und es waren Anfang

April schon mehrere Gewitter. Walter hat schon div. gesät und die Hecke geschnitten, und ich grabe um, da ich das gern tue. Ach, mein Lehmann, das erstemal nun ohne dich im Frühjahr in der Siedlung. Du fleissiger Mann. Dank für alles noch und für die Zuckerrüben.

*B.* In der Schönheit dieser alten Frau leuchtet die zähe, masslose Liebeskraft des Lebendigen. Dieser demütige Stolz. Unantastbar. Die kommunistische Bewegung gründet auf solchen Menschen. In ihr verwirklichen sie sich. An aussergewöhnlichen Ereignissen entzünden sich auch Hohlköpfe. Martha Lehmann war der Alltag nicht alltäglich, mehr kann kein Leben gewinnen.

*M. L. 16.12.48 Bude 121.* Eben (9<sup>45</sup>) fuhr ein Heimkehrerzug durch nach Kaserne Möckern. Manche winkten mir freudig zu, manche blickten stur. Wie herrlich wäre es, wenn nun unser Rudi mit dabei wäre. Könnte nicht ein Wunder geschehen? Vielleicht geschieht es... Mildes Wetter.

*B.* Martha Lehmann stand nicht in Gottes Gnade, sondern in eigener. Sie gab ein Beispiel, weil sie keines gab. Ohne bestimmte Nachrichten von Menschen ihrer Art lässt sich die Welt auch auf die Füsse ordnen im Bunde. Mit solchen Nachrichten leb ich versicherter. Denn sie enthüllen mir den Glanz des Wegs, von Zielen träumt sich leicht auch ohne Beistand. Neben die Rechenschaftsberichte des VIII. Parteitags stell ich die Schönheit dieser alten Frau.

*W. L.* Als 1949 der erste Schwerlastzug am Bahnwärterhäuschen meiner Mutter vorbeidonnerte, stand sie mit einem roten Fähnchen an der Strecke und grüsste den Lokomotivführer Paul Heine. Das rote Fähnchen war einunddreissig Jahre alt. Sie hatte ihren Söhnen zur Novemberrevolution 1918 solche Fähnchen gebastelt, damit die Jungen mit den revolutionären Matrosen Wilhelmshavens demonstrieren konnten.

*M.L. 5.5.50 Bude 399 Rackwitz.* Bald vier Jahre ist nun mein Lehmann fort von mir. Und unser Rudi fünfzehn. Einfach unfassbar. Am 1. Mai habe ich Umzug mitgemacht von Mockau nach Leipzig. 1900 auch schon mal. Und 1919 mit Papa in Wilhelmshaven. Er schenkte mir ein Veilchensträusschen.

*W. L.* Mutter ist Arbeiterkind und wurde in Leipzig als älteste Tochter eines Modelltischlers geboren. Von Kind auf war Arbeit ihr Lebenselixier. Zuerst betreute sie ihre zahlreichen jüngeren Geschwister, war dann Kinder mädchen bei fremden Leuten, machte vor und nach dem Schulunterricht Aufwartung da und dort. Als es zu Hause zu eng wurde, verdingte sie sich als Mamsell auf ein bayerisches Rittergut. Dort lernte sie den Bäckergehilfen Eduard Lehmann kennen und zog mit ihm auf Arbeitsuche durch Deutschland. In einer Mansarde des Leipziger Ostens gebar sie ihm den ersten Sohn, in einem Gesindehaus nahe den Potsdamer Schlössern den zweiten und schliesslich 1916 in Wilhelmshaven, allwo mein Vater endlich feste Arbeit auf der kai-

serlichen Marinewerft gefunden hatte, noch den dritten und letzten Jungen.

*M. L. 3.8.50 Bude 399.* Dreimal Nachtschicht. Mein Lehmann ruht in Wahren, Rudi im Osten. O wie vermisse ich meine beiden Lieben. Jetzt gibt es wieder mehr zu essen und zu rauchen, und nichts kann ich euch geben. Unfassbar.

*W. L.* Im ersten Weltkrieg arbeitete meine Mutter als Briefträgerin, später als Näherin auf dem Bekleidungsamt, als Plakatankleberin und als Billettabreisserin in einem jener neueröffneten Vorortkinos. In den Inflationsjahren nahm sie einen Handwagen und Milchkanen in Kommission und trug Milch aus, den Liter Magermilch für 170'000'000 Mark und den Liter Vollmilch für 360'000'000 Mark. Mein Vater versuchte es dann mit einem kleinen Schwarzbrotstand auf dem Wochenmarkt, es folgte eine Zuckerwarenbude mit Schmalzbäckerei. Doch alle diese kleinen Geschäfte brachten meinen Eltern trotz grossen Fleisses keinen Gewinn, weil die Konkurrenz der grossen Marktbuden erdrückend war und unsere herzensgute Mutter zuviel Ware an die hungerleidenden Kinder verschenkte, die ständig unseren Stand umlagerten.

*M. L. 21.4.51 Bude 45<sup>c</sup>, Sonnabend 8<sup>30</sup>.* Mein Lehmann schon 58 Monate nicht mehr bei mir. Immer noch unfassbar. Warum? Mein Rudi 79 Monate in fremder Erde. Unfassbar. Warum? Heute fünf Jahre SED. Wetter kühl, ruhig. Flieger kreisen am Himmel. Hoffentlich kommt der Friedensvertrag 1951 noch zustande. 9<sup>00</sup> Sonne kommt aus den Wolken. Nun geht das Säen und Pflanzen los. Das Hacken, Jäten und Giessen.

*W. L.* Überhaupt ging kein Bettler, ob gross oder klein, bei uns leer aus. Die Not ringsum bekümmerte meine Mutter. Sie suchte immer wieder nach einem Ausweg. Ein Verwandter schickte ihr regelmässig die «Leipziger Volkszeitung». Allmählich wuchs in Mutter der Glaube, dass die Arbeiterklasse imstande ist, die Not abzuwenden. Meine Mutter bat meinen Vater, der seit seiner Gesellenzeit Gewerkschaftler war und dann der SPD beitrug, sie mit zu den Versammlungen zu nehmen. Vater schlug ihr diese Bitten ab, weil ihm Politik für Frauen unpassend erschien. Mutter sollte sich um die Jungen kümmern.

*M. L. 10.5.51 Bude 401.* Eisheilige, Sturm, am 9.5. sehr heiss, am 8.5. zwei Gewitter. Nun wieder bald Sommer und wieder

ohne meinen Lehmann und ohne unseren Rudi, beide vermisse ich sehr, der Schmerz wird immer grösser.

*W. L.* Meine Mutter unternahm viele Bittgänge auf die verschiedenen Schulämter, um für ihre Söhne eine bessere Bildung zu gewinnen. Ihre Hartnäckigkeit siegte, Helmut, Rudi und ich gingen auf die höhere Schule und sasssen zum Stolz unserer Eltern zwischen Offiziersöhnen, Direktorsprösslingen und Kindern reicher Geschäftsleute. Während der Wirtschaftskrise tagelohnte mein Vater – vorher Bäcker in Leipzig – als Tiefbauarbeiter, meine Mutter nähte unermüdlich Heimarbeit.

*M. L. 2.12.51 Posten 399 Rackwitz.* Herrliches Wetter. Mild. Dienst von 13<sup>00</sup> bis früh 6<sup>00</sup>. Mittags bald den Zug in Neuwiederitzsch verpasst, aber die Zugschaffnerin hatte ein Herz und liess den Zug noch eine Minute halten.

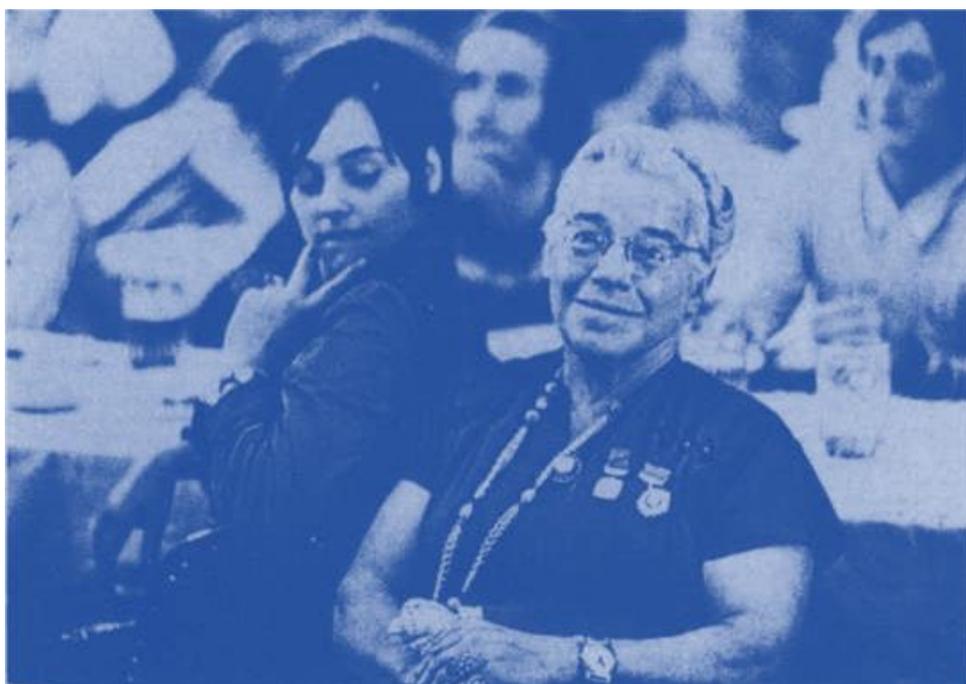
*W. L.* Mein Bruder Rudolf schloss sich der KPD an, wurde dort Lit-Obmann, versorgte unsere wissensdurstige Mutter mit Büchern von Gorki, Tolstoi, Sinclair und Andersen Nexö, erzählte ihr von Diskussionen in den Schulungsabenden, erklärte ihr geduldig Begriffe aus den Grundlagen des Marxismus und nahm sie auch dann und wann heimlich zu Veranstaltungen mit, auf denen Ernst Thälmann zu den Leipziger Arbeitern sprach. Mutter versteckte Rudis marxistische Literatur im Hause und versorgte ihn und seine Genossen, grösstenteils mittellose jüdische Studenten, mit Margarinestullen.

*M.L. 5.1.52.* Bahnmeisterei Mockau, Unterzeichnete verpflichtet sich, 3 Prozent ihres Lohnes zum Aufbau Berlins zu geben.

*W. L.* In Aussprachen mit dem Vater trat Mutter parteilich für ihren fortschrittlich gesinnten Sohn ein. Den Zwiespalt in unserer Familie löste mein Vater auf seine Art: Er verbrannte Zeitungen, auch Briefe ausländischer Genossen, die an meinen Bruder gerichtet waren, beschimpfte unflätig den «Aufrührer» und warf ihn schliesslich aus der elterlichen Wohnung.

(...)

*W. L.* Während mein ältester Bruder einem Lehrstudium nachging, hing nun meine Mutter ihr Herz an mich, den Jüngsten, der bis dahin den häuslichen Parteikämpfen verständnislos zuge-



schaute hatte. So versorgte ich meinen «ausgestossenen» Bruder mit Lebensmitteln, machte den Boten zwischen Mutter und Emigrant und wurde von der Mutter jetzt systematisch für die Idee meines Bruders Rudolf erzogen. Das heisst, ich erhielt mehrere Bände der AIZ mit den aufrüttelnden Photomontagen von John Heartfield zum Studium, dazu einfache Bücher von Maxim Gorki. Und Mutter kontrollierte streng, ob ich auch täglich bei einer Petroleumfunzel meinen Gorki ein Stückchen weiter las.

*M. L. 8.10.52, 11<sup>00</sup> Autobahn Taucha.* Regenschauer. Kalt. 3. Jahrestag der DDR. XIX. Parteitag der KPdSU. Am 7.10. ein Teil Winterbirnen abgenommen. Dann kam Regen, und ich hörte auf. Heute pflückte ich weiter. Ach mein Lehmann, mein Rudi, es ist nichts ohne euch so allein.

*W. L.* Als 1932 Ernst Thälmann in einer Wahlversammlung auf dem Volksmarsdorfer Markt in Leipzig-Stünz sprach, nahm mich meine Mutter dorthin mit. Hätte damals Einigkeit die Leipziger und alle deutschen Arbeiter erfasst, dann hätten ein Jahr später nicht die Nazis ihre verhängnisvolle schwarze Herrschaft antreten können. Mein Bruder Rudolf wurde von der Gestapo am Arbeitsplatz in einem Leipziger Antiquariat verhaftet und in die berüchtigte Elisenburg geworfen.

*M.L. 30.6.53.* Papa sieben Jahre tot. Unfassbar. Viel Gewitter, Regen, und viel Sonne im Juni, richtiges Wetter für alle Pflanzen. Am 28.6. die letzten süssen Kirschen geerntet, Himbeerernte auch bald beendet. Viel Stachelbeeren. Am 17. Juni wurde dank unseren sowjetischen Freunden grösseres Unheil verhütet. Die Rosenbergs nun doch am 20. Juni früh 3<sup>00</sup> hingerichtet.

*W. L.* Der, Schmerz meiner Mutter war grenzenlos. Aber das Beispiel der Mutter aus dem Gorki-Roman, den Rudolf ihr zu lesen gegeben hatte, konnte sie beflügeln. Sie kümmerte sich intensiv um die Familie des eingekerkerten Sohnes. Sie versteckte seine reichhaltigen Notizen aus seinen Versammlungen in die Tiefen ihres Küchenschrankes. Heute unersetzliche marxistische Literatur des In- und Auslands wurde im Küchenofen nächtelang verbrannt.

*M. L. 8.5.54.* Zum Tag der Befreiung 10 Mark für die Koreahilfe.

*W.L.* Im Inferno des zweiten Weltkriegs wurde mein Bruder Rudolf aus der Haft entlassen und zwangseingezogen. Er fiel 1944 in der Ukraine.

*M. L. 8. 9.54, Posten 46 Taucha 13<sup>00</sup>-21<sup>00</sup>.* Heute vor zehn Jahren musste mein Rudi sein Leben lassen. Warum mein Rudi. Noch immer kann ich es nicht fassen. Der herrliche Sohn, der so freundlich, willig und fleissig war. Und wie schön könnte es mein Rudi jetzt haben. Das viele Obst in Papas Siedlung würde doch auch unseren Rudi erfreuen.

*W.L.* Der schwarz umranderte Brief des Leipziger Oberbürgermeisters mit der lakonischen Mitteilung, dass «Ihr Sohn den Heldentod für Führer, Volk und Vaterland» erlitten habe, erschütterte meine Eltern sehr. Aber seltsam, meine Mutter, die in den Monaten der Haft meines Bruders so viele Tränen geweint hatte, in den Bombennächten im Keller zum Entsetzen meines Vaters laut schreiend den wahnsinnigen braunen Trommler verflucht hatte, sie war jetzt unsagbar traurig, konnte aber keine Träne mehr weinen.

*M. L. 13.8.55.* Anlässlich unseres Landsontags möchte ich auch meinen Beitrag leisten und spende zehn Mark für unsere Friedenskämpfer und zehn Mark für die Koreahilfe.

17.12.55. Liebe Genossen, anbei zehn Mark für unsere Friedenskämpfer.

17.12.56. Zum Geburtstag unseres Präsidenten Wilhelm Pieck hatte ich mich zu 20 Aufbaustunden im Sportforum verpflichtet. Anbei der Beleg, dass die Verpflichtung erfüllt wurde.

*W. L.* An der Seite unseres Vaters trat Mutter 1945 in die SPD ein, im April 1946 wurden beide in die SED übernommen.

*M. L. 16.4.57.* Lieber Genosse Oehmichen, leider muss ich Dich wieder belästigen. Aber ich bekam keine Solidaritätsmarken. Kollege Förster sagte, es sind noch keine da. Wie ist so etwas möglich, die Woche für Algerien war doch vom 7. bis 12.4. Heute ist Thälmanns Geburtstag, da lässt es mir keine Ruhe, wenn ich nicht etwas für unsere Partei tue. – Von meinem gefallenen Sohn Rudolf habe ich eine Aufnahme aus dem Felde. Mit noch drei Freunden spielte er Schach, ohne Uniform am Tage von Thälmanns Geburtstag 16.4.44. Und im Gedanken an meinen Sohn, der wirklich ehrlich für unsere Sache kämpfte, bitte ich, die Kleinigkeit für Algerien anzunehmen.

*W.L.* Während mein Vater als Invalidenrentner den Haushalt versorgte, meldete sich Mutter 1945 als Trümmerfrau zur Deutschen Reichsbahn. Später kam sie zum Streckendienst und qualifizierte sich mit sechzig Jahren als Bahnwärterin.

*M. L. 29.5.58.* Zu Ehren des V. Parteitags unserer SED für die KP in Frankreich zwanzig Mark.

*W. L.* Glücklicherweise war unsere Mutter, als sie 1959 hörte, dass Mansfelder Bergleute auf einer Arbeitstagung und anschliessenden Kundgebung, die vor dem aus Puschkino stammenden Lenindenkmal in Eisleben stattfand, beschlossen, als Gegengeschenk für den Ort Puschkino bei Leningrad ein Ernst-Thälmann-Denkmal zu schaffen. Mutter verpflichtete sich sofort zu 85 Stundenlöhnen = 100 Mark für dieses Mahnmal. Sie sagte in ihrer Verpflichtung: «Zum Gedächtnis des grossen Vorbildes meines Sohnes Rudolf.»

(...)

*W. L.* Von ihrem letzten Arbeitsplatz brachte mir meine Mutter im Dezember 1971 ein kleines Thälmannbild mit. Bald fünfundzwanzig Jahre hatte dieses uns Arbeitern so lieb gewordene Photo unseres Ernst die Mutter auf ihren verschiedenen Dienststellen begleitet. Es war immer mit Blumen geschmückt, künstlichen oder solchen aus ihrem Garten. Ihr schiene, so sagte sie mir oft, als ob mit diesem Bild nicht nur der verehrte Arbeiterführer zu ihr spräche, sondern als ob auch Rudolf ihr bei ihrer täglichen Arbeit zuschaute. Ich habe das etwas unscheinbare Photo mit dem verblassten Goldrähmchen ins Zimmer meiner Klasse gehängt, neben die Bilder von Walter Ulbricht und Lenin.

17.12.57. Von Martha Lehmann kann man sich kein Bild machen, weil sie sich keins aus sich gemacht hat. Ihr Leben war eins: vollendet. Es steht neben Arbeiterführern angemessen. Lasst uns die Genossin Martha erinnern in Trauer und Fröhlichkeit.

Michael Schneider  
**Nicht alle sind tot, die begraben sind**  
Versuch über eine Nachkriegskindheit



*Der Autor (links) im Kreise seiner Familie*

Unser Haus in der Alispitzstrasse in Grainau war ein regelrechtes Irrenhaus, ein Spukhaus: Da war die Frau Dorneich mit einer Hasenscharte im Gesicht, die, wenn sie sprach, aussah wie eine zuckende Wunde; ihr Mann jagte sie, wenn er einen seiner Jähzornanfälle bekam, aus dem Keller auf den Hof und warf ihr, wenn er sie nicht erwischte, sein Glasauge nach. Manchmal rannte ich voller Entsetzen auf den Hof, um das Glasauge von Herrn Dorneich im Kies zu suchen. Oft musste unsere Grossmutter den Arzt holen, weil Frau Dorneich einen epileptischen Anfall bekommen hatte und zuckend und stöhnend, von ihrem Mann an Armen und Beinen festgehalten oder angeschnallt auf ihrer Pritsche im Keller lag. Dann war da ein älterer, alleinstehender Mann, ein Russlandheimkehrer, der auch im Keller wohnte und mit seinem Holzbein immer über den Hof schlurfte; gebannt startete ich hinter dem Verandafenster auf die geschlängelte Spur, die er im Kies hinterliess. Dieser Keller, über dem wir wohnten, war für mich der Inbegriff von Gewalt, Wahnsinn und Züchtigung. Immer wenn ich in die Hose gemacht hatte (ich war mit vier Jahren noch nicht richtig «sauber»), schleppte mich unsere aus der Ostzone geflüchtete Kinderfrau in den Keller, stellte mich in eine Ecke mit dem Gesicht zur Wand – wie zu einer Hinrichtung. Fast alle Hausbewohner und Nachbarn, mit denen ich als Kind zu tun hatte, benahmen sich so, als hätten auch sie ihre Mütter verloren, d.h. als rächten sie sich unter- und aneinander dafür, dass sie von ihrem geliebten Führer im Stich gelassen worden waren. Vielleicht habe ich mich als Kind auch deswegen so an meine «tote» Mama geklammert, um nicht an den Lebenden bzw. Überlebenden irre zu werden.

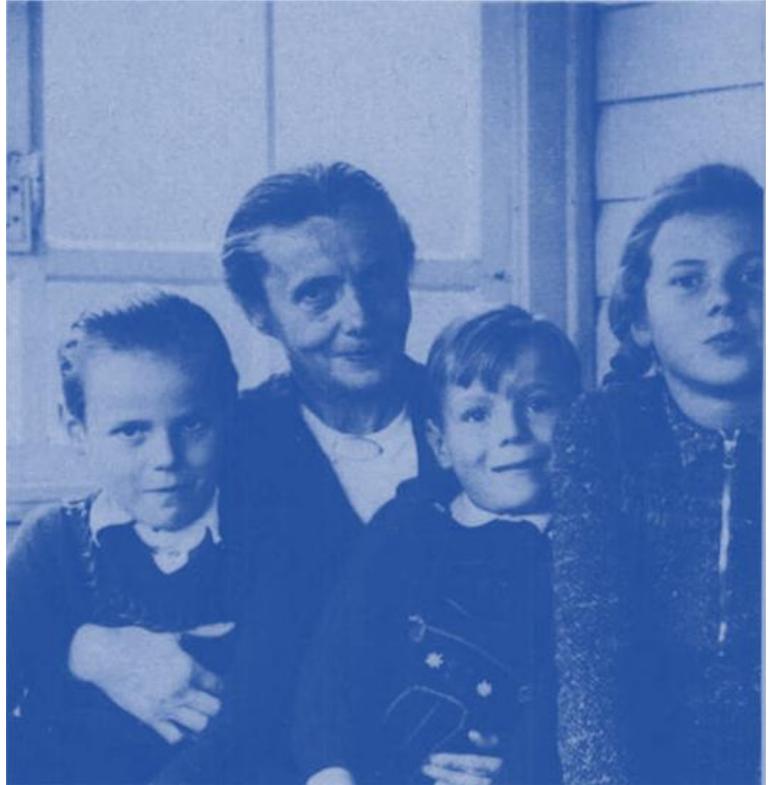
Dieses mystisch-spiritistische Bewusstsein, das den Toten eine grössere Macht und Realität verlieh als den Lebenden, verwirrte aber nicht nur mir den Kopf, sondern auch die Köpfe der Erwachsenen. So wie ich glaubte, meine Mutter sei nicht wirklich tot, sie sei «noch unter uns», so glaubten insgeheim auch viele Nazis, die den Zusammenbruch des «Tausendjährigen Reiches» nicht verwinden konnten, der «Führer» sei nicht wirklich tot, er sei «noch unter uns». Die Totenstille, die damals in unserem Haus herrschte, weil man um einen «Toten», der nur zum Schein begraben worden war, nicht wirklich trauern musste, herrschte auch im westlichen Nachkriegs-Deutschland, in dem ebenfalls ein Toter nur zum Schein begraben worden war. Da man sich weder hier noch dort von seinen Toten wirklich getrennt hatte, gab es auch nirgends eine echte Trauer. Diese «Unfähigkeit zu trauern» (A. Mitscherlich) war die Unfähigkeit einer ganzen Generation, sich von ihrer braunen Vergangenheit zu lösen; sie suchte vielmehr jede offene, öffentliche Kundgebung von Schmerz und Trauer möglichst zu unterdrücken, um nicht unter dem Leichenberg ihrer Schuldgefühle zusammenzubrechen, und schirmte sich gegen ihre blutige und blutjunge Vergangenheit durch eine kollektive Verdrängungsaktion ab, indem sie sich in einen ebenso hektischen wie heroischen Wiederaufbau flüchtete. Die künstliche Totenstille, die allenthalben im Lande herrschte, war aber zugleich die heimtückische Stille derer, die sich vier Jahre lang *scheintot* gestellt hatten, um sich wiederum an die Schalthebel der Macht zu schleichen. So formierten sich die Alt-PGs, nachdem sie das Hakenkreuz mit dem christlichen Kreuz vertauscht hatten, schon wieder in aller Freiheit zur stärksten der

Parteien; die alten «Wehrwirtschaftsführer» und Kriegsgewinner, die mit Hitlers «totalem Krieg» das bombigste Geschäft dieses Jahrhunderts gemacht hatten, sassen bald wieder an der Spitze ihrer zum Schein entflochtenen Konzerne; und die ehemaligen Nazi-Richter übernahmen, nach einem eiligen Bekenntnis zu «Freiheit und democracy», bald wieder den Vorsitz in den Gerichten der «neuen» Republik und sorgten, gleich zu Beginn der Adenauer- und McCarthy-Ära, dafür, dass die «Volksfeinde», die Kommunisten und Antifaschisten, Berufs- und Parteien-Verbot erhielten. Die Restauration, die hinter dem Rücken der Bevölkerung und mit klammheimlicher Unterstützung der angloamerikanischen Siegermächte im Gange war, hatte allerdings einen mystischen Zug. Wer da «wieder zur Welt gekommen», wer da «wieder unter uns» war, waren diejenigen, die Deutschland in zwei Weltkriegen zur Ader gelassen hatten. Die fixe Idee der Wiedergeburt, der «Reinkarnation», von der mein Vater und ich besessen waren, erscheint mir im Nachhinein gleichsam als unfreiwillig-ironische Paraphrase, als bewusstlose metaphysische Widerspiegelung der allerdings fixen «Wiedergeburt» jener braunen Vampire, die nun freilich, im Bonner Schummerlicht, ein demokratisches Keep-smiling aufsetzten.

Zwar war mein Vater nie Mitglied der NSDAP gewesen und hatte sich – zum Glück für die Familie – vor dem Kriegsdienst lange Zeit drücken können, da er als angesehener Dirigent und Komponist «u. k.-gestellt» war; dennoch schien auch ihm die nationalsozialistische Mythenbildung im Verein mit der Anthroposophie den Kopf verdreht zu haben. Die familiäre Katastrophe suchte er in ähnlichen Begriffen zu verarbeiten bzw. zu rationalisieren wie die gesellschaftliche Katastrophe: Für den Sieg wie für den Zusammenbruch des Faschismus machte er eine «höhere Fügung», eine Art «Vorsehung» verantwortlich, genau wie für den «Tod» seiner ersten Frau. Ja, selbst in dem ungeheuren Leid und der ungeheuren Schuld, die das zusammengebrochene Dritte Reich den Nachkriegsdeutschen aufgebürdet hatte, sah er noch eine «höhere Fügung» am Werk, eine schicksalhafte Bedingung und notwendige Voraussetzung einer höheren Kultur. Diese masochistisch-protestantische Haltung, die aus jeder Not eine höhere Tugend zu machen verstand, war eine der Formen, in der viele Nachkriegsdeutsche den Zusammenbruch zu verarbeiten suchten; um mit dem profanen Trümmerfeld des «Tausendjährigen Reiches» fertig zu werden, musste es religiös überhöht, in ein apokalyptisches Weltgericht verklärt werden, damit selbst noch das Sinnlose einen Sinn erhielt.

Auch ich musste diesen historischen Trümmerhaufen, in den ich hineingeboren wurde, schon als Fünfjähriger mystifizieren und ästhetisieren, um ihn überhaupt verarbeiten zu können; musste mir satt vorkommen von Mahlzeiten, die in Wirklichkeit kärglich und rationiert waren; musste mir geliebt vorkommen von einer Mutter, die in Wirklichkeit tot, und von einem Vater, der (aus beruflichen Gründen) nur selten da war. Diese halbhirnen Kriegs-Invaliden, die unser Haus bevölkerten, musste ich schon zu ganzen und heilen Menschen zurechtstilieren, um nicht selber an ihnen irre zu werden. Meine Verhaltensstörungen musste ich, seit ich denken konnte, schon zu aussergewöhnlichen und interessanten Charaktereigenschaften erklären, um mir nicht selbst als Kretin vorzukommen. Diesen ganzen historischen Trümmerhaufen musste ich schon zu meinem höchstpersönlichen Spielplatz ernennen, wenn ich nicht mehr zurückkriechen konnte in den Mutterschoss, der mich zwischen Bomben und Granaten verloren hatte. Bereits mit fünf Jahren war ich ein vollkommen mystisches Kind, weil ich diese gespenstische, spuk-

hafte Nachkriegs-Realität überhaupt nicht als Realität annehmen konnte; «aneignen» konnte ich sie mir durch einen gleichsam magischen Vorgang, indem ich sie nach dem Vorbild meines Vaters schlechterdings auf den Kopf stellte: das Tote für lebendig, das Kaputte für ganz, das Sinnlose für sinnvoll und das Katastrophale für das eigentlich Normale hielt.



*Der kleine Franz K. (cannitverstan)*

An den langen und kalten Winterabenden in Grainau suchten meine Schwester und ich unseren schwerhörigen, oft angetrunkenen Grossvater manchmal dadurch in Stimmung zu bringen, dass wir – der eine von rechts, der andere von links – im Chor brüllten: «Zicke-Zacke-Heil-Heil-Heil! Zicke-Zacke-Heil-Heil-Heil!» Mit diesem preussisch variierten Hitler-Gruss, den ich irgendwo aufgeschnappt hatte, erweckten wir unseren Grossvater tatsächlich aus seiner Säufer-Apathie und brachten ihn in Stimmung, allerdings in eine andere, als wir in unserer Unschuld ahnen konnten. Denn nach mehrmaliger Wiederholung unseres «Erweckungs-Rufs» fing er am ganzen Körper zu zittern an, sein Gesicht lief rot an, und mit vor Jähzorn bibbernder Stimme schrie er: «Wenn ihr nicht gleich aufhört, könnt ihr was erleben!» Wir aber, erst recht neugierig geworden, liessen nicht locker und brüllten ihm weiter die Ohren voll: «Zicke-Zacke-Heil-Heil-Heil!», bis er uns mit seinen wuchtigen Händen links und rechts ins Gesicht schlug und wir, in einer merkwürdigen Mischung aus Schmerz und Belustigung, auf den Teppich taumelten. Oftmals wiederholten wir, trotz der Schläge, dieses Spiel, weil wir dahinterkommen wollten, warum unser Grossvater auf unsere kindlich-freche Frage «Zicke-Zacke-Heil-Heil-Heil!» wie ein Wahnsinniger reagierte. Wir konnten ja nicht ahnen, dass unser Grossvater PG und wie unsere Grossmutter, die noch in den letzten Stunden des Dritten Reiches dem «Führer» ihren letzten Goldschmuck geopfert hatte, begeisterter Hitler-Anhänger gewesen war.

Erst zwanzig Jahre später habe ich begriffen, warum für diese geschlagene (Nazi)Generation, die uns erzogen hat, im Prinzip jedes Kind zur Bedrohung wurde: Weil Kinder mit der ihnen eigenen, sprichwörtlichen Unschuld und mit dem ihnen eigenen Forschungstrieb alles anfassen, alles betasten und beriechen; Granathülsen unter den Trümmern hervorwühlen, mit Krücken



Steckenpferd spielen, weggeworfene Ordensspangen und Abzeichen hinter der Hecke vorziehen und zu all dem noch Fragen stellen; grauenhaft einfache Fragen: Wie das heisse, wo das herkomme, wozu das gut sei usw. Ja, da konnten unsere Väter und Grossväter (auch wenn sie sonst vielleicht liebe Menschen waren) nur zuschlagen, um uns Fragen auszutreiben, die sie selber nicht beantworten konnten oder wollten, um nicht unter dem bleiernen Gewicht ihrer eigenen Antworten zusammenzubrechen. Und weil die Siegermächte ihnen zudem keine Zeit und keine Möglichkeit liessen, ihre in Hass und Selbsthass umgeschlagene Liebe zu den alten Nazi-Idolen zu verarbeiten, entwickelten sie einen irrationalen und neurotischen Hass auf alles und jedes, was sie irgendwie an ihre Vergangenheit erinnerte. (...) Da fast jede zweite Frage mittelbar oder unmittelbar einen wunden Punkt dieser körperlichen oder seelischen Kriegsinvaliden berührte, die das Personal meiner Kindheit bildeten, und ungeahnt heftige Reaktionen auslösen konnte, hüllte ich mich schliesslich in ein ängstliches Schweigen, das ich aber periodisch durch schier endlose Selbstgespräche und durch ein meine Geschwister enervierendes Geplapper durchbrach. Die mir durch das irrationale Gesamtverhalten meiner nächsten Umwelt auferlegte Frage-Hemmung hatte ich bald so verinnerlicht, dass ich vor den Fragepronomen – warum, wozu, woher? – eine regelrechte Phobie bekam. Schliesslich geriet ich nicht nur bei den Wörtern, die

mit «M», sondern auch bei denen, die mit «W» begannen, regelmässig ins Stottern. In gewissem Sinne weigerte ich mich, sprechen zu lernen, weil ich so oft am Fragen und vor allem am *Widersprechen* gehindert worden bin.

Ich glaube heute, diese Fragehemmung, die mir als Kind oktroyiert wurde, war kein individueller, vielmehr ein generationsspezifischer Defekt. Eben weil sich diese Kriegsgeneration, die unsere Kindheit geprägt hat, so schuldig fühlte, vermochte oft schon eine ganz naive Frage von uns Kindern sie so in Panik zu versetzen, als stünde sie vor dem Nürnberger Gerichtshof. Unsere Lust zu fragen, unsere kindliche Frage- und Widerspruchsbereitschaft wurde von Anfang an gebremst, weil, liess man unserer Wissbegierde erst einmal freien Lauf, sie sich wie ein Lauffeuer ausbreiten und früher oder später an den Hauptnerv ihrer Verdrängungen, der Verdrängung ihrer Nazi-Vergangenheit, rühren konnte. Dies ist, meiner Meinung nach, der Hauptgrund für die oft beschriebene «Glashaus-Atmosphäre», die die meisten (klein)bürgerlichen Nachkriegsfamilien charakterisiert. (...) Da unsere Erzieher auf unsere kindlichen Fragen oft so reagierten, als wollten wir sie auf die Anklagebank setzen, schlugen diese Fragen als wortlose Anklagen auf uns selber zurück. Da wir offenbar mit jeder zweiten Frage an das schlechte Gewissen dieser Generation rührten, bekamen wir am Ende selber ein schlechtes Gewissen. So hat diese Kriegsgeneration den Berg ihrer historischen Schuldgefühle auf uns Kinder gewälzt, als wir noch kaum auf den Beinen standen. Es erging uns Nachkriegskindern in gewisser Weise wie Franz K., der von irgendwelchen Richtern, die er nie zu Gesicht bekommt, aus Gründen, die er nie erfährt, schuldig gesprochen wird.

Die Kriegsgeneration aber fühlte sich nicht zuletzt deshalb so schuldig, weil sie die wirklichen gesellschaftlichen Ursachen ihrer Schuld nicht begriff bzw. diese – wenn überhaupt – nur moralisch, nicht politisch zu ergründen suchte. Und die angloamerikanischen Sieger, die als Richter über das besiegte (West) Deutschland auftraten, hatten offenbar kein Interesse daran, die Deutschen über die wahren politisch-ökonomischen Ursachen des Faschismus aufzuklären und die Macht- und Eigentumsverhältnisse, auf denen jener basiert hatte, grundlegend zu ändern. Da sie im Gegenteil die tatsächlichen Nutzniesser des Faschismus ungeschoren und ihnen alsbald eine wahrhaft christliche Absolution zuteil werden liessen – zumal jenen «kapitalen» Sündern, die für den Wiederaufbau nach altem kapitalistischem Muster unabkömmlich waren –, musste stattdessen das ganze Volk schuldig gesprochen werden. Dieses nahm, opferbereit wie eh und je, am Ende nicht nur die moralische, sondern auch die materielle «Kollektivschuld» seiner Grossindustriellen, Grossbankiers und Grossaktionäre auf sich. In der Währungsreform von 1948 wurden die Ersparnisse der kleinen Leute in grandioser Weise enteignet, d.h. im Verhältnis 1:4 abgewertet, während die deutschen Konzernherren in grandioser Weise exkulpiert wurden, indem ihr gesamtes Sach- und Aktienkapital, sprich: ihre Milliardenprofite aus dem Rüstungsgeschäft, im Verhältnis 1:1 (manchmal sogar im Verhältnis 1:3) «umgestellt» wurden. Statt der Fabriken, Gruben, Patente, Aktien und Banken derer, die in zwölf Jahren Nazi-Herrschaft ihren Reibach gemacht hatten, wurde ihre materielle und moralische Kriegsschuld kollektiviert. Statt der Produktionsmittel derer, die Hitlers Angriffskrieg überhaupt erst ermöglicht hatten, wurde ihr schlechtes Gewissen sozialisiert. Vielleicht ist dies der letzthin politische Grund dafür, dass selbst noch wir Nachkriegskinder uns so schuldig fühlten, als seien wir mit einem Steckbrief um den Hals zur Welt gekommen.

### *Knecht Ruprecht mit dem Glasauge*

Schon im ersten Schuljahr beschwerten sich meine Lehrer über die Unordnung und Schlampe in meinen Schulheften. Meine Schönschreib-Hefte sahen tatsächlich aus, als «seien die Hühner darüber gelaufen», wie meine Grossmutter zu sagen pflegte. Ich schrieb nicht aus angeborenem Ungeschick, sondern eher mutwillig über und unter die vorgeschriebenen Linien, verschmierte die Ränder und kleckste wild mit Tinte herum, als fände ich eine geheime Lust daran, meine eigene (Schön)Schrift bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen. Meine halb mutwilligen, halb zwanghaften Klecksereien waren ebenso wie meine asthmatischen Anfälle theatralische «Verstösse gegen die Form», die mich im gleichen Masse «berühmt» machten; mit dem allerdings entscheidenden Unterschied, dass mir meine wilden Erstickungsanfälle besondere Schonung und Nachsicht, meine wilden Klecksereien dagegen besondere Strafen und Schläge eintrugen. Meine Lehrer, die mir schon mit sieben Jahren den «Sinn für die Form» abprachen, waren sich darin einig, dass man eisern durchgreifen müsse. Darum habe ich in den ersten zwei Schuljahren so viel Dresche und Strafarbeiten bekommen, dass ich mich ausser an Dresche und Strafarbeiten an nichts mehr erinnern kann.

Einmal zog mich mein Klassenlehrer aus den hinteren Bänken des Klassenzimmers an den Ohren heraus, zertrte mich vor die Klasse und blätterte mein Schönschreib-Heft, in dem mehr Tintenkleckse als Buchstaben zu sehen waren, vor der ganzen Klasse durch; schwang dann den Rohrstock, um mir auf die ausge-1 streckten Finger zu hauen; zum Ergötzen meiner Mitschüler aber zog ich die Hand im letzten Augenblick immer weg, bis der Lehrer mir schliesslich mit dem wütenden Ausruf: «Der ist nicht nur ein Schmierfink, der ist auch noch feige!» in die Kniekehlen und auf den Hintern schlug und erst aufhörte, als meine Feigheit durch mein Heulen und Wimmern endgültig bewiesen schien. Am angesehensten waren nämlich diejenigen Schüler, die «Haltung bewahrten», die Hand ausgestreckt hielten und ihr Dutzend Schläge einsteckten, ohne eine Miene zu verziehen. Die zur Zeit meiner Einschulung scharenweise wiedereingestellten ehemaligen Nazi-Lehrer (allein in Bayern wurden von 12'000 nach 1945 entlassenen Nazi-Lehrern im Jahre 1948/49 wieder 11'000 eingestellt) sorgten mit Fleiss dafür, dass die Maxime der Hitler-Jugend: «zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl» auch uns, der Nach-Hitler-Jugend, noch ins Fell gebrannt wurde. (...)

### *Das Höllental der Verfolgungsgänge*

(...) Die Unfälle und anonymen Feinde, die mir überall aufzulauern schienen, waren Ausgeburten nicht nur meiner persönlichen, sondern auch einer kollektiven Phantasie, Hirngespinnste einer historischen Epoche, in der sich ein ganzes Volk vom Weltfeind bedroht sah: für uns Kinder waren das «die Russen»! Das antibolschewistische Feindbild, das der Faschismus in den Köpfen verankert hatte, wurde nach seinem Zusammenbruch durch die kollektiven Straf- und Verfolgungsgänge noch potenziert, die sich nun mit dem Bild des Russen als Sieger, Richter und Rächer verbanden. Von den Russen hörte ich schon als Fünfjähriger Greueltaten, die die Grausamkeit der Grimmschen Märchen bei weitem übertrafen. Dass die Russen deutsche Bauern an Scheunentüren nagelten, deutschen Müttern den Bauch aufschlitzten und deutsche Kinder mit der Zunge an Tische und Stühle festnagelten – solche und ähnliche Schauergeschichten verband ich als

Kind ganz organisch mit der Vorstellung der «Hölle», an die meine religiöse Grossmutter auch glaubte und die nach meiner Vorstellung ausschliesslich mit deutschen Sündern und russischen Teufeln bevölkert sein musste.

Erst sehr viel später habe ich begriffen, dass die damals überall grassierenden Greueltaten über die Russen überwiegend auf Projektionen beruhten; zwar ist es eine unleugbare historische Tatsache, dass die Rote Armee mit der deutschen Zivilbevölkerung nicht gerade zimperlich umgegangen ist – so waren Plünderungen, Lynchjustiz, Vergewaltigungen deutscher Frauen durch russische Soldaten in der ersten Zeit der Besetzung durchaus an der Tagesordnung; doch hatten viele Nachkriegs-Deutsche ein unausgesprochenes Interesse daran, einzelne Exzesse der sowjetischen Besatzungsmacht ins Unermessliche und Monströse zu steigern, um dem Antibolschewismus und Antislawismus, um derentwillen sie ja in den Krieg gezogen waren, eine posthume Rechtfertigung zu verschaffen. Und natürlich suchten sie sich von ihren eigenen drückenden Schuldgefühlen zu entlasten, indem sie die Verbrecher, die sie selbst als Soldaten der deutschen Wehrmacht (oder der sogenannten Sonder- und Einsatzkommandos) an der russischen Zivilbevölkerung während des Krieges verübt hatten, auf die russischen Sieger projizierten, von denen sie nun ein gleiches erwarteten.

Wenn ich mit den Nachbarkindern in unserem grossen Garten «Krieg» spielte und wir mit unseren Holzgewehren und Steinschleudern aufeinander losgingen, dann war der Verlierer, der, welcher totgeschossen werden musste, immer «der Russe»! So gingen wir Kinder als Sieger aus einem gespielten Krieg hervor, den unsere Väter zum Glück im Ernst verloren hatten. Wir spielten «Stalingrad» mit verteilten Rollen, aber so, dass sich der Russe am Ende immer ergeben musste. Wahrscheinlich lag es an dieser spielerischen Umkehrung der wirklichen Geschichte, dass dieses Spiel auch die grimmige Sympathie der Erwachsenen genoss. So war ich schon mit fünf Jahren, noch bevor ich irgendetwas anderes war, ein perfekter Antikommunist.

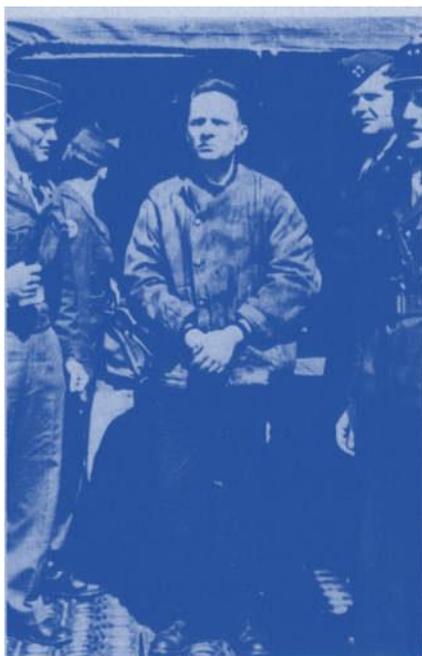
Zu den seltenen glücklichen Augenblicken in meiner Kindheit aber zählen jene, da die ganze Familie, meist ein, zwei Tage vor Weihnachten, wie gebannt vor dem riesigen Care-Paket stand, das eine gütige Dame aus Amerika uns jedes Jahr zuschickte. Dieses Care-Paket mit seinen gewaltigen Butter-, Käse- und Hühnchen-Dosen war für mich der Inbegriff des «reichen und gütigen Amerika». Die einzigen Sätze, die ich damals wirklich in Schönschrift geschrieben habe, waren die Dankesbriefe an jene mythische «Misses Geyer» aus Amerika.

So stellte sich schon in unseren kindlichen Köpfen die Geschichte verkehrt herum dar: Die Russen, die den ungeheuren Blutzoll von ca. 20 Millionen Menschen entrichten mussten, um die Welt vom deutschen Faschismus zu befreien, erschienen uns als teuflische Verfolger; die Amerikaner dagegen als die «gütigsten Onkel» der Welt. Gebannt starteten die Erwachsenen auf das Goldene Kalb von Wallstreets Gnaden, mit dem Herr Marshall und Co. drei Jahre nach Kriegsende auf Deutschlands Trümmerfeldern gastierte. Dass dieses zugleich ein trojanisches Pferd war, das die alten Nazi-Politiker und -Militärs, die alten Nazi-Industriellen und -Bankiers, die alten Nazi-Richter und -Beamten in sich barg und auf ihr demokratisches Comeback vorbereitete, merkten sie nicht. Umso weniger wir Kinder.

Karl-Ludwig Sommer

## Von Hauptschuldigen, Mitläufern und Persilscheinen - Vergangenheitsbewältigung im Nachkriegsdeutschland

«Entnazifizierung, ein Begriff, der zunächst die Ausrottung des Nationalsozialismus in Deutschland bezeichnete, ist allmählich zu einem Synonym für das Reinwaschen von Nationalsozialisten degeneriert.» Dies ist nicht etwa das Fazit einer Untersuchung über die Entnazifizierung aus heutiger Rückschau, sondern der erste Satz einer ernüchternden Bilanz, die der für die Entnazifizierung in Bremen zuständige Offizier der US-Militärregierung, Joseph E Napoli, unmittelbar nach seiner Rückkehr in die USA im Sommer 1949 veröffentlichte. Und er fuhr fort: «Wir, die wir die politischen Vorstellungen der Militärregierung zu verwirklichen suchten, haben – wie es heute scheint – den Kampf um eine durchgreifende Entnazifizierung sowohl der öffentlichen Verwaltung als auch der privaten Wirtschaft in Deutschland verloren... Wir, die wir aktiv an der Entnazifizierung beteiligt waren, konnten seit den ersten Tagen der Besetzung feststellen, dass wir gegen den Strom schwammen.»<sup>1</sup> Dieses vernichtende Urteil, mit dem Napoli auch unmittelbar vor seiner Abreise in einer Pressekonferenz am 13. Mai 1949 in Bremen an die Öffentlichkeit getreten war, führte zu heftigen Protesten verantwortlicher deutscher Politiker. Ihnen hatte Napoli unter anderem vorgeworfen, sie hätten sich ihre Sache zu leicht gemacht, indem sie zum Teil dieselben Personen in Führungspositionen gebracht hätten, die diese schon in der NS-Zeit innehatten, anstatt sie durch unbelastete Personen zu ersetzen. Der Präsident des Bremer Senats, Wilhelm Kaisen, einer der vielzitierten «Männer der ersten Stunde», verlangte z.B. vom Direktor der amerikanischen Militärregierung in Bremen die Verfolgung dieses Vorgangs, da andernfalls eine einvernehmliche Zusammenarbeit zwischen Militärregierung und Senat nicht mehr gewährleistet sei, und drohte sogar mit Rücktritt, falls man von ihm schärferes Durchgreifen fordern sollte. Er musste sich allerdings von den Amerikanern fragen lassen, ob denn der Senat jemals ernsthaft versucht hätte, unter den drei Vierteln der bremischen Bevölkerung, die als «Nichtbelastet» eingestuft worden waren, geeignete Personen für die relativ



*Der Kommandant des KZ Auschwitz,  
Rudolf Höss, wird den polnischen Behörden  
zur Aburteilung ausgeliefert*

wenigen führenden Positionen der Verwaltung zu finden. Was war geschehen, dass nur vier Jahre nach dem Zusammenbruch der faschistischen Gewaltherrschaft selbst solchen deutschen Politikern, die damals verfolgt worden oder ins Exil gegangen waren, der Vorwurf gemacht wurde, sie seien zu nachsichtig mit den Nutznießern des NS-Regimes umgegangen? Was bedeutete eigentlich der Begriff «Denazification», mit dessen deutscher Übersetzung sich durchaus publikumswirksame Anklänge an «Entmündigung», «entwürdigend» usw. wecken lassen? Und warum war eines der wesentlichen Vorhaben der Siegermächte, nämlich Deutschland nach der militärischen Niederwerfung endgültig vom Faschismus zu reinigen, offenbar so schnell und gründlich gescheitert?

Der Ausdruck «Denazification» – anfangs zum Teil wörtlich mit Denazifikation oder Denazifizierung, bald allgemein mit «Entnazifizierung» übersetzt – war das Verlegenheitsprodukt eines politischen Beraters im Stab der US-Streitkräfte. Auf der Suche nach

einer zusammenfassenden Überschrift für eine Reihe von Anweisungen der Besatzungsmacht, die von der Entfernung faschistischer Symbole und Strassennamen über die Aufhebung von Gesetzen und Verordnungen bis zur Inhaftierung führender Repräsentanten des NS-Regimes in Politik, Militär und Wirtschaft reichten, prägte er den Begriff in Anlehnung an den unter den Militärs gängigen Ausdruck «Demilitarization» (Entmilitarisierung). Bis dahin, das heisst bis Mitte 1945, war zumeist von «Arrest» und «Amtenhebung» die Rede gewesen.

Nach den allgemein gehaltenen Absichtserklärungen der «Grossen Drei» auf den Konferenzen von Teheran und Jalta im Dezember 1943 und Februar 1945, Faschismus und Militarismus in Deutschland endgültig zu beseitigen, einigten sich die vier Siegermächte erst im Potsdamer Abkommen vom August 1945 vor dem Hintergrund der in ihren Besatzungszonen jeweils bereits angelaufenen Massnahmen auf Leitlinien für die Entnazifizierung: Neben der Auflösung der NSDAP samt angeschlossenen Organisationen und der Beschlagnahme ihres Vermögens sowie der Aufhebung aller NS-Gesetze sollten vor allem «nazistische Parteiführer, einflussreiche Nazianhänger und die Leiter der nazistischen Ämter und Organisationen und alle anderen Personen, die für die Besetzung und ihre Ziele gefährlich sind», verhaftet und interniert sowie «alle Mitglieder der nazistischen Partei, welche mehr als nominell an ihrer Tätigkeit teilgenommen haben, und alle anderen Personen, die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen», aus öffentlichen Ämtern und verantwortlichen Positionen in der Privatwirtschaft entfernt werden. Ein in sich geschlossenes, geschweige denn gemeinsam erarbeitetes Programm zur Durchsetzung dieser Ziele kam allerdings nie zustande. Der Entnazifizierung lag vielmehr in jeder der vier Zonen ein Bündel verschiedener, zumeist mehr schlecht als recht aufeinander abgestimmter Massnahmen zugrunde, die von den Besatzungsmächten auf ihre jeweiligen längerfristigen Zielsetzungen zugeschnitten waren und entsprechend deren Wandlungen abgeändert wurden.

## Politische Säuberungen unter direkter Regie der Besatzungsmächte (1945/46)

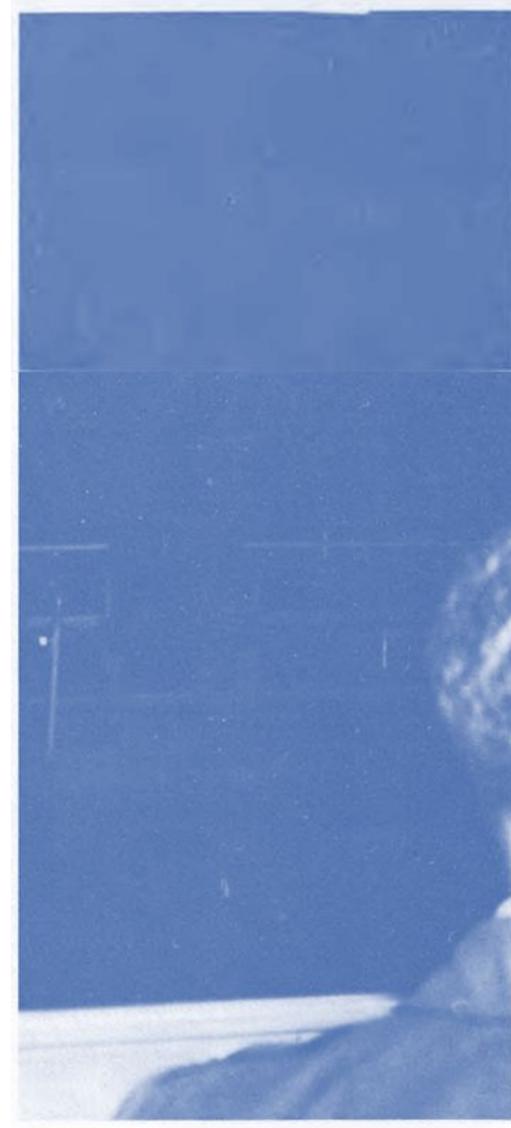
Auf die ihnen zugewiesenen Aufgaben, das tatsächliche Ausmass der Zerstörungen und die chaotischen Lebensumstände im besetzten Deutschland in der Regel unzureichend vorbereitet, mussten die mit der Durchführung der Entnazifizierung beauftragten Angehörigen der Besatzungstruppen über weite Strecken improvisieren. Die Gewährleistung eines Mindestmasses an öffentlicher Ordnung und Versorgung der Bevölkerung einerseits und der Anspruch einer gründlichen Säuberung der Verwaltung und Wirtschaft andererseits waren vielfach nur schwer miteinander zu vereinbaren, zumal die entsprechenden Direktiven keine schlüssige Antwort auf die Kardinalfrage: «Wer ist eigentlich ein Nazi?» zuließen. Gerade vor Ort war man auf die Unterstützung Deutscher angewiesen, aber wem durfte man denn trauen? Robert Murphy, amerikanischer Berater im alliierten Oberkommando, beschrieb das Dilemma, als er Anfang Mai 1945 amerikanischen Offizieren empfahl, sich weder auf Ratschläge der Kirche zu verlassen, deren Ruf reichlich ramponiert sei, noch auf solche von ehemaligen Mitgliedern der Zentrums-Partei, die nationalistische und militaristische Ziele verfolgt habe. Linke und Gewerkschafter seien zwar Gegner der Nazis gewesen, aber nicht unbedingt liberal und demokratisch, so dass die Beauftragten der Militärregierung sich letztlich auf ihr eigenes Urteil verlassen müssten. Während in der sowjetischen Besatzungszone die im russischen Exil aufgebauten und geschulten deutschen Kader relativ schnell weitreichende Befugnisse erhielten, standen insbesondere britische Militärs und Politiker ins englische Exil gegangenen Deutschen vielfach sehr reserviert gegenüber: Das englische Kabinett beschloss im Mai 1945, die unbelasteten («white») Deutschen in Grossbritannien zu behalten und nur die belasteten («black») nach Deutschland zurückzuschicken, und noch 1946 wurde mehreren hundert deutschen Juristen, die vor dem Krieg nach England gekommen waren und jetzt um Verwendung beim Wiederaufbau des Justizapparates in der britischen Zone nachsuchten, die Rückkehr nach Deutschland untersagt, denen unausgesprochen der Vorwurf gemacht wurde, sie hätten nicht gewagt, in Deutschland zu bleiben und gegen den Faschismus zu kämpfen, wollten jetzt aber Vergeltung üben.

Diejenigen, die wohl am ehesten in der Lage gewesen wären, der Entnazifizierung in der ersten Phase der Besatzung entscheidende Unterstützung zuteil werden zu lassen, sahen sich schnell wachsendem Misstrauen der

Sieger ausgesetzt: In den letzten Wochen und Tagen vor beziehungsweise unmittelbar nach dem Einrücken alliierter Truppen hatten sich in vielen Städten antifaschistische Gruppierungen gebildet, denen in der Mehrzahl ehemalige Mitglieder der Arbeiterparteien und Gewerkschaften, aber auch Gegner des Nazi-Regimes aus bürgerlichen Kreisen angehörten. Überwiegend unter Führung ehemaliger sozialdemokratischer oder kommunistischer Funktionäre als Aktionsausschüsse organisiert, waren sie bemüht, den Wiederaufbau der örtlichen Selbstverwaltung in die Wege zu leiten, und wurden zunächst von den Besatzungstruppen insbesondere dort respektiert, wo sie die kampflose Übergabe ihres Heimatortes durchgesetzt hatten. Doch dieser Ansatz einer «Selbstreinigung» mit dem Ziel des Aufbaus eines sozialistisch geprägten, demokratischen Deutschland stand in deutlichem Gegensatz zu den von den Besatzungsmächten in ihren Zonen längerfristig verfolgten Absichten, und so wurden schon Mitte Mai 1945 fast alle dieser Gruppierungen unter Bezugnahme auf das von den Alliierten erlassene Verbot politischer Betätigung aufgelöst. Nur in der französischen Besatzungszone konnten einzelne Antifa-Ausschüsse nachhaltigeren Einfluss ausüben, wenn sie mit Offizieren zusammenarbeiteten, die in Frankreich der Résistance angehört hatten. Amerikanische und britische Offiziere liessen sich demgegenüber bei der Auswahl ihrer deutschen Helfer des öfteren von Fremdsprachenkenntnis und äusserem Erscheinungsbild leiten. Da diese beiden Kriterien noch am ehesten in Kreisen des Bürgertums anzutreffen waren, die sich mit dem NS-Regime zumindest arrangiert hatten, kam es zu einer Reihe spektakulärer Fehlgriffe, die im Herbst 1945 sogar einige Entlassungen in der amerikanischen Militärverwaltung nach sich zogen.

Bemühungen des Alliierten Kontrollrats, mit der in der Direktive Nr. 24 vom 12. Januar 1946 vorgenommenen Festschreibung des unter die Entnazifizierung fallenden Personenkreises und entsprechender Kategorien für die Entfernung bzw. den Ausschluss aus öffentlichen Ämtern doch noch eine einheitliche Grundlage für die von den Siegermächten eingeleiteten Säuberungen zu schaffen, blieben erfolglos. Den übergeordneten Zielsetzungen der jeweiligen Besatzungsmacht entsprechend hatte sich in den vier Zonen bereits eine im einzelnen recht unterschiedliche Entnazifizierungspraxis etabliert:

Die Franzosen waren – eingedenk ihrer eige-



nen traumatischen Erfahrungen mit der Kollaboration und ihrer Liquidierung nach der Befreiung – daran interessiert, die «schmutzige Wäsche» weitgehend den Deutschen selbst zu überlassen; ihre Direktiven liefen letztlich nur auf die Entfernung der ganz schwarzen Schafe hinaus. Ende 1945 galt ihre Zone als «Eldorado der Duldsamkeit» gegenüber politisch Belasteten, in der eine ganze Reihe von in der US-Zone entlassenen Personen wieder in öffentlichen Ämtern tätig werden konnten.

Auch die Briten betrachteten die eigentliche Entnazifizierung vorrangig als deutsche Angelegenheit, die in der Regel hinter dem Erhalt eines zur Versorgung der Bevölkerung ausreichenden Standes wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit zurückzustehen hatte. Ziel ihrer Besatzungspolitik war die Ahndung der an britischen Kriegsgefangenen begangenen Verbrechen sowie die Besetzung wichtiger Positionen mit Personen, die im Sinne der Besatzungsmacht arbeiteten, nicht aber die Bestrafung von Nazis, wie General Robert-



*Angeklagter vor dem amerikanischen Militärgericht im ehemaligen KZ Dachau*

son, damals stellvertretender Militärgouverneur der britischen Zone, Anfang 1947 erklärte.

In der sowjetischen Zone diente die Entnazifizierung in erster Linie als Hilfsmittel bei der politischen und wirtschaftlichen Umwälzung. Führende Nazis, Kapitalisten und Grossgrundbesitzer wurden als Repräsentanten der herrschenden Klasse verhaftet oder enteignet und fast alle Angehörigen des Justizapparates sowie rund 80% der Lehrer entlassen; die grosse Masse der mittleren und kleinen Chargen in der Verwaltung wurde dagegen – in sicherer Einschätzung deutscher Amtsstubenmentalität – einfach neuer, das heisst kommunistischer Führung unterstellt und im Amt belassen.

Den schärfsten und mit dem bei weitem grössten bürokratischen Aufwand verbundenen Kurs verfolgten zunächst die Amerikaner. Gemäss der ihrer Besatzungspolitik bis Anfang 1946 zugrundeliegenden These von der Schuld aller Deutschen am Faschismus mussten die erwachsenen Einwohner ihrer Zone einen 131 Positionen umfassenden

Fragebogen ausfüllen. Darin mussten neben Angaben zur Person, zur Ausbildung und zur Mitgliedschaft in politischen, vor allem NS-Organisationen unter anderem auch Auskünfte über alle seit 1923 gehaltenen «öffentlichen Ansprachen und Vorlesungen, mit Angabe des Themas, Datums, der Auflage oder Zuhörerschaft» oder etwa über Herkunft und Höhe der jährlichen Einkünfte seit 1931 gegeben werden. Falsche Angaben, gerade hinsichtlich der Zugehörigkeit zu NS-Organisationen, konnten durch den Abgleich mit der von den Amerikanern erbeuteten Zentralkartei der NSDAP weitgehend festgestellt werden und wurden geahndet. Die anhand der Fragebögen den ersten beiden von insgesamt fünf Einstufungskategorien zugeordneten Personen sollten vorläufig aus öffentlichen Ämtern und führenden Positionen in der Verwaltung und der Privatwirtschaft ausgeschlossen bleiben. In der Praxis entsprach das Ergebnis dieser perfektionistisch ausgeklügelten Massendurchleuchtung allerdings in keiner Weise dem damit verbundenen Aufwand:

Von den bis Weihnachten 1945 eingegangenen rund 13 Millionen Fragebögen hatten die Amerikaner bis Mitte 1946 erst 1,6 Mio. bearbeiten können. Die dabei vorgenommene Klassifizierung wurde zudem von örtlichen Militärdienststellen nicht eben selten missachtet, teilweise aufgrund von Bestechung mit Schwarzmarktgütern oder Jagdgelegenheiten oder durch Prostitution von Frauen, wie führende US-Offiziere im Laufe einer Konferenz über den bisherigen Fehlschlag ihrer Entnazifizierungsmassnahmen Ende August 1945 selbstkritisch feststellten.

Letztlich bewirkte dieses einzige umfassend angelegte Säuberungsprogramm eher das Gegenteil der mit ihm angestrebten Zielsetzung: Je weiter die Amerikaner den Kreis der zu Entlassenden von den staatlichen Institutionen auf die Privatwirtschaft und die freien Berufe ausdehnten und je schärfer sie im Laufe des Jahres 1945 die Einstufungspraxis handhabten, desto stärker wurde ein Solidarisierungseffekt zwischen den nun fast unterschiedslos betroffenen «kleinen» und «grossen» Nazis spürbar, denen zudem die übrige Bevölkerung in wachsender Masse mit Mitleid begegnete.

#### **NS-Prominenz und Kriegsverbrecherprozesse**

Schon vor Beginn konkreter Planungen über die eigentliche Entnazifizierung hatten sich die Alliierten im Oktober 1943 öffentlich auf die Aburteilung deutscher Kriegsverbrecher festgelegt. Mit Ausnahme der Hauptkriegsverbrecher, die die Alliierten gemeinsam zur Rechenschaft ziehen wollten, sollten die Beschuldigten in den Ländern vor Gericht gestellt werden, in denen die Verbrechen begangen worden waren. Insbesondere höhere SS- und Gestapo-Offiziere nutzten daher in der Endphase des Krieges ihre berufliche Stellung, um Vorsorge für die Zeit nach dem Zusammenbruch zu treffen. Eine eigens zu diesem Zweck geschaffene Fluchtorganisation arrangierte seit Sommer 1944 die Ausschleusung von Personen und Kriegsbeute, die zumeist über Spanien nach Südamerika gebracht wurden. Als mit dem Vordringen alliierter Truppen nach Deutschland Anfang 1945 die Fluchtwege weitgehend abgeschnitten wurden, verteilte man gezielt neue Personalpapiere, die den damit Ausgestatteten das Untertauchen erleichtern sollten. Einige von ihnen setzten sich nach der Kapitulation über Italien in arabische Länder oder wiederum nach Spanien und Südamerika ab, andere tauchten Anfang der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik wieder auf, nachdem die Entnazifizierung offiziell abgeschlossen

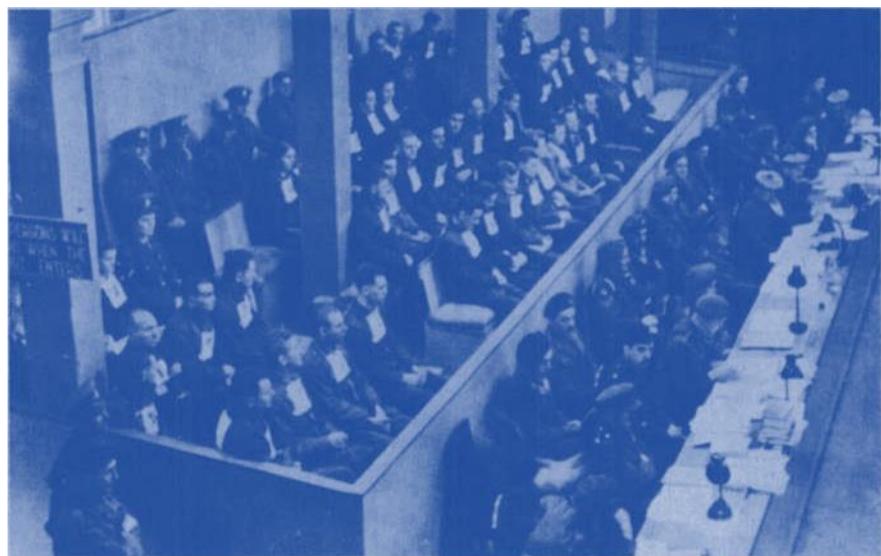
worden war. Demgegenüber muss gerade in der mittleren Führungsgarnitur der Partei die Kapitulation vielfach als das definitive Ende angesehen worden sein; 13 Gauleiter und mehrere Kreisleiter brachten sich um, ein letztes Mal dem Vorbild des «Führers» folgend.

Im nachhinein betrachtet standen diese endgültigen Entschlüsse in einem fast schon grotesken Missverhältnis zu den gegen die Mehrzahl der Stützen des faschistischen Systems tatsächlich verhängten Sanktionen. Die Alliierten hatten zwar am 8. August 1945 die Einrichtung eines von den vier Besatzungsmächten zu besetzenden Internationalen Militärgerichtshofes zur «Aburteilung der Kriegsverbrecher, für deren Verbrechen ein geographisch bestimmter Tatort nicht vorhanden ist», beschlossen und in dem gleichzeitig verabschiedeten Statut für diesen Gerichtshof die vier Tatbestände der «Vorbereitung eines Angriffskrieges», «Verbrechen gegen den Frieden», «Kriegsverbrechen» und «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» festgelegt. Vor allem Briten und Amerikaner waren allerdings peinlich bemüht, jeden Anschein einer Rachejustiz zu vermeiden, von den prinzipiellen Vorbehalten ihrer Militär Richter, gegen hohe Wehrmachtsoffiziere vorzugehen, ganz zu schweigen. Das am 17. September 1945 in Lüneburg vor einem britischen Militärgericht eröffnete Verfahren gegen den Kommandanten und 44 Angehörige des Lagerpersonals des KZ Bergen-Belsen, als erster grösserer Kriegsverbrecherprozess von entsprechender Publizität begleitet, geriet zum Fiasko: Die britischen Verteidiger versuchten den Nachweis zu führen, dass Konzentrationslager in Deutschland legal gewesen seien, die Wachmannschaften also gar nicht dafür zur Rechenschaft gezogen werden dürften, dass sie Befehle ausgeführt hätten. Allein das Urteil, mit dem 30 der Angeklagten schuldig gesprochen, 11 von ihnen zum Tode verurteilt wurden, konnte den verheerenden Gesamteindruck des Verfahrens ein wenig mildern.

Mit dem am 14. November 1945 in Nürnberg eröffneten Prozess vor dem Internationalen Militärgerichtshof begann dann die strafrechtliche Abrechnung mit der Führungsspitze des «Dritten Reiches». Nach zehnmonatiger Verhandlung wurden 12 der 22 Angeklagten zum Tode verurteilt und bis auf Martin Bormann, gegen den in Abwesenheit verhandelt worden war, und Hermann Göring, der vorher Selbstmord beging, hingerichtet, darunter die Generäle Jodl und Keitel, der ehemalige Innenminister Frick und der Aussenminister Ribbentrop. Sieben Angeklagte erhielten Freiheitsstrafen zwi-

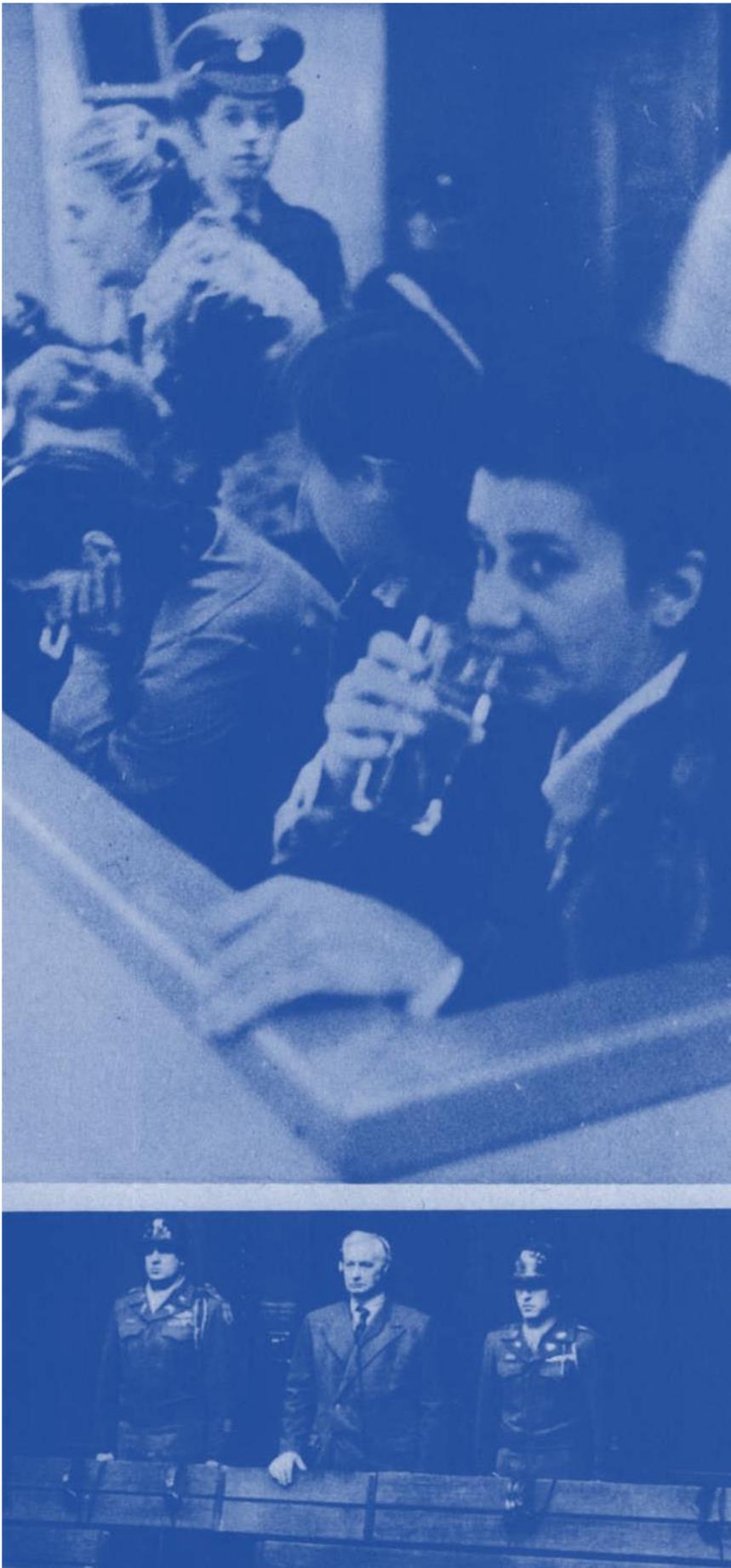


*Bergen-Belsen: Aufseherinnen werden gezwungen, vor Häftlingen niederzuknien. Der Prozess gegen den Kommandanten und das Wachpersonal des Lagers fand im November 1945 vor einem britischen Militärgericht statt.*



schen 10 Jahren und lebenslänglich, die restlichen drei wurden freigesprochen. Ursprünglich als Auftakt für weitere Prozesse geplant, blieb dieses Verfahren das einzige vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nach einem Beschluss des Kontrollrats vom Dezember 1945 wurden Kriegsverbrecher in der Folgezeit in den einzelnen Besatzungszonen durch Gerichte der jeweiligen Besatzungsmacht abgeurteilt. Dabei wurden vor dem amerikanischen Militärgerichtshof in Nürnberg bis Mitte 1949 in 12 weiteren grossen Prozessen 120 führende Beamte, Militärs und Funktionsträger des NS-Regi-

mes, 23 Ärzte und 41 Industrielle, unter ihnen Friedrich Flick und Alfried Krupp, angeklagt; von den insgesamt 24 ausgesprochenen Todesurteilen wurden 12 vollstreckt. Über die Gesamtzahl und die Höhe der Strafen der in der sowjetischen Zone durchgeführten Kriegsverbrecherprozesse liegen keine verlässlichen Angaben vor; in den drei Westzonen verurteilten alliierte Gerichte in entsprechenden Verfahren insgesamt 5'006 Personen, 794 von ihnen zum Tode – unter den 474 tatsächlich Hingerichteten befand sich kein General!



Links: C. M. Mory, Angeklagte im Mordprozess KZ Ravensburg (1947), in dem sie zum Tode verurteilt wurde.

**Arbeitsruhe  
in Berlin**

Das Internationale Gericht hat gesprochen. Nuncmehr ist es Aufgabe des deutschen Volkes, über die Kriegs- und Nazi-verbrecher das Urteil zu fällen. Zur Unterstützung der Forderung, die Kriegs- und Nazi-verbrecher vom deutschen Gericht wegen ihrer Verbrechen gegen das deutsche Volk abzuurteilen, fordern wir alle Berliner Betriebe auf, heute

**14 bis 14<sup>10</sup> Uhr**  
die Arbeit ruhen zu lassen.

**Für die Entfernung der Nazi- und  
Kriegsverbrecher aus den Wirtschafts-  
leitungen in ganz Deutschland!**

**Für die Säuberung der Berliner  
Betriebe von den Nazi- und Kriegs-  
verbrechern!**

BELEGCHAFTSVERSAMMLUNG  
der Apparatefabrik Treptow

**Arbeiter! Schaffende Berliner! Angestellte!**

Mittwoch, den 16. Oktober 1946, werden die in Nürnberg ausgesprochenen Todesurteile gegen die Hauptkriegsverbrecher aufgesteckt. Deutschland und die gesamte Welt ist damit von einer Plage befreit. Neben den in Nürnberg abgeurteilten gibt es aber noch viele Kriegs- und Nazi-verbrecher, die vor deutschen Gerichten sich verantworten müssen.

Vor allem aber müssen jetzt endlich in Berlin und in Wendeutschland die großen Konzerne, die Kriegsverbrecher Nr. 1 enteignet und ihr Eigentum in die Hände des Volkes überführt werden. Das ist die Forderung, die wir am Tage der Hinrichtung stärker denn je erheben. Deshalb ruhen wir die Arbeiter und Angestellten auf, am

**Mittwoch, dem 16. Oktober,  
in der Zeit von 12—13 Uhr,**

in allen Berliner Betrieben eine Berichterstatterung durchzuführen von der 1. Groß-Berliner Vollversammlung der Betriebsräte. Wir erheben unsere Stimme und rufen:

**Jetzt endlich auch Schluß  
mit den Kriegsverbrechern und mit der  
Herrschaft der Konzerne in Berlin.**

Es lebe die Gewerkschaftlichkeit!  
Es lebe die Einheit Deutschlands!  
Es lebe der Kampf um eine neue demokratische Ordnung in Berlin!

Die Betriebe der Konzernherren und der Kriegsverbrecher in die Hände des Volkes.

Berlin, den 15. Oktober 1946.  
Die 1. Betriebsräte-Vollversammlung in Berlin.

**Kolleginnen, Kollegen!**

Die Verdorben Europas, die Verächter kulturellen Fortschritts, die Massenmörder der Menschheit gingen heute ihrer verdienten Strafe entgegen

**12 Galgen wurden errichtet!**

Wenn das deutsche Volk sein Urteil gesprochen hat, werden 10 weitere erforderlich sein, denn anderes haben die Kreaturen, die zur Schändung des deutschen Volkes den Galgen zu einer öffentlichen Einrichtung machten, nicht verdient.

Um den Dank an die Besatzungsmächte zum Ausdruck zu bringen, die die Menschheit von 11 Verbrechern erlöst haben und uns die Möglichkeit zurikannten, die restlichen Verbrecher von deutschen Gerichten abzuurteilen, beschloß die gestern tagende Betriebsräte-Vollversammlung, am heutigen Tage

**Mittwoch, den 16. Oktober 1946  
12-13 Uhr Arbeitsruhe**

durchzuführen.

Kolleginnen, Kollegen, folgt euren Betriebsräten,  
den Vorkämpfern gegen Reaktion und Faschismus!

Anschläge in Betrieben nach den Urteilen in den Kriegsverbrecher-Prozessen.

Links: Der Angeklagte Flick vor dem US-Militärgericht in Nürnberg 1947



*Gesichter hinter Pelzmänteln versteckt: im amerikanischen Internierungslager für führende Nazis in Bremen/Riespott*

#### **Die Entnazifizierung in den Westzonen unter deutscher Verantwortung (1946/47 bis 1948/49)**

In der sowjetischen Besatzungszone war mit der grundsätzlichen Neuordnung der gesellschaftlichen und politischen Strukturen ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vollzogen worden; die Entnazifizierung wurde bereits im Februar 1948 von der sowjetischen Militäradministration offiziell für abgeschlossen erklärt. Demgegenüber hatte in den drei westlichen Zonen im Zuge der Diskussionen um den demokratischen Neubeginn die Kritik an der Entnazifizierung ständig zugenommen. Sie bezog sich in erster Linie auf die in der US-Zone praktizierte Regelung, betraf grundsätzlich aber auch die jeweiligen Massnahmen in den anderen Zonen: Auf der einen Seite rügten die Militärregierungen die oft nur widerwillige Mitarbeit deutscher Stellen bei der Entnazifizierung und das fehlende Schuldbewusstsein der Deutschen; einer im November 1945 in der US-Zone durchgeführten Umfrage zufolge hielten 50% der Befragten den Nationalsozialismus für eine gute Idee, die nur schlecht ausgeführt worden sei, und nur 20% akzeptierten die deutsche Schuld am Krieg, während 70% jede Verantwortung dafür ablehnten. Auf der anderen Seite beklagten viele Deutsche, in der ersten Zeit vor allem Vertreter der Kirchen, später auch Politiker

der wiedererstehenden Parteien, den angeblich viel zu weit gezogenen Kreis der Belasteten und insbesondere die Rechtsunsicherheit des Verfahrens. Tatsächlich redeten beide Seiten aneinander vorbei; während die Westmächte in der Entnazifizierung eine von politischen Kriterien bestimmte Massnahme als Voraussetzung für die Wiederherstellung der Demokratie sahen, betrachteten viele deutsche Politiker der ersten Nachkriegszeit die Entnazifizierung als strafrechtliche Massnahme zur Ahndung von Fehlverhalten während der NS-Zeit. Dabei hielten sie nach den Jahren der Willkürherrschaft die Durchführung entsprechender Sanktionen auf einwandfrei rechtsstaatlicher Grundlage für eine wesentliche Voraussetzung des demokratischen Neuanfangs. Dies galt in erster Linie für bürgerliche Kreise, die – unter dem Faschismus am stärksten kompromittiert und damit von der Entnazifizierung am meisten betroffen – das Argument der Rechtsunsicherheit als willkommenes Mittel zur Verteidigung gerade auch derjenigen entdeckten, die in den vorausgegangen Jahren keine Probleme damit gehabt hatten, dem alles andere als rechtsstaatlichen NS-Regime zumindest loyal zu dienen. Aber auch prominente Sozialdemokraten massen

der Wiederherstellung einer gesicherten Rechtsgrundlage überragende Bedeutung zu; Gustav Radbruch, in der Weimarer Republik eine Zeit lang Reichsjustizminister, schrieb Anfang 1946: «Demokratie ist gewiss ein preisenswertes Gut, Rechtsstaat aber ist wie das tägliche Brot, wie Wasser zum Trinken und wie Luft zum Atmen...»<sup>2</sup> Die weitgehende Übertragung der Entnazifizierung in deutsche Verantwortung war insofern auch als Reaktion der Westalliierten auf diese Kritik anzusehen: Am 5. März 1946 unterzeichneten die Ministerpräsidenten der Länder der US-Zone das von ihnen auf amerikanische Aufforderung hin gemeinsam erarbeitete «Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus», dessen wesentliche Elemente bis zum Jahreswechsel 1947/48 auch in entsprechende Regelungen für die britische und die französische Zone übernommen wurden. Grundidee war die Einrichtung eines von Deutschen gegen Deutsche durchgeführten gerichtsähnlichen Verfahrens, bei dem sich die alliierten Militärregierungen allerdings die Kontrolle und letztendlich die Entscheidung in Zweifelsfällen vorbehalten hatten. Von eigens für die Durchführung der Entna-

zifizierung geschaffenen deutschen Behörden wurden zunächst alle Erwachsenen anhand von Meldebögen, die jetzt nur noch Fragen zur Zugehörigkeit und zur Tätigkeit für NS-Organisationen umfassten und ohne deren Einreichung der Betreffende von der Lebensmitteltzuteilung ausgeschlossen blieb, in Betroffene und Nichtbetroffene eingeteilt. Die Betroffenen wurden dann von Spruchkammern, die in der amerikanischen und französischen Zone öffentlich, in der britischen Zone nichtöffentlich verhandelten, in eine der fünf neugeschaffenen Kategorien als «Hauptschuldige», «Belastete», «Minderbelastete», «Mitläufer» oder «Entlastete» eingestuft. Je nach Einstufung verhängten die Spruchkammern zudem Sühnemassnahmen, die von Zwangsarbeit über Vermögensentziehungen und Beschäftigungsverbote bis zur Aberkennung des passiven und aktiven Wahlrechts reichten. Gegen die Einstufung durch die Spruchkammern war Widerspruch möglich, der von speziellen Berufungskammern, die einen Juristen zum Vorsitzenden haben mussten, abgehandelt wurde.

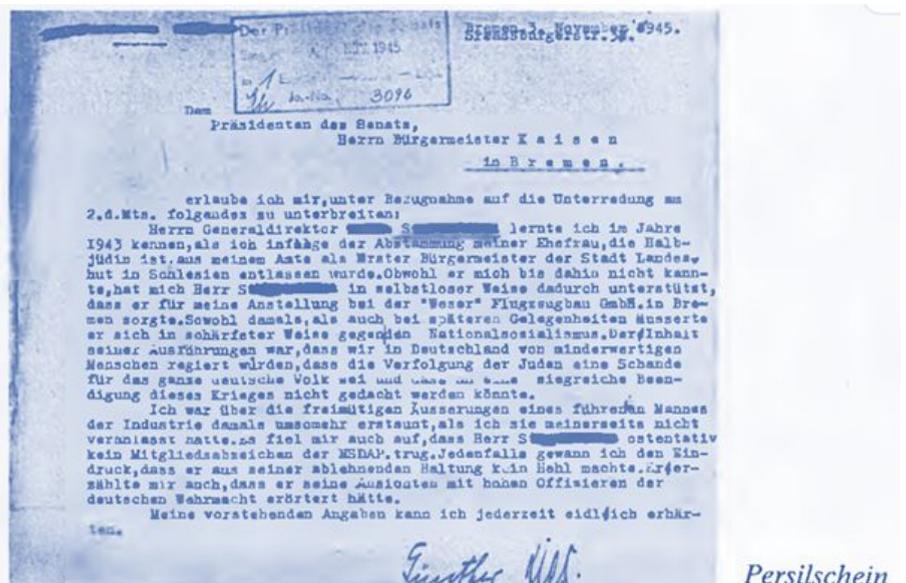
Diese scheinbare Verrechtlichung der Entnazifizierung in den drei Westzonen führte allerdings binnen kurzem zu eher noch fragwürdigeren Ergebnissen als die vielfach willkürlich und oft auch nur halbherzig durchgeführten Säuberungsmassnahmen der Besatzungsmächte. Die Kirchen – ungeachtet ihres durchaus problematischen Verhältnisses zum NS-Staat in den ersten Nachkriegsjahren fast als einzige deutsche Institution von den Alliierten auch in politischen Fragen respektiert – verweigerten die Mitarbeit: Es sei unmöglich, den Deutschen die Demokratie nahezubringen, wenn aufgrund rückwirkender Gesetze die einstmalige legale Mitgliedschaft in der NSDAP nachträglich kriminalisiert werde, schrieb der evangelische Landesbischof Wurm in Winter 1946/47. Bereits im Sommer 1946 hatte er in einem Interview mit der «New York Times» darüber geklagt, dass linksextreme Elemente die Entnazifizierungsgesetze dazu benutzten, die gebildete Oberschicht Deutschlands zu zerstören; das Ganze habe etwas Bolschewistisches an sich. Auf katholischer Seite untersagte Kardinal Faulhaber, Erzbischof von München, den ihm unterstellten Geistlichen und Amtsträgern die Mitarbeit in den Spruchkammern. Deren Praxis war denn auch der eigentliche Stein des Anstosses. Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschafter, die zunächst die Arbeit der Spruchkammern dominierten, waren in Verfahrensfragen und juristischer Argumentationstechnik in der Regel

den von ihnen überwiegend einzustufenden Angehörigen der bürgerlichen Mittelschicht und vor allem den von diesen häufig hinzugezogenen Rechtsbeiständen hoffnungslos unterlegen. Im allgemeinen mussten diejenigen, die sich keinen Rechtsanwalter leisten konnten, dann auch mit härteren Sanktionen rechnen: So wurde im ersten in Bremerhaven durchgeführten Spruchkammerverfahren eine 59jährige Witwe als «Hauptschuldige» eingestuft und mit 7 Jahren Arbeitslager, Vermögensentziehung, Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte und der Befähigung zur selbständigen oder leitenden Geschäftstätigkeit sowie Wohnungs- und Aufenthaltbeschränkungen als Sühnemassnahmen belegt, weil sie einen Arbeiter denunziert hatte, der daraufhin wegen «Wehrkraftzersetzung» hingerichtet worden war. Im ersten in Bremen abgeschlossenen Verfahren wurde demgegenüber ein Arzt, seit 1933 Mitglied der NSDAP und der SS, seit 1937 im Range eines Obersturmführers, der 1944 angeblich einen Juden denunziert und damit dessen Deportation veranlasst haben sollte, als «Minderbelasteter» eingestuft und mit 4'000 RM Geldbusse und Beschränkungen bzgl. der Übernahme leitender Stellen im öffentlichen Leben bei zweijähriger Bewährung als Sühnemassnahmen belegt.

Massgeblich zur letztgenannten Entscheidung beigetragen hatten eidesstattliche Versicherungen, im genannten Fall unter anderem von Juden und politisch Verfolgten, in denen dem Betroffenen untadeliges Verhalten während der NS-Zeit bescheinigt wurde. Diese «Persilscheine» genannten Erklärungen wurden bald zu einem überragenden Kriterium für die Einstufung vor den Spruchkammern, wobei zumeist mehr die Masse, das heisst die Zahl der beigebrachten Persilscheine, und erst in zweiter Linie die Klasse, das heisst die Person des Ausstellers, eine Rolle spielte, wenngleich entsprechende Erklärungen von Juden, politisch Verfolgten

oder auch Geistlichen besonders begehrt waren. Aber in Ermangelung derartiger Kronzeugen taten es durchaus Persilscheine von ebenfalls schwer Belasteten, manchmal in alter Freundschaft gegenseitig ausgestellt, und schliesslich gab es sehr schnell auch einen florierenden Markt, auf dem insbesondere hochkarätige Persilscheine zu festen Preisen erhältlich waren – gegen Schwarzmarkt«währung» selbstverständlich!

Die Würdigung derartiger Beweismittel war der Tuppen auf dem I in einem Verfahren, in dem der Belastete angeblich die gegen ihn nach Aktenlage, Augenschein und Zeugnisaussagen geltend gemachten Vorwürfe entkräften bzw. mildernde Umstände geltend machen sollte, das jedoch faktisch bereits von den Bestimmungen her darauf ausgerichtet war, durch die Beweisführung die formalen Belastungen unbedeutend erscheinen zu lassen und damit die Handhabe zu bieten, den Betroffenen «erfolgreich entnazifiziert» in die im Aufbau befindliche demokratische Ordnung zu entlassen. So wurde ein Bremer Automobilfabrikant, NSDAP-Mitglied seit 1938, Obersturmführer im Nationalsozialistischen Kraftfahrer-Korps, Wehrwirtschaftsführer, Vizepräsident der Gauwirtschaftskammer und Bezirksobmann der Rüstungsinspektion Hamburg als «Minderbelasteter» eingestuft und mit einer für seine Verhältnisse geringen Geldbusse belegt; ein «Alter Kämpfer», NSDAP-Mitglied seit 1922, seit 1926 SA- und seit 1928 SS-Angehöriger, zuletzt im Rang eines Obergruppenführers, unter den Nazis Polizeipräsident von München, zum «Mitläufer» erklärt. «Mitläuferfabriken» – diesen Namen gaben amerikanische Offiziere nach kurzer Zeit den Spruchkammern, und der vielzitierte «braune Spritzer» auf der ansonsten weissen Weste war bis in die sechziger Jahre fast schon eine Empfehlung für höhere Positionen in Verwaltung, Wirtschaft und den bürgerlichen Parteien der Bundesrepublik.





### Strafanstalt für Kriegs- verbrecher oder . . . ?

Wenn man den Wachposten nicht sehen würde, könnte man beim Anblick der behaglich auf der Liegewiese des Lagers Ruhenden zweifeln, ob man sich tatsächlich an einer Stätte befindet, wo Naziführer und Kriegsverbrecher — die Urheber unseres Unglücks — ihre Schuld büßen sollen

### Blick in das Nazi-Inter- nierungslager Ludwigsburg

Aufnahmen: UP



### Einem so prominenten Kriegsverbrecher und La- ger-Insassen wie Schacht

zeigt der amerikanische Wachoffizier des Lagers persönlich die während des Schacht-Prozesses gemachten Photographien. Dem deutschen Volk, das die Kosten der Schacht-Politik zu tragen hat, fällt das Verständnis für soviel Lebenswürdigkeit etwas schwer



**Besucher mit Lebens-  
mittelpaketen** kommen eben-  
so regelmäßig wie unbegrenzte  
Mengen Postpakete. Da die  
„Normalverbraucher“ im Inter-  
nierungslager 1700, die Arbeit-  
enden sogar 2400 Kalorien erhalten,  
leben sie besser als Millionen  
Menschen, die draußen aulbauen  
müssen, was durch die Schuld  
der Internierten zerstört wurde

Die zunehmend von den wachsenden Spannungen zwischen Ost und West beeinflusste Besatzungspolitik der Westmächte tat ein übriges, um den anfänglichen Anspruch der Entnazifizierung endgültig ad absurdum zu führen. Die im Sommer 1946 von der US-Militärregierung erlassene Amnestie für alle nach dem 1.1.1919 Geborenen und die sogenannte Weihnachtsamnestie des gleichen Jahres für sozial Schwache und Versehrte waren vielleicht noch mit der Notwendigkeit der Beschleunigung eines ausufernden bürokratischen Verfahrens zu erklären, wenn sie auch schwer mit einer angeblich auf mehr Rechtssicherheit zielenden Regelung zu vereinbaren waren. Argumente wie das der britischen Militärregierung, die Funktionsfähigkeit des deutschen Justizwesens in ihrer Zone erhalten zu müssen und deshalb eine Quote von 50% formal Belasteter zu dulden, weil doch 90% der Juristen Mitglied der NSDAP oder des NS-Rechtswahrerbundes gewesen seien, machten die Entnazifizierungsverfahren allerdings vollends zur Farce. Denn die Spruchkammern hatten sich zunächst bevorzugt der «kleinen Fische» angenommen, um die nötigen Erfahrungen für den späteren Umgang mit den «grossen Nazis» zu sammeln, die dann aber vielfach überhaupt nicht mehr vor den Spruchkammern erscheinen mussten. Seit der Proklamation der «Eindämmungs-Politik» gegenüber dem Kommunismus durch US-Präsident Truman im März 1947 galt dann bei den westlichen Militärregierungen hinsichtlich der Entnazifizierung die Devise «Augen zu und durch!» Die Besiegten von einst wurden zu Bundesgenossen im Kampf gegen den Bolschewismus – warum also in Polizei und Geheimdienst auf bewährte Experten verzichten? Ende 1948 waren in der bayerischen Landesregierung über 41% der Beamten «braun eingefärbt», und im Regierungsbezirk Oberbayern betrug der Anteil der ehemaligen NSDAP-Mitglieder in den Stadtverwaltungen 42%, in den Gemeindeverwaltungen 45%, in den Kreisverwaltungen 67% und in der Bezirksregierung gar 81%! Der Entschluss des auf Anweisung der Militärregierung von Deutschen gebildeten «Leitenden Ausschusses für Entnazifizierung/Kategorisierung» in Hamburg im Juni 1948, seine Tätigkeit vorübergehend einzustellen, weil auf Befehl der Besatzungsmacht eine Reihe von Berufsgruppen der Entnazifizierung entzogen worden war «und damit insbesondere belastete Angehörige gehobener Berufe wieder tätig sein dürfen», ist schliesslich ein grotesker Höhepunkt in der unruhlichen Endphase der Entnazifizierung.

Innerhalb von drei Jahren war ein Sammelsurium von Massnahmen zur endgültigen Beseitigung von Faschismus und Militarismus in Deutschland zu einem Schnellverfahren zur Mohrenwäsche verkommen, wodurch letztlich diejenigen gestraft wurden, die als Mitglieder der Spruchkammern versucht hatten, die Voraussetzungen für einen neuen Anfang zu schaffen und nun nicht selten in der Nachbarschaft und am Arbeitsplatz als Handlanger der Besatzer geschnitten wurden. Von den in den drei Westzonen bis zum 31. Dezember 1949 insgesamt einem Spruchkammerverfahren unterzogenen 2,5 Mio. Personen waren nur 1,4% als «Hauptschuldige» oder «Belastete» und 9,4% als «Minderbelastete», dagegen 54% als «Mitläufer» eingestuft worden, in 34,6% der Fälle wurde das Spruchkammerverfahren eingestellt, ganze 0,6% wurden formal als «entlastet», das heisst als Gegner des Nationalsozialismus anerkannt – wahrlich eine erschreckende Bilanz; denn weniger als 0,5% der Bevölkerung hätten demnach ausgereicht, um den Faschismus in Deutschland zu etablieren und seine Schreckensherrschaft 12 Jahre lang aufrecht zu erhalten!

Der von den Westmächten vorgezeichnete Weg wurde in der Gründungsphase der Bundesrepublik geradlinig fortgesetzt. Schon in seiner ersten Regierungserklärung stellte der eben mit einer Stimme Mehrheit zum Bundeskanzler gewählte Konrad Adenauer fest: «Die wirklich Schuldigen müssen bestraft werden... Aber die nun bestehende Aufteilung des Volkes in zwei Klassen, politisch Einwandfreie und Nichteinwandfreie, muss verschwinden. Die Regierung wird deshalb möglichst bald die Frage einer Amnestie prüfen.» Zum 31.12.1949 erliess der Bundestag ein erstes Amnestiegesetz; das Ausführungsgesetz zu Art. 131 GG vom 11.5.1951 machte die Wiedereinstellung aller Beamten zur Pflicht, die im Zuge der Entnazifizierung entlassen und nicht durch eine rechtskräftige Spruchkammerentscheidung als für den öffentlichen Dienst ungeeignet erklärt worden waren, und nach mehrmaliger Intervention bei den Westmächten setzte die Bundesregierung schliesslich auch die Amnestie für alle von ihnen verurteilten und in der Bundesrepublik inhaftierten deutschen Kriegsverbrecher durch – über der Vergangenheit wurde systematisch Gras angesät. Der Soziologe und Publizist Eugen Kogon, einer derjenigen, die dieses Gras wachsen hörten, stellte im Herbst 1954 desillusioniert fest: «Die stille, allmähliche, schleichende, unaufhaltsame Wiederverkehr der Gestrigen scheint das Schicksal der Bundesrepublik zu sein. Ange-

tan mit alten und neuen Gesetzesmänteln der Gerechtigkeit, lassen sie sich einzeln auf den hohen, reihenweise auf den mittleren Sesseln der Verwaltung, der Justiz und der Verbände nieder. In der Wirtschaft halten sie ohnehin nicht erst seit heute die Hebel in ihren sicheren, ach so zuverlässigen, so welterfahrenen, so angesehenen Händen. Morgen werden sie auch die Generale stellen, den Offiziersnachwuchs aus ihren Familien, man wird einander zuprosten, die Abgeordneten, die Richter, die Anwälte, die Militärs. Die Gestrigen, zu denen einfallsslose, rechthaberische Routiniers der Demokratie freilich ebenso gehören können wie im Verstand einigermaßen angepasste, in ihren Gefühlen völlig unverändert gebliebene Nationalsozialisten, Nationalisten und die grosse Zahl derer, die hochmütig alte Vorrechte beanspruchen, sie alle werden bald ganz zufrieden sein, sofern die wenigen Verbliebenen verschwinden, die gemeint haben, so hätte es nicht kommen dürfen, und die meinen, vielleicht doch daran arbeiten zu müssen, dass nicht alle Typen und Figuren wiederkehren, die seinerzeit, ehe es völlig finster wurde, schrecklich geschäftig und schrecklich wirksam, an der totalen Verdunkelung arbeiteten, in der sich die Barbaren dann die Hemdsärmel aufkrepeln konnten, um an ihr blutiges Handwerk zu gehen.»<sup>3</sup>

1 Joseph F. Napoli, Denazification from an American's Viewpoint, in: The Annals of the American Academy of Political and Social Sciences, Vol. 264, Philadelphia, July 1949, p. 115 (Übersetzung durch den Verfasser)

2 Gustav Radbruch, Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht, in: Süddeutsche Juristen-Zeitung, 1/ 1946, S. 105ff

3 Eugen Kogon, Beinahe mit dem Rücken an der Wand, in: Frankfurter Hefte, 9/1954

#### Literaturhinweise

Martin Broszat, Steigerjustiz oder strafrechtliche «Selbstreinigung», Aspekte der Vergangenheitsbewältigung der deutschen Justiz während der Besatzungszeit 1945-1949, in: Vierteljahresshifte für Zeitgeschichte, Heft 4/1981, S. 477 ff

Tom Bower, Blind Eye to Murder, America and Britain and the Denazification of Postwar Germany, London 1981

Bernt Engelmann, Wie wir wurden, was wir sind. Von der bedingungslosen Kapitulation zur unbedingten Wiederbewaffnung, München 1980

Justus Fürstenau, Entnazifizierung. Ein Kapitel deutscher Nachkriegspolitik, Neuwied 1969

John Gimbel, Amerikanische Besatzungspolitik in Deutschland 1945-1949, Frankfurt/M. 1971

Klaus-Dietmar Henke, Politische Säuberung unter französischer Besatzung. Die Entnazifizierung in Württemberg-Hohenzollern, Stuttgart 1981  
ders., Musste die Entnazifizierung scheitern? Zu einer Grundfrage der Nachkriegsgeschichte, in: Jugendliche erforschen die Nachkriegszeit, Materialien zum Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte 1984/85, Hamburg 1984, S. 15 ff

Lutz Niethammer, Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitation unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt/M. 1972

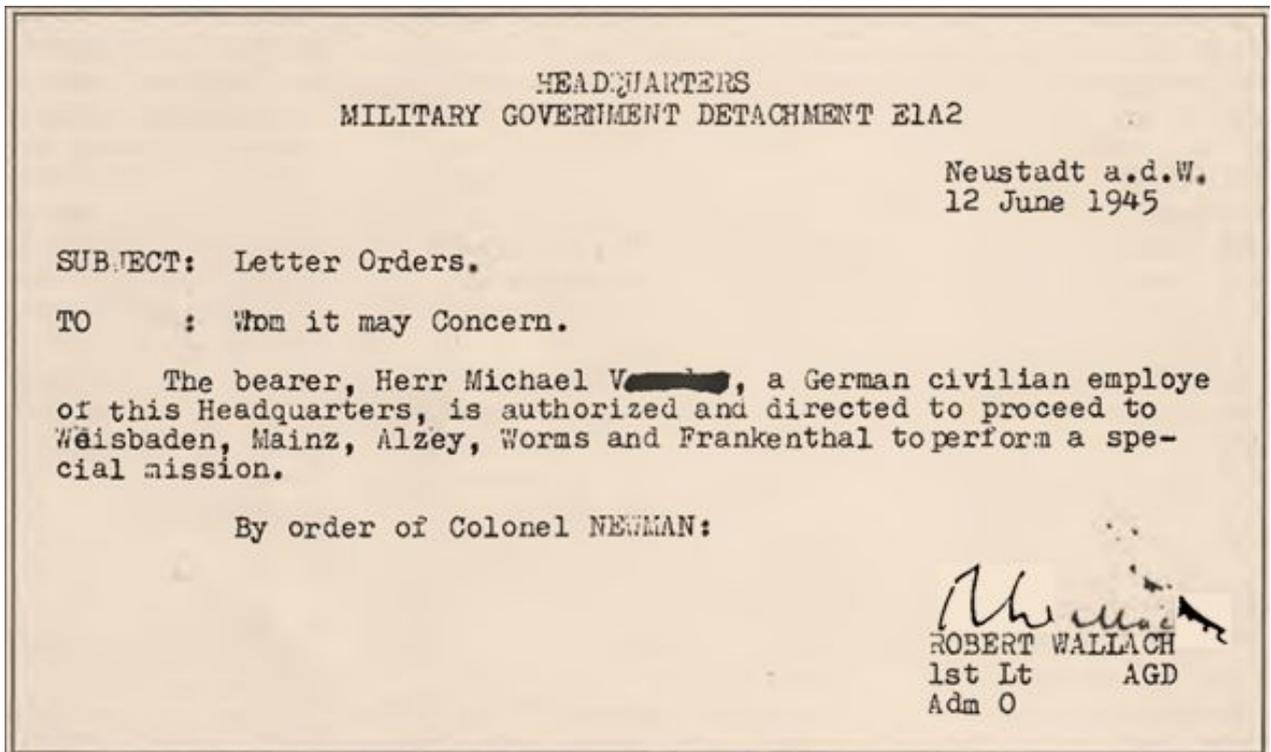
Michael Ratz u.a., Die Justiz und die Nazis. Zur Strafverfolgung von Nazismus und Neonazismus seit 1945, Frankfurt/M. 1979

## «Für mich war dieser Tag... wirklich ein Tag der Befreiung»

Die Texte stammen aus einem Interview mit Herrn V., das in zwei Teilen im November 1984 geführt wurde.

Die folgenden Passagen wurden auf die Frage hin ausgewählt, welche Beobachtungen Herr V. bei seinem Engagement für die Errichtung eines sozialistischen Deutschland gemacht hat und welche Chancen er einer solchen Entwicklung gegeben hat. Seine Euphorie im Frühjahr 1945 wandelt sich im Verlauf eines Jahres in Pessimismus: bezüglich der Möglichkeiten, den Sozialismus in West-Deutschland zu verwirklichen, sieht er keine Chance mehr. Herr V. stellt seine politische Tätigkeit bei der amerikanischen Militäradministration ein.

Heute ist Herr V. in der Friedensbewegung tätig. Das Gespräch führte Andreas Ludwig.



Für mich war dieser Tag, und den habe ich noch sehr lebhaft in Erinnerung, wirklich ein Tag der Befreiung. Wie die Amerikaner in Heidelberg einmarschiert sind, bin ich auf die Strasse gegangen und habe ihnen zugejubelt, und habe überhaupt nicht begriffen, dass es sein könnte, dass ich für diese US-Amerikaner ein verdächtiger Deutscher wie jeder andere bin. Ich war dann auch etwas konsterniert, dass meine Begeisterung keine Gegenbegeisterung ausgelöst hat, aber das hat meine Einstellung, meine Freude natürlich nicht geschmälert. Das war wahrscheinlich der Höhepunkt, der emotionale Höhepunkt meines Lebens, bezogen auch auf meine persönliche Situation: die Aussicht auf die Rückkehr meiner Brüder aus der Emigration...

### Herr V. erzählt über seine Motivation, im Rahmen der amerikanischen Militär- administration am antifaschistischen Aufbau Deutschlands mitzuwirken

Ich bin 1933 zwölf Jahre alt gewesen und in einer politisch sehr formierten Familie gross geworden, was mich natürlich be-

stimmt hat. Aber dann gab es eine Lücke auch in meiner Beschäftigung mit politischen Themen, die zu einer Art idealistischer Einstellung oder Vorstellung geführt hat, die sich dann auch 1945 in einer unrealistischen Erwartung kundgetan hat. In dem Sinne, dass ich gedacht habe: Die ganze Welt, die da nun zusammenstand, um den Faschismus zu besiegen, die wird kein anderes Ziel haben können als das, den Sozialismus zu errichten. Wobei ich darauf hinweisen muss, dass ich mich in der Gesellschaft von vielen solchen Idealisten befunden habe. Natürlich auch in der Gesellschaft von Opportunisten. Ich selbst habe mich, rückblickend muss ich sagen: mit einer idealistischen Naivität, in der amerikanischen Administration zunächst, über Wochen und Monate, eingebettet gefühlt in eine gemeinsame antifaschistische und in einem gewissen Sinne auch sozialistische, oder sagen wir mal, antikapitalistische Front. Es ist gar keine Frage, dass es innerhalb der amerikanischen Militäradministration nicht nur irgendwelche Verschwörer im Hintergrund gab, die Ausdrücke wie Landreform oder so gebraucht haben, sondern, das ist, glaube ich, historisch erwiesen: Es gab Bestrebungen, es gab Äusserungen von der Militärregierung selbst, die in diese Richtung gezielt haben.

## Herr V. arbeitet bei der amerikanischen Militärregierung

1944 habe ich in Heidelberg, wo ich studiert habe, Alexander Mitscherlich kennengelernt, wir haben uns politisch verstanden und Gemeinsamkeiten entdeckt und gepflegt, und in diesem Zusammenhang mit Mitscherlich ist es dann zu einer Begegnung mit einigen weiteren Leuten gekommen.

Via Mitscherlich, der mit den Amerikanern sehr schnell Verbindung hatte nach dem Einmarsch, schon wenige Tage danach, wurden die Namen dieser Leute übermittelt, die nach seiner Kenntnis und der Zusammensetzung dieses Heidelberger Kreises – wenn man das so nennen will – Gewähr für Integrität geboten haben. Die Amis haben sich dann auch bei der Bildung der ersten «Regierung» in Neustadt auf diese Leute gestützt, inklusive Mitscherlich und inklusive meiner Person...

Ich hatte also, nicht zu Beginn, diese Geschichte als «special investigator», das war eine Sache, die erst ziemlich spät funktionalisiert wurde. Bis dahin war ich eigentlich so ein Adlatus von Wahrhaftig, mehr oder weniger in seinem Schlepptau, und irgendwann, glaube ich, war eine Situation entstanden, wo ich möglicherweise auch nicht anders tragbar war, als in der Form, dass ich dann eine gewisse offizielle Funktion zugeteilt bekam. Ich hatte mit relativ vielen Leuten auf relativ vielen Fahrten im hessischen Bereich Kontakt aufzunehmen und sie einmal um eine allgemeine Einschätzung zu bitten und im Besonderen im Hinblick auf die Frage, wie die Möglichkeiten sind, Antifaschisten oder nichtkompromittierte Leute in der Administration einzusetzen. Darüber habe ich dann Berichte verfasst.

Wenn ich dann mit irgendeinem Bürgermeister, dem provisorischen Mandatar einer kommunalen Verwaltung oder so in Verbindung kam, ergab sich von da aus natürlich die Möglichkeit, über ihn zu erfahren, wer da noch eine politische Rolle spielte oder spielen könnte. Und von da aus bin ich dann eben zu den verschiedenen Stellen weitergegangen. Ich kann mich nicht erinnern, dass das sehr systematisch ging. Kann mich auch nicht erinnern, dass wir in Wiesbaden bei der Militärregierung selbst, bei dieser Dienststelle, an die ich ohnehin ganz flüchtige Erinnerungen habe, dass da gewissermassen ein Feldzugsplan festgelegt wurde in dem Sinn: Du gehst da und dahin und redest mit dem und dem, sondern es hatte einen durchaus provisorischen, sich aus den Gegebenheiten der örtlichen Verhältnisse ergebenden Charakter.

*Das heisst, die ersten Kontaktpersonen kannten Sie dem Namen nach oder vom Hörensagen schon vorher?*

Ja, die kannte ich dem Namen nach. Zum Teil war es dann auch so, gerade im Frankfurter Bereich, dass ich natürlich auch schon persönliche Kenntnisse hatte. Ich erinnere mich daran, dass ich z.B. einmal von Frankfurt aus auf jemanden in Fulda hingewiesen wurde, den ich dann besucht habe. Also das Netz dieser Kommunikation war ja – das kann man sich heute kaum vorstellen – war ja sehr ungenügend. Das war ja so, dass es kaum eine funktionierende Post gab, und Telefonate waren auch eher etwas Ungewöhnliches, ganz zu schweigen von der Möglichkeit, sich zu begegnen. Dass ich mich bewegen konnte, war das Privileg von einem, der über die amerikanische Militärregierung ein Fahrzeug gestellt bekommen hat. Das war wirklich ein Spinnen von Fäden innerhalb dieses hessischen Bereiches von einem Punkt zum anderen, mehr oder weniger.

## Herr V. hat eine Arbeiterratssitzung in Ludwigshafen beobachtet

Das Klassenbewusstsein war weitgehend verschüttet. 1945 war auch in der Arbeiterschaft eine Tendenz vorhanden, die auch in meinem Bericht aus Ludwigshafen zum Ausdruck kommt, sich in allererster Linie der Bewältigung der übermächtigen alltäglichen Schwierigkeiten zu widmen. Die Appelle und Vorstellungen, die von den aktiven, natürlich vorhandenen Kräften ausgingen, zum grössten Teil von Leuten, die aus den KZ's gekommen waren, aus der Emigration weniger, diese Appelle fielen ziemlich ins Leere. Oder: es war mühsam. Ich meine, dass es mühsamer war, Leute zu finden, die bereit gewesen wären – nicht nur aus Opportunismus, die gab es natürlich, die da eher ihr Geschäft gewittert haben oder ihr Pöstchen ergatterten wollten – sondern aus Idealismus oder aus einer politischen Einschätzung der Situation heraus, sich zu engagieren.

Wenn ich mich recht erinnere, haben wir uns in Ludwigshafen in einer sehr kargen Werkshalle, die Spuren der Zerstörung zeigte, getroffen. Das war ein Zeitpunkt, wo noch keine neue Produktion nennenswerten Grades angelaufen war, und selbst die naheliegende Frage, was nun produziert werden sollte – also ich meine, vor allem diese rückblickend naheliegende Frage, damals lag sie offenbar nicht nahe – wurde eigentlich nicht erörtert. Es gab keine grosse politische Perspektive, es gab keine Diskussion, die einen Aspekt eröffnet hätte auf eine grosse Zukunft – jedenfalls nicht von der Basis her –, sondern es gab die Fragen nach der unmittelbaren Versorgung, nach, wie schon erwähnt, der Beseitigung der alltäglichen, zugegebenermassen ausserordentlichen Schwierigkeiten, was Wohnraum und Nahrungsmittel anging.

Ich kann mich z.B. an die Begegnung mit einem kommunistischen Funktionär entsinnen, der da eine grosse Rolle spielte, und kann nur bestätigen, was ich dann in dem Protokoll geschrieben habe; diese Resonanzlosigkeit. Auf der einen Seite sehr engagierte Antifaschisten, auch mit dem Elan erfüllt, von dem ich in bezug auf mich geredet habe, der Erwartung, jetzt kommen nicht nur die Gedichte und Dramen aus der Schublade heraus, die ja angeblich nie veröffentlicht werden konnten – und die nicht geschrieben wurden, nebenbei. Sondern jetzt kommt wirklich der aufgestaute Hass auf die Faschisten heraus oder es kommt die Begeisterung heraus, sich jetzt einzusetzen für etwas grundsätzlich Neues. Aber das war wirklich nicht der Fall. Das muss man schon so sagen, dass zwischen diesen politisch bewussten und durch ihre Vergangenheit in den meisten Fällen ausgezeichneten Leuten, die die Räte darstellten, und der sogenannten Basis – so hat man das damals nicht genannt, aber das war die Basis – eigentlich eine erstaunliche Kluft vorhanden war, die sich z.B. so kundtat, dass auf der Arbeiterratssitzung bei der Eröffnung der Diskussion niemand bereit war, etwas von sich zu geben.

*In Ihrem Bericht wird das Vorhandensein eines Antifakomitees erwähnt. Haben Sie mit Antifakomitees zu tun gehabt während Ihrer Arbeit? Existierten die da noch?* Ja, ich habe bei dieser Gelegenheit auch mit dem Antifa-Ausschuss zu tun gehabt und – das widerspricht etwas dem, was ich sonst so von mir gegeben habe – da sind Schwierigkeiten entstanden, indem die US-amerikanische Administration Aufrufe des Komitees unter dem Vorwand, dass sie nicht genehmigt waren, verboten hat. Daraus resultierte offensichtlich eine wesentliche Beeinträchtigung der Arbeit dieses Antifa-Ausschusses. Es ist auch, glaube ich, wirklich schwer klar zu machen, dass es innerhalb der Administration, der ame-

Der wesentliche Eindruck meiner Fühlungnahme am 5.6.45. mit Angehörigen des Betriebs- und Angestellten- und Arbeiterrates der I.G. ist der einer grossen allgemeinen "politischen Müdigkeit", die sich in Desinteresse an den Problemen politischer und wirtschaftlicher Natur von heute und morgen bemerkbar macht und von vielen mit dem Wunsch zum Ausdruck gebracht wird "in Ruhe gelassen zu werden", sich zu erholen (wobei man berücksichtigen muss, dass in Ludwigshafen ohne Zweifel eine Reaktion dieser Art erwartet werden musste) oder die "Nase voll zu haben." Diese Bemerkung stammt meistens von politischen Bankrotteuren, die alles auf die Karte der Nazis gesetzt hatten und nun bei diesem gewaltigen Zusammenbruch all ihrer Hoffnungen und Wünsche zu keiner anderen Einstellung fähig sind, als sich mit vollkommener politischer "Abstinenz" vor einem neuerlichen Festlegen und (nach den schlechten Erfahrungen) damit verbundenen neuerlichen "Reinfall" zu bewahren. Einen wesentlichen Teil dieser Leute stellen die zurückkehrenden aktiven Soldaten dar, die mit der Verpflichtung auf 12 Jahre Dienstzeit erhofft hatten, sich damit eine feste Position im Staatsdienst nach ihrer Entlassung gesichert zu haben. Sie sehen sich jetzt natürlich um all ihre Aussichten betrogen. Als Erläuterung zu diesem Gesamteindruck folgendes Beispiel:

Anlässlich einer grossen Zusammenkunft der Vertrauensräte der I.G. wurde nach einleitenden Reden der verantwortlichen Männer die Diskussion eröffnet: Schweigen. Nach einigen Aufforderungen des Vorsitzenden diese Gelegenheit doch wahrzunehmen, nach 12 Jahren Nazi-Unterdrückung wieder einmal frei zu reden, wurde entgegnet, dass eine Diskussion unmöglich wäre, da den Deutschen ja während dieser Zeit die Fähigkeit, politisch und kritisch zu denken, verloren gegangen sei.

Der grösste Einfluss der Parteien wird dem Zentrum zugewiesen, das ja auch die Möglichkeit hat, Versammlungen abzuhalten (Kirche). Mit Bedauern wird von den Gewerkschaftlern bemerkt, dass die Zentristen (bes. in Ludwigshafen) von amerikanischer Seite wesentliche Unterstützung erfahren. So sei z.B. der Fronleichnamstag als gesetzlicher Feiertag erklärt worden, jedoch nicht der 1. Mai. Unter den Angehörigen der sozialistischen Parteien herrscht Enttäuschung über die zu wenig radikale gehandhabte Eliminierung der Nazis, die heute noch entscheidende Posten des Ernährungs- und Wohnungsamtes in Ludwigshafen der Hand haben und auch mit Moll und Stabel als Kommunalbeamte wesentlichen Einfluss auf die Stadtverwaltung haben. Es wurde von einer Seite die Befürchtung zum Ausdruck gebracht, dass die Nazis Massnahmen sabotierten, die dem Wiederaufbau dienten und damit das wirtschaftliche Chaos zu vergrössern suchten, um dann auf dem Boden dieser Misere die Deutschen mit dem Hinweis zu ködern, unter Hitler wäre es ihm doch viel besser gegangen. Beider bekannnten, deutschen, politischen Kurzsichtigkeit muss diesem Faktor ohne Zweifel Bedeutung beigegeben werden.

Der Antifa-Ausschuss scheint sich von dem Schlag nicht erholt zu haben, der ihm von amerikanischer Seite erteilt wurde, als nach dem Anschlag nicht genehmigter Aufrufe zur Bereinigung des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens, zur Enteignung der Nazi-Guthaben usw. strengste Untersuchung unter Androhung von Verhaftung von amerikanischer Seite eingeleitet wurde. Das Gros der Angehörigen sozialistischer Parteien scheint ohne klare Ausrichtung zu sein, die sich aber - eben bei der (augenblicklich leider noch nicht vorhandenen) Möglichkeit propagandistisch einzuwirken - von einigen gehulnten Aktivisten in langer Erziehungsarbeit gegeben werden könnte.

Von einer Nazi-Untergrundbewegung sei nicht-s zu bemerken. Man habe aber den Eindruck, dass sie sich schon wieder etwas zusammen fänden und anfangen Propaganda in ihrem Sinne zu treiben. Es sei auch vorgekommen, dass ein bekannter Nazi - ohne bestraft worden zu sein - einen Antifaschisten geschlagen hätte.

rikanischen, sicher ganz erhebliche Kämpfe gegeben hat und regionale Schwerpunkte. Ich weiß beispielsweise nicht, ob nicht in Ludwigshafen damals schon ein paar jener Männer das Sagen hatte, die zu den Gefolgsleuten von Clayton oder John Foster Dulles zählten, die den Versuch machten, die Roosevelt'sche Politik umzu-drehen, und die dann natürlich eine solche Gelegenheit als willkommenen Anlaß benutzt haben, den von ihnen wahrscheinlich als kommunistisch dominiert oder unterwandert empfundenen Antifa-Ausschuss zum Schweigen zu bringen. Aber man kann natürlich in jedem Falle sagen: Wenn in Ludwigshafen so etwas passiert ist wie das, daß der Antifa-Ausschuss mit den Amis in Kollision gekommen ist wegen eines durchaus sozialistisch zu verstehenden Aufrufes, so hat sich da natürlich schon etwas angekündigt, das dann in anderen Bereichen nach einem halben Jahr oder nach einem Jahr gegen den Widerstand der von mir immer als fortschrittlich bezeichneten Kräfte durchgesetzt wurde.

### Herr V. berichtet von Beobachtungen auf seinen Fahrten durch Hessen

Es gab auf der überwiegend grossen Seite derer, die mit dem Faschismus in dieser oder jener Form etwas zu tun hatten, nichts anderes, als eine ängstliche Erwartung vor dem Ungewitter, das da kommen würde, und nicht die Spur eines grossen, erhebenden Gefühls, daß man jetzt tun kann, was man schon jahrelang tun wollte. So etwas gab es nur auf der Seite der quantitativ gesehen natürlich sich in einer außerordentlichen Minorität befindlichen Antifaschisten. Das heisst also, das Gefühl der Befreiung, der Erleichterung, des Vorwärtsdrängens, der Aktivität hatten sie einmal ganz billig zu formulieren. Das bestand sicher bei Menschen, die mit existenzieller Begierde das Ende des

Krieges, das Ende des Nazismus oder Faschismus erwartet haben. Aber von einer allgemeinen Hochstimmung in dem Sinne einer Anarchie kann keine Rede sein, es war eher ein Gefühl der lähmenden Angst für die überwiegende Mehrheit. Ein wichtiger Gesichtspunkt angesichts der bedingungslosen Kapitulation war auch der: der Feind steht im Land, also weiss man nicht, wie er sich rächt für die im Grunde von jedem begangenen oder von jedem mitzuverantwortenden Schandtaten. Also hiess es, die Köpfe einziehen und sehen, dass man sein Brot und seine Kohlen bekommt, aber darüber hinaus nichts. Dann gab es die erwähnten Antifaschisten, die sich aber auch nicht einem Gefühl der Anarchie hingegeben haben, sondern ich würde sagen: eher im Gegenteil, einer mühsamen Kleinarbeit widmen mussten, in dem Sinne, dass man etwas tun musste – und das waren ja wirklich die Leute der ersten Stunde, das waren die aus den KZ's zurückgekehrten oder sonst aus der Verfolgung zurückgekehrten Antifaschisten, die sich beispielsweise in der kommunalen Verwaltung zur Verfügung gestellt haben.

Kommunisten waren damals sicher ohne Einschränkung bereit, mit allen als antifaschistisch zu betrachtenden Kräften zusammenzuarbeiten. Und dazu gehörten nach Einschätzung der Kommunisten auch Sozialdemokraten und auch die Angehörigen der Christlich-demokratischen Partei. Da gab es natürlich Klagen über Bevorzugung beispielsweise bei der Vergabe von Ämtern, soweit die Möglichkeit dazu überhaupt bestand, und in der Hand beispielsweise eines CDP-Mannes oder so lag. Umgekehrt war die Situation für die Leute von der CDP so, dass sie, um überhaupt ins politische Geschäft zu kommen – und sie waren natürlich am ehesten noch belastet mit dem Odium, in die Nähe der Nazis gerückt zu werden –, ohnehin bereit waren, mit jedem zusammenzuarbeiten, der sie akzeptierte. Am schwierigsten war es mit den Sozialdemokraten, weil schon sehr früh diese Spaltung bemerkbar war, und die Schwierigkeit für die sozialdemokratischen Funktionäre, sich darauf einzustellen, dass sie jetzt dem hannoveranischen Schumacherkurs zu gehorchen hatten, beziehungsweise sich ihm zu widersetzen. Die Einigungsbestrebungen hatten lange Zeit doch einen recht umfänglichen Charakter. Es war ja so, dass es gerade im hessischen oder im badischen Bereich viele Versammlungen und Zusammenkünfte gegeben hat, auf denen der Zusammenschluss der beiden Arbeiterparteien beschlossen wurde. Aber trotzdem verstärkten sich die Versuche, sich auf einer vordergründig sachlich erscheinenden Ebene von den Kommunisten zu distanzieren. Und zwar mit dem Hinweis auf ihre geringen Chancen. Das war übrigens sehr eindrucksvoll, dass damals immer wieder darauf hingewiesen wurde, und nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wie sehr die Arbeiter korrumpiert waren und wie auf der anderen Seite durch die Geschichten, die dann aus der sowjetisch besetzten Zone in die Westzonen gedrungen sind, der Keim der wiederaufblühenden antikommunistischen Legende von einer Bedrohung aus dem Osten wieder sichtbar wurde.

### Hery V. berichtet über seine Desillusionierung

Bei solchen Begegnungen, wo ich anonym unterwegs war, bin ich eigenartigerweise – eigenartigerweise sage ich deswegen, weil ich immer das Gefühl hatte, dass mein Aussehen mich eher als jemanden erscheinen lässt, dem man keine faschistische Vergangenheit zutraut – auf eine grosse Offenheit der Leute gestossen. Also auf diese Vorstellung, na ja, da ist ein junger Mann,

der ist natürlich auch Soldat gewesen und hat natürlich auch dieselbe Einstellung, also dem kann man all diese Geschichten über die Russen und die bösen Kommunisten ungehindert erzählen. Das hat zum Verblässen dieser anfänglichen idealistischen Vorstellung bei mir geführt, dass all diese Leute inzwischen begriffen hätten, um was es geht. Ich hatte also schon sehr früh unter der deutschen Bevölkerung mit dem Wiederauftauchen des natürlich nie verschwundenen ideologischen Breis aus faschistischer, rassistischer Gedankenwelt wieder Kontakt. Und das ist mit der Hintergrund, weshalb ich dann die Arbeit aufgegeben habe, leichten Herzens glaube ich, weil ich ausserordentlich desillusioniert war. Und diese für mich schreckliche und völlig unerwartete Entwicklung, die sich schon frühzeitig gezeigt hat, diese Restauration, konnte ich nicht verkraften und verfiel dann in eine politische Resignation.

Das fiel ohne Zweifel schon 1945 auf fruchtbaren Boden. Da war – in diesem Sinne natürlich – schon Antikommunismus zu spüren. Und das war – das würde ich schon sagen – eher eine Tendenz, die bei rechten Sozialdemokraten sichtbar wurde, bei dem Vetsuch, sich zu distanzieren, als bei den bürgerlichen oder liberalen Leuten, mit denen ich zu tun hatte.

Also auch die kommunistischen Freunde, die ich da gesprochen habe und die ich um eine Einschätzung der Situation gebeten habe, oder auch die Angehörigen der SPD und der CDP haben nie zu erkennen gegeben, dass sie irgendwelche Reserven mir gegenüber haben könnten, als einem Vertreter der Militärregierung. Aber natürlich gab es auch Reserven gegenüber der Militärregierung, von kommunistischer Seite sicher in dem Sinne, dass man die Militärregierung bis zu einem gewissen Grade dafür verantwortlich gemacht hat, dass – dafür gibt's ein paar konkrete Beispiele – dass die Administration, die deutsche, von den Nazis nicht so gereinigt war, wie sich das die Antifaschisten mit Recht vorgestellt hatten. Aber auch das war eigentlich mehr dem Zusammenhalt unter den Deutschen zuzurechnen, in dem Sinn wie: eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Man hat sich untereinander arrangiert und sich darauf berufen, dass es der Fachkräfte bedarf, um die Verwaltung aufrechtzuerhalten.

Es waren nicht in erster Linie die US-Amerikaner, die mich aus dieser Illusion herausgerissen haben, sondern die von den Deutschen entwickelte Politik. Beziehungsweise weniger ihre Politik als ihre Haltung, die eben keine politische Haltung war, sondern die der Tendenz entsprach: also ich hab' mir jetzt die Finger verbrannt, bin ein gebranntes Kind, ich werde mich hüten, nochmal ... Das war die grosse allgemeine Haltung: Politik ist ein schmutziges Geschäft. Und-daraus resultierend – sowie sich die Möglichkeit ergab, aus den Löchern wieder herauszukommen, dieser Anfang des subtilen, dann aber sehr rasch auch sehr rigiden Antikommunismus, der – und das ist über die Deutschen ein hartes Urteil, aber trotz allem typisch – der dann umso rigider wurde, als man sich zunehmend in der Gemeinsamkeit mit dem Grossen Bruder, mit den USA befand. Das war so Mitte '46. Mitte '46 habe ich also eine fürchterliche Entwicklung – fürchterlich muss ich für mich persönlich schon sagen – durchlaufen, weil sie zu einer sehr unfruchtbaren und von mir rückblickend als unbefriedigend und schädlich betrachteten Resignation geführt hat. Also zu dieser Vorstellung, mit diesen verdammten Deutschen hat es keinen Sinn. Auch ungefähr: also jetzt macht's ohne mich. Wenn ihr diese Chance, die 1945 eben wirklich zutage trat, nicht wahrgenommen habt, nicht begriffen habt, was man tun muss und welche Schlüsse aus dieser Erkenntnis gezogen werden müssen, dann hat das keinen Sinn, sich um euch zu bemühen.

Christian Sterzing  
**Jüdischer und palästinensischer Exodus**  
Der Kampf um Israel/Palästina

Militärisch war Palästina, das seit dem Ende des Ersten Weltkrieges unter britischem Mandat stand, im Zweiten Weltkrieg relativ unberührt geblieben. In den letzten Kriegsjahren erlebte die Region einen beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung, da sie zu einer bedeutsamen strategischen Basis für die alliierten Streitkräfte ausgebaut worden war. Auch die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern im Lande hatten nach der Niederschlagung des arabischen Aufstandes von 1936-39 erheblich abgenommen.

Die Verfolgung und Vernichtung der Juden in Europa machten diese zwar zu einem quasi natürlichen Bundesgenossen der Engländer, doch die Beziehungen zwischen der Mandatsmacht in Palästina und der dort lebenden jüdischen Gemeinschaft waren mehr als gespannt. Zur Arrondierung seines imperialen Besitzstandes hatte das britische Empire das Palästina-Mandat übernommen und sich verpflichtet, die «Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina» zu fördern, gleichzeitig aber auch die «nichtjüdischen Gemeinschaften» (gemeint waren damit die Araber, die damals ca. 90% der Bevölkerung ausmachten!) in ihren bürgerlichen und religiösen Rechten nicht zu beschneiden und aus der politischen «Rückständigkeit» herauszuführen. Diese doppelte Verpflichtung brachte die Mandatsmacht angesichts des jüdisch-arabischen Gegensatzes in ein schier auswegloses Dilemma. Seit 1939 betrieben die Briten eine Politik, die die jüdische Einwanderung nach Palästina auf 15'000 pro Jahr beschränkte und die jüdische Kolonisierung, insbesondere den Bodenkauf, eingrenzte. Juden aus Europa, denen es noch gelungen war, der faschistischen Vernichtungsmaschinerie zu entkommen, war der Weg nach Palästina versperrt. Auf kleinen, kaum seetüchtigen und völlig überfüllten Schiffen versuchten Tausende, sich illegal der Küste Palästinas zu nähern. Hunderte mussten beim Scheitern dieser Versuche ihr Leben lassen, Tausende führte die Flucht vor den deutschen Konzentrationslagern in englische Deportationslager auf Mauritius oder Zypern. Ungeachtet des Massenmordes an Juden hielt die englische Regierung an ihrer restriktiven Politik gegenüber der zionistischen Einwanderung fest. Auch als nach dem Ende des Krieges das ganze Ausmass der jüdischen Katastrophe offenbar wurde, weigerten sich die Mandatsbehörden, die Einwanderung freizugeben.



*Illegal versuchen jüdische Überlebende mit gecharterten alten Schiffen die Blockade um das «Gelobte Land» zu durchbrechen.  
Die Bilder sind Originalaufnahmen von dem überfüllten Flüchtlingsschiff «Exodus»*

Zum Symbol für diese verzweifelten Einwanderungsversuche wurde ein rostiger alter 4'000-Tonnen-Dampfer der – in «Exodus 1947» umbenannt – von Marseille etwa 4'200 Juden, zumeist KZ-Überlebende, nach Palästina bringen sollte. Die englische Flotte dirigierte das aufgebrauchte Schiff zurück in den Ausgangshafen und – als die Passagiere sich weigerten, dort von Bord zu gehen – schliesslich nach Hamburg. Diese erzwungene Rückkehr jüdischer Flüchtlinge durch die Engländer nach Deutschland – nur zwei Jahre nach der Befreiung von Auschwitz! – löste weltweite Proteste und Empörung aus. Von den insgesamt 63 Schiffen, die zwischen April 1945 und Januar 1948 nach Palästina ausliefen, konnten nur fünf die britische Seeblockade durchbrechen. Angesichts dieser Verlängerung der jüdischen Tragödie im östlichen Mittelmeer unterbreitete der amerikanische Präsident Truman den vermittelnden Vorschlag, wenigstens 100'000 «D.P.'s» (engl. für displaced person, eine

Bezeichnung für Juden, Heimatlose, Vertriebene, Flüchtlinge usw.) die Einreise nach Palästina zu gewähren. Doch die Briten blieben hart.

Die Vernichtung des europäischen Judentums und die Verschiebungen in den weltpolitischen Machtkonstellationen während des Zweiten Weltkrieges führten zu zwei wesentlichen Änderungen in der zionistischen Politik: 1. Waren in den Anfängen der zionistischen Bewegung die Ziele zumeist vage mit der Bildung einer «jüdischen Heimstatt» in Palästina umschrieben worden, so wurde mit dem 1942 verabschiedeten sogenannten Biltmore-Programm der Anspruch auf einen eigenen jüdischen Staat nunmehr unmissverständlich formuliert. Die Überzeugung, dass nur ein jüdischer Staat allen Juden der Welt Schutz vor Diskriminierung, Verfolgung und Ausrottung bieten könne, setzte sich durch. Hinzu kam, dass in der Führung die Bereitschaft wuchs, sich auch mit einem Teil Palästinas zufrieden zu geben. Die Parole lautete «Jetzt oder nie!» und der Zionismus stiess in der Weltöffentlichkeit auf ein breites Verständnis.

2. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre markieren eine Abwendung der zionistischen Bewegung von England hin zu den USA. Während der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts hatte der Zionismus zur Verwirklichung seiner Ziele auf die Unterstützung der Kolonialmacht England gesetzt, doch das nahende Ende des britischen Imperiums und der unaufhaltsame Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Weltmacht waren unübersehbar. Die Politik Grossbritanniens verstärkte zudem den Eindruck, dass zionistische Interessen nicht mehr mit, sondern nur noch gegen England durchsetzbar waren. Unter der Führung Ben Gurions, des späteren ersten Ministerpräsidenten Israels, wurden die Pferde rechtzeitig gewechselt, zumal die Präsidenten Roosevelt und Truman zionistischen Repräsentanten ihre Sympathie erklärten.

Der Kampf um Israel wurde auch in den Nachkriegsjahren auf zwei Ebenen geführt: koloniasatorisch und militärisch in Palästina sowie politischdiplomatisch in London, Washington und New York.

Im Mandatsgebiet lebten 1945 etwa eine halbe Million Juden und eine Million Palästinenser. Die jüdische Minderheit konzentrierte sich in den Städten und Dörfern der Küstenregion sowie Ostgaliläas, ausserdem in verstreuten Siedlungen, zumeist Kibbuzim



Es bestand kein einheitliches jüdisches Siedlungsgebiet: Alle Städte wurden von Juden und Arabern bewohnt, die Siedlungen waren von arabischen Ortschaften umgeben. Der Jischuw, das jüdische Gemeinwesen in Palästina, hatte seine eigenen politischen und sozialen Institutionen herausgebildet, die sich gemäss der zionistischen Ideologie als exklusiv jüdisch verstanden. So gab es jüdische Parteien und Selbstverwaltungsorgane, eine jüdische Gewerkschaft, ein Erziehungs- und Wirtschaftssystem etc. Schon vor der territorialen Teilung existierte somit eine politisch-gesellschaftliche: Der jüdische Boden sollte durch jüdische Arbeit befreit werden, jüdische Siedler sollten bei jüdischen Händlern nur jüdische Produkte kaufen. So war ein duales Gesellschafts- und Wirtschaftssystem entstanden. Der zionistische Anspruch, zur Lösung der Judenfrage im Land der Vorfäter eine für alle Juden der Welt offene spezifisch jüdische Gesellschaft aufzubauen, bedeutete in der Realität den «forcierten Zusammenstoss europäisch-kapitalistischer und arabisch-feudalistischer Zivilisation», der «die autochthone Bevölkerung Palästinas zu Opfern Europas werden» liess.<sup>1</sup> Die jüdischen Siedler waren nicht etwa nur Ackerbau und Zitrusplantagen betreibende Pioniere, sondern mit Kapital und Know-How wurden die Urbanisierung und Industrialisierung Palästinas vorangetrieben. In politischer und ökonomischer Hinsicht war die ansässige arabisch-palästinensische Bevölkerung den europäischen Einwanderern deutlich unterlegen. Seit den zwanziger Jahren hatte der jüdisch-arabische Interessengegensatz seinen Ausdruck immer wieder in bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen gefunden. Der Kampf auf jüdischer Seite wurde im wesentlichen von der Haganah, der jüdischen Untergrundarmee geführt, ausserdem von den separatistischen Untergrundgruppen Irgun (seit 1946 unter der Leitung Menachem Begins) und deren Abspaltung Lechi (oder Stern-Bande), die als auf einer Kaderstruktur basierende Stadtguerillas für viele terroristische Aktionen gegen Engländer und Araber verantwortlich waren. Ziele der zionistischen Politik in den ersten Nachkriegsjahren in Palästina waren 1. Förderung der illegalen jüdischen Einwanderung, um die Überreste der jüdischen Bevölkerung Europas zu retten und die Zahl der Juden in Palästina zu erhöhen; 2. Besiedlung gesperrter Gebiete und die Befestigung jüdischer Wohngebiete sowie Demonstrationen gegen die britische Politik; 3. Guerilla-Aktionen



*Kinder illegal eingewandterter Juden warten auf ihre Deportation*

gegen die Mandatsmacht und die Araber. Aller Welt – und vor allem der englischen Regierung – sollte deutlich gemacht werden, dass ein Frieden in Palästina ohne die Erfüllung der zionistischen Ansprüche, das heisst Errichtung eines jüdischen Staates, nicht möglich ist.

Einen spezifisch palästinensischen Widerstand gegen die zionistische Politik in Palästina gab es zu jener Zeit nicht (mehr). Zwar hatte sich in der Mandatszeit eine arabisch-palästinensische Nationalbewegung entwickelt, die jedoch weder national- oder territorialstaatliche Ziele in einem ausschliesslich palästinensischen Sinne verfolgte, noch eine antiimperialistische Befreiungsbewegung moderner Art darstellte. Die durch halb-feudalistische Clanstrukturen geprägte Nationalbewegung war eher pan-islamisch, gross-syrisch oder pan-arabisch ausgerichtet. Im Verlauf der arabischen Rebellion von 1936 bis 1939 war sie aber von Briten und Zionisten entscheidend geschlagen worden, so dass die politische und militärische Offensive der zionistischen Bewegung nach Kriegsende auf eine weitgehend gelähmte und zerstörte palästinensische Gesellschaft traf: politisch aktionsunfähig durch die anhaltenden Fehden zwischen rivalisierenden Familienclans, moralisch diskreditiert durch die Allianz des Grossmuftis von Jerusalem mit dem faschistischen Hitlerregime, militärisch noch nicht wieder erholt und nur zu

Guerillaaktionen, aber keiner koordinierten Kriegsführung fähig, ökonomisch durch die Abwanderung der Führungseliten (nebst Kapital) und die Zerstörungen durch britische und zionistische «Vergeltungsschläge» geschwächt.

Die zionistische Strategie in Palästina sollte bald Wirkung zeigen: Die ständigen Angriffe auf britische Einrichtungen, denen immer mehr Mandatsbeamte zum Opfer fielen, und nicht zuletzt der spektakuläre Bombenschlag der Irgun 1946 auf die zivile Abteilung der Mandatsverwaltung im King-David-Hotel in Jerusalem zwangen die Briten schliesslich zur Kapitulation. Palästina drohte im Chaos zu versinken, da auch die Auseinandersetzungen zwischen Juden und Arabern zunahmen. England stand dieser Entwicklung hilflos gegenüber. Aus den anfänglichen Rivalitäten und Scharmützeln zwischen den beiden Bevölkerungsteilen war ein fundamentaler politischer und nationaler Konflikt geworden, der sich auch regional und international auszuweiten drohte. Ausserdem stand das Königreich vor dem Staatsbankrott, der nur durch erhebliche finanzielle Unterstützung der USA abgewendet werden konnte und der die Ablösung Englands durch die Vereinigten Staaten als imperiale Weltmacht offenbarte. Die britische Regierung übertrug 1947 das Palästina-Mandat und damit auch die Lösung des Konfliktes den Vereinten Nationen.

So trat die politisch-diplomatische Auseinandersetzung um die Zukunft des Mandatsgebietes in ihre entscheidende Phase. Der arabische Antrag, das Mandat für beendet zu erklären und die Unabhängigkeit Palästinas auszurufen, wurde abgelehnt. Stattdessen wurde eine Sonderkommission gebildet (UNSCOP), die nach Anhörung jüdischer und palästinensischer Vertreter am 3. September 1947 einen Bericht vorlegte. Sieben der elf Kommissionsmitglieder sprachen sich für den sogenannten Mehrheitsplan aus, der die Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat vorsah, die in einer Wirtschaftsunion vereinigt bleiben sollten. Jerusalem sollte unter eine internationale Treuhandschaft gestellt werden. In territorialer Hinsicht kam der Plan den zionistischen Vorstellungen ziemlich nahe, wenn auch nicht alle Wünsche berücksichtigt wurden. In dem jüdischen Staat sollten gemäss der Mehrheit der UNSCOP-Mitglieder 499'020 Juden 509'780 Arabern gegenüberstehen, während die Bevölkerung des arabischen Staates 9'520 Juden und 749'010 Araber umfasste. Obwohl die Juden im Mandatsgebiet nicht einmal 8% des Bodens besaßen, wurde ihrem Staat 56,47% und dem arabischen Ge-

<sup>1</sup> Walter Hollstein, Kein Frieden um Israel., Bonn 1977, S.135

biet 42,88% der Bodenfläche zugestanden. Zähneknirschend stimmte die Zionistische Weltorganisation dem Plan zu, während die arabischen Staaten ihn kategorisch ablehnten.

Die Annahme des Planes in der Generalversammlung war keineswegs sicher. Insbesondere innerhalb der amerikanischen Regierung wurde um eine Stellungnahme gerungen. Verteidigungs- und Außenministerium sprachen sich eindeutig gegen einen jüdischen Staat aus, weil befürchtet wurde, ein solcher Schritt würde die für den Wiederaufbau in Europa erforderliche Ölversorgung und die geostrategische Position Amerikas im Mittleren Osten gefährden. Ausserdem könnte eine solche Unterstützung für den

Zionismus die Araber in die Arme der Sowjets treiben. Das Weisse Haus neigte mit Rücksicht auf die wichtigen jüdischen Wählerstimmen zur Befürwortung des Mehrheitsplanes. In diesen gegensätzlichen Standpunkten wird eine keineswegs nur historische Konstellation innerhalb der amerikanischen Administration deutlich, die bis heute für viele Widersprüche in der Nahostpolitik der USA verantwortlich ist. Die angeführten Befürchtungen sollten sich jedoch bald erübrigen, da sich überraschend auch die UdSSR, die seit Jahren eine antizionistische Haltung vertreten hatte, zur Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina bekannte. Die arabischen Hoffnungen auf eine

Blockade des Mehrheitsplanes durch ein sowjetisches Veto hatten sich damit zerschlagen. Die UdSSR liess sich bei ihrem Votum für Israel sicherlich nicht nur von ihrer Sympathie für die nationalen Aspirationen des jüdischen Volkes angesichts der massenhaften Vernichtung leiten. Entscheidend waren wohl der Wunsch, dem britischen Imperium im Nahen Osten einen Stoss zu versetzen, und die Hoffnung, mit einem «sozialistischen» Israel einen Bündnispartner in der Region zu gewinnen.

Die Einigkeit der beiden Weltmächte und beträchtlicher zionistischer und amerikanischer Druck auf die Staaten der Dritten Welt sicherten dem Mehrheitsplan dann auch in der Abstimmung der UN-Generalversammlung vom 29. November 1947 eine Mehrheit von 33 Stimmen bei 13 Gegenstimmen und 10 Enthaltungen. Die Juden feierten den Beschluss in aller Welt, die Araber protestierten und kündigten militärische Gegenmassnahmen an. Die Engländer teilten ihre Absicht mit, am 15. April 1948 ihre letzten Truppen aus Palästina abzuziehen.

Der Krieg liess jedoch nicht so lange auf sich warten. Die jüdischen Streitkräfte waren sofort bemüht, sich für die absehbare Intervention arabischer Armeen der Staaten Ägypten, Libanon, Syrien, Jordanien und des Irak eine günstige Ausgangsposition zu verschaffen und begannen mit der militärischen Befestigung des angestrebten Staatsgebietes. Der Teilungsplan hatte die Richtigkeit der zionistischen Strategie, vollendete Tatsachen zu schaffen, bestätigt, sollten doch das für den jüdischen Staat vorgesehene Territorium fast alle existierenden jüdischen Siedlungen umfassen. Aber nun galt es, nicht nur die bestehenden Positionen zu sichern, sondern auch Teile des eigentlich für den arabischen Staat vorgesehenen Gebietes zu erobern und die Araber soweit wie möglich zur Flucht aus den jüdischen Regionen zu bewegen.

Der schlecht ausgerüsteten Haganah gelang gegen die noch schlechter ausgerüsteten arabischen Freischärlerverbände bedeutende Gebietsgewinne. Terroraktionen der Irgun und Lechi – das bekannteste Beispiel ist der Überfall auf das arabische Dorf Deir Yassin am 9. April 1948, bei dem 254 Frauen, Männer und Kinder ermordet wurden – lösten bei der palästinensischen Bevölkerung Panik und Flucht aus.

Der Ausrufung des Staates Israel am Vorabend des endgültigen britischen Rückzugs folgte unmittelbar der Einmarsch der regulären arabischen Armeen. Dies führte zwar zu erheblichen militärischen Rückschlägen für die israelische Armee, doch bald konnte auch



1938: Jüdische Siedlungspolizei bei der Festnahme eines arabischen Aufständischen



1948: Haganah beim Angriff auf ein arabisches Dorf in Galiläa

hier die Haganah in die Offensive gehen, da die arabischen Streitkräfte zu schwach und unkoordiniert kämpften. Von arabischer Seite wurde lautstark die Vertreibung der Juden ins Meer und «Massaker von mongolischen Ausmassen» angekündigt, doch die Kriegsführung diente eher der Durchsetzung eigener territorialer und machtpolitischer Interessen, so dass man gegenseitig misstrauisch alle militärischen Aktionen betrachtete und zu einer Zusammenarbeit mit palästinensischen Freischärlerverbänden nicht in der Lage war. Zudem war es den Israelis gelungen, durch die Unterstützung der UdSSR tschechische Waffen zu erhalten.

Der Krieg ohne Fronten, ohne strenge Trennung von Soldaten und Zivilisten kam nach mehreren vorübergehenden Waffenstillständen im Frühjahr 1949 zum Ende. Unter Vermittlung des amerikanischen Diplomaten Ralph Bunche wurden auf Rhodos Waffenstillstandsabkommen geschlossen, die zu Grenzlösungen führten, die bis heute das Kernland Israels bezeichnen. Das israelische Staatsgebiet war im Vergleich zum Teilungsplan um fast ein Drittel grösser. In diesem Territorium lebten noch

ganze 160'000 Palästinenser. Etwa 900'000 Palästinenser waren geflüchtet oder vertrieben worden. Die Staatswerdung Israels bedeutete für diese Flüchtlinge den Beginn einer teilweise jahrzehntelangen Lagerexistenz. Der im Teilungsplan vorgesehene palästinensische Staat wurde nicht gegründet. Stattdessen annektierte der jordanische König Abdallah das Westufer des Jordan, und Ägypten stellte den Gaza-Streifen unter seine militärische Verwaltung. Die Internationalisierung Jerusalems konnte nicht realisiert werden, so dass die Heilige Stadt geteilt wurde. Die Nachkriegsjahre haben die politische Landschaft der nahöstlichen Region grundlegend verändert. Das Märchen, von dem Theodor Herzl, der Begründer des politischen Zionismus, noch um die Jahrhundertwende gesprochen hatte, war Realität geworden: ein jüdischer Staat. Der Zionismus, jahrzehntelang eine Minderheitenbewegung innerhalb des Judentums, entwickelte sich zu einem machtpolitischen Faktor, der den ca. 650'000 Juden in Palästina eine nationalstaatliche Existenz verschaffen konnte. Hunderttausende von Juden sollten in den Folgejahren nach Israel einwandern,

um Schutz vor antisemitischer Verfolgung zu suchen. Entstanden ist dieser Staat auf dem Hintergrund der kolonialen Wachablösung im Nahen Osten zwischen England und den USA, die zur vorherrschenden Macht in dieser Region werden sollte. Die beiden Weltmächte USA und UdSSR waren zwar entscheidende Geburtshelfer dieses jüdischen Staates, doch diese Eintracht währte nicht lange.

Der genuine Konflikt zwischen dem arabisch-palästinensischen und dem jüdisch-israelischen Volk um nationale Selbstbestimmung in Palästina war durch die Ereignisse nicht gelöst worden, sondern trat in ein neues Stadium. Sahen sich die Juden zunächst am Ziel ihrer Wünsche, so erwies sich die Hoffnung, in der historischen Heimat Sicherheit und Frieden zu finden, als trügerisch. Die Palästinenser mussten den Preis für diese Entwicklung zahlen: ein kleiner Teil lebte als unterdrückte nationale Minderheit im jüdischen Staat. Die Mehrheit ging einem ungewissen Flüchtlingsschicksal entgegen.

*Palästinensisches Flüchtlingslager bei Nablus  
Ende der vierziger Jahre*



Ekkehart Krippendorff

## Italien

### «Die aus dem Widerstand geborene Republik»

In Italien ist der 25. April nationaler Feiertag. An diesem Tage im Jahre 1945 – der deutsche militärische Widerstand gegen die vorrückenden Alliierten war einige Tage zuvor im Appenin (zwischen Florenz und Bologna) zusammengebrochen – proklamierte das Nationale Befreiungskomitee, in dem die politischen Vertreter aller Partisanenverbände zusammenarbeiteten, jene nationale Erhebung, die zur Befreiung der letzten grossen Städte in Norditalien (Mailand, Turin, etc.) führte, und zwar ehe die Alliierten Truppen selbst dort ankamen. An diesem 25. April kulminierte der knapp zweijährige bewaffnete Kampf der «Resistenza», und er ist zugleich der Ausgangspunkt für die Geburt der Republik, für das heutige Italien. In der Bundesrepublik Deutschland ist – im Unterschied zur DDR – der Tag der Befreiung, der 8. Mai 1945, kein Feiertag: Er gilt als der Tag des «Zusammenbruchs», der «totalen Niederlage», eigentlich als ein «schwarzer Tag» der deutschen Geschichte, aber offensichtlich nicht im Sinne einer Trauer darüber, dass es den deutschen Antifaschisten nicht gelungen war, sich selbst des Naziregimes zu entledigen oder doch wenigstens einen relevanten Anteil daran gehabt zu haben... Jedes Jahr werden in Ita-

lien an diesem 25. April Kränze niedergelegt an den Gedenkstätten für die Opfer des antifaschistischen Befreiungskrieges (62'000 gefallene Partisanen, 13'000 als Repressalie von den Deutschen ermordete Zivilisten und Gefangene), und von Christdemokraten bis zu den kommunistischen Staats-Festrednern wird die Formel wiederholt von der Republik, die aus dem antifaschistischen Widerstand geboren worden sei. Man muss darum mit diesem beginnen, wenn von den italienischen ersten Nachkriegsjahren die Rede sein soll.

Und zwar nicht nur im Sinne eines besseren politischen Verständnisses aus der Geschichte, sondern auch ganz schlicht «faktizistisch»: Der deutsche 8. Mai 1945 dauerte in Italien sozusagen vom 25. Juli 1943 bis zum besagten 25. April bzw. bis zum Tage der Kapitulation der deutschen Truppen am 29. April 1945. An jenem 25. Juli 1943 hatte der König Viktor Emanuel III., um sich und sein Regime zu retten, in konspirativer Zusammenarbeit mit einigen höchsten Offizieren und dissidenten Faschisten, die in einer Sitzung des Faschistischen Grossrates vom Vortage (so etwas gab es immerhin noch in diesem Regime, im Unterschied zur Hitlerdiktatur) dem Duce mehrheitlich ihr Misstrauen ausgesprochen hatten. Die Alliierten

waren in Sizilien gelandet, der Krieg war offensichtlich verloren, an die von Mussolini mit vielsagenden Worten angedeutete deutsche Wunderwaffe, die das Ganze bald retten würde, glaubte niemand. Das alle heutigen Theorien und Theoretiker des «Totalitarismus» (jedenfalls was den Fall Italien anbetrifft) Widerlegende geschah am selben Tag: Innerhalb von 24 Stunden war das faschistische Regime mit seiner Partei, seiner Geheimpolizei, seinen Milizen buchstäblich wie ein Spuk verschwunden, untergegangen und hinweggespült von einer zu Hunderttausenden auf die Strassen und Plätze strömenden, erst ungläubig den Radiobotschaften zuhörenden, dann begeisterten, singenden, redenden, Parteibüros, Zeitungsredaktionen, Verwaltungs- und Regierungsbehörden besetzenden Menge, dem Volk. Mussolini an einem nur wenigen bekannten Ort verschwunden, Polizei und Militär desorientiert, die Botschaft des neuen Regierungschefs Badoglio, es solle Ruhe und Ordnung bewahrt werden und der Krieg ginge weiter, traf auf taube Ohren der Volksbegeisterung: überall wurden die Symbole des Regimes herabgerissen, verbrannt, zerschlagen, wurden Strassen und Plätze umgetauft, Sonderausgaben der Zeitungen und Flugblätter ge-



25. Juli 1943. Gestürzte Mussolini-Büste

druckt, umarmten sich die Menschen, als seien sie von einem langen Alptraum wieder erwacht. Die Bilder und Augenzeugenberichte von diesem Tag – vor allem aus der Hauptstadt Rom – gehören zum Bewegendsten, was man sich an Spontaneität und brüderlich-schwesterlicher Solidarität eines Volkes in einer historischen Situation vorstellen kann.

Möglich geworden war das – wie aber auch die Geschichte der nächsten, der blutigen und finsternen Jahre und wie die der neuen Republik nach 1945 –, weil das faschistische Regime, im Unterschied zur Nazi Herrschaft, seine politischen Gegner nicht physisch liquidiert hatte. Man kann diesen Punkt nicht entschieden genug betonen und unterstreichen. Der italienische Faschismus, zwar wie der deutsche aufgrund einer Palastintrige an die Regierung gekommen, musste sich nicht gegen einen massiven Widerstand behaupten, war nicht mit einer grossen, politisch organisierten Arbeiterklasse und dem opferbereiten Widerstand Zehntausender von entschlossenen Einzelkämpfern konfrontiert, wie das in Deutschland gleich nach Machtergreifung und Reichstagsbrand der Fall war. KZs, Folterungen, systematischen Strassenmordterror und politische Todesurteile, mit denen der deutsche Widerstand brutal unterdrückt wurde, gab es in Italien nicht – und brauchte es nicht zu geben, weil eben ein solcher Widerstand nicht existierte. Wer in Italien als Antifaschist bekannt war, zog sich entweder ins Privatleben zurück oder emigrierte oder riskierte für aktive Gegnerschaft maximal Gefängnis bzw. die Verbannung auf eine Insel oder in abgelegene Dörfer. In Deutschland riskierte man für ein Flugblatt den Kopf, und doch waren es viele Tausende, die auf vielerlei Weise gegen das Regime aktiv kämpften. In Italien riskierte man im Widerstand nie das Leben, und dennoch waren nur relativ wenige dazu bereit: Bis weit in die 30er Jahre hinein (bis zum Äthiopien-Abenteuer und dem italienischen Eingreifen in den spanischen Bürgerkrieg) stützte sich das Regime auf einen breiten Konsensus, der nicht, wie in Deutschland, durch physische Einschüchterung erzwungen war. Es ist darum historisch falsch, menschlich ungerecht und politisch bis heute verhängnisvoll, den – ganz unpathetisch gesprochen – heldenhaften Widerstand ungezählter einzelner Deutscher nicht zur Kenntnis zu nehmen und dem den bewaffneten italienischen Selbstbefreiungskampf gegen eine fremde Besatzungsmacht, die Deutschen, als unerreichtes Vorbild gegenüberzustellen. Denn diesen militanten Antifaschismus gab es eigentlich erst nach



*Partisanen-Einheit, April 1945*



*Befreiung, 25. April 1945*



Am 2. Juni 1946 stimmen 54,3 Prozent der Wähler für die Republik

dem 25. Juli 1943, genau genommen sogar erst seit Anfang September 1943.

Eines der wichtigsten nicht nur sozioökonomischen, sondern auch politisch-kulturellen Strukturmerkmale (und -defekte) Italiens ist das bekannte Nord-Süd-Gefälle. Das hat tiefe historische Wurzeln und wurde dramatisch verschärft noch durch die Einigung zum Nationalstaat im 19. Jahrhundert. Von 1943 bis 1945 aber, fast zwei sehr entscheidende Jahre lang, wurde Italien aufs Neue geteilt. Während sich im «Norden» (die «Grenze» verlief zunächst südlich von Rom, später südlich von Bologna) die deutsche Militärherrschaft konsolidierte und der befreite Mussolini eine faschistische Marionetten-Republik (die Soziale Republik Italien, RSI) ausrief und während sich dort der breite bewaffnete Widerstand der Partisanenverbände formierte, wurde im befreiten «Süden» bereits wieder kräftig restauriert: In Sizilien war die Mafia zum Verbündeten der Amerikaner geworden und zu neuem, bis heute weiterblühendem Leben erwacht, die Monarchie hatte sich hierhin gerettet und sah eine reelle Überlebenschance, sich von ihrer faschistischen Komplizität zu distanzieren, die Karabinieri wurden eingesetzt zur Niederschlagung der spontanen Landbesetzungen sozialistisch-kommunistisch inspirierter Bauern, die profaschistischen Klienteln der parasitären Mittelschicht entdeckten in der alliierten Besatzung ihren neuen «Padrino», ihren neuen Paten. Die Sowjetunion erkannte am 13. März 1944 – als erste – die Badoglio-Regierung an, und der aus Moskau zurückgekehrte Togliatti verkündete mit der sogenannten «Wende von Salerno», dass die Kommunisten zumindest zunächst selbst den König akzeptieren würden, dass eine so-

zialistische Revolution nicht auf der Tagesordnung des Kampfes gegen den deutsch-italienischen Faschismus im Norden stünde. Der Weg zum viel späteren «Historischen Kompromiss» Enrico Berlinguers war damit eingeschlagen. Später, unter deGasperi, wurde Togliatti Justizminister und verantwortete persönlich das Gesetz weitgehender Straffreiheit für ehemalige Faschisten. Natürlich stand hinter dieser Anpassungs- und Kompromissstrategie Togliattis (er musste sie durchsetzen gegen die verblüfften und widerstrebenden, aber letztlich an Parteidisziplin gewöhnten eigenen Genossen) eine nur ihm zunächst in ihrer vollen Bedeutung bekannte «weltpolitische» Tatsache: die Sowjetunion hatte sich gegen jede revolutionäre Konfrontation mit dem Westen und für die «Aufteilung der Welt» entschieden, und ein revolutionärer Bürgerkrieg in Italien nach griechischem Vorbild war unter diesen Umständen, wie es schien, von vornherein verloren und ein sinnloser Selbstmord. «Griechenland» zu vermeiden, war für ihn damals und während der nächsten Jahre eines seiner wichtigsten strategischen Ziele.

Aber auch die Alliierten taten das Ihrige, um den drohenden Übergang vom bewaffneten antifaschistischen Kampf in eine revolutionäre Machtübernahme der kämpfenden Partisanenverbände im Norden zu verhindern: Man hat ihre Haltung bisweilen mit dem treffenden Wort vom «alliierten Gegner» bezeichnet, denn ohne aktive Unterstützung vor allem mit schwerem Kriegsmaterial konnten jene ihren Befreiungskampf hinter den deutschen Linien nicht lange durchhalten. Durchaus vergleichbar mit der Gewehr-bei-Fuss-Entscheidung Stalins, der deutschen Niederschlagung des Warschauer Aufstandes und damit der Vernichtung der ihm potenziell ge-

fährlichen nationalpolnischen Elite tatenlos zuzusehen, passte es auch den anglo-amerikanischen Militärs in ihr strategisches politisches Konzept, dass die Deutschen zwischen Ende 1943 und Winter 1944/45 die zahlreichen Partisanenverbände und vor allem ihre selbstbefreiten Gebiete, die Partisanenrepubliken, systematisch vernichteten oder doch weitgehend dezimierten. Als es diesen im April 1945 dennoch gelungen war, nicht nur die letzten grossen Städte im Norden selbst zu befreien, sondern auch vielfach Fabriken zu besetzen und erste, spontane Befreiungskomitees zu bilden und die Selbstverwaltung zu organisieren, bestand die erste wichtige Massnahme der Alliierten nach der Kapitulation darin, die Partisanenverbände zu entwaffnen und weiteren Waffenbesitz streng zu ahnden; ungezählte Waffen wurden damals – in Erwartung der «Revolution» – versteckt und kommen heute gelegentlich bei Häuserabbrüchen etc. wieder zum Vorschein. Noch zu Beginn der 70er Jahre, als viele einen neo-faschistischen Staatsstreich befürchteten und z.T. unter der Führung ehemaliger Partisanen bewaffnete Widerstandszellen organisierten, bildeten solche versteckten Waffen einen wichtigen Bestandteil für die «Strategie des bewaffneten Kampfes».

Aber bekanntlich kam mit der völligen Befreiung (und der «Wiedervereinigung» Italiens) nicht die sozialistische Revolution, sondern die bürgerliche Republik. Und selbst die Entscheidung darüber – so stark war die Restauration, besonders stimmzahlmässig, damals, vor dem grossen Exodus der 50er Jahre (4-5 Millionen!), vor allem im Süden bereits vorangeschritten – stand fast auf des Messers Schneide: Am 2. Juni 1946 (auch das heute ein staatlicher Feiertag – im Unterschied zur Konstitution des Parlamentarischen Rates der Bundesrepublik!) stimmten nur 54,3 Prozent der Wähler für die Republik, im Süden die Mehrheit sogar für die Beibehaltung der Monarchie. Und in der mit diesem Referendum gleichzeitig gewählten Verfassungsgebenden Versammlung stellten die Kommunisten (19%) und Sozialisten (20,7% der Stimmen) mit zusammen 219 von insgesamt 556 Abgeordneten nur noch eine grosse Minderheit gegenüber dem sich formierenden Bürgerblock dar – und das, obwohl die Ersteren vor allem das eigentliche Rückgrat des antifaschistischen Kampfes gewesen waren.

Nun konnte die bürgerliche Restauration im Grossen und als strategisches Projekt, unterstützt von den alliierten Besatzungsmächten, mehr oder minder zielstrebig beginnen.

Die Verfassung selbst ist, als Text, zwar noch immer ein fortschrittliches Dokument, das gewissermassen den grossen Atem der Befreiung und die mächtige Präsenz der Linken spüren lässt. Ihr Artikel I definiert die Republik als «auf der Arbeit gegründet» und bietet einen grossen, flexiblen Spielraum für prinzipiell mögliche, radikale Transformationen von Wirtschaft und Gesellschaft – keine restriktive «FDGO». Nicht zuletzt deswegen blieb sie in vielen Aspekten noch für Jahre hinaus (Verfassungsgerichtsbarkeit, Eigenständigkeit der Regionen etc.), in manchem bis heute sogar ein blosses Stück Papier. Vor allem aber ging die gesellschaftspolitische Entwicklung in die andere, die restaurative, die bürgerlich-konservative Richtung bzw. «wurde dorthin gegangen». Denn die Absage an, oder richtiger: der Verzicht auf den politisch artikulierten Klassenkampf stärkte das Bürgertum und vor allem das kleinbürgerlich-katholische Wählerpotential, dem mit Erfolg die Angst vor kommunistischem «Umsturz» und damit die Angst vor dem Zorn der mächtigen, reichen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg versprechenden grossen Schutzmacht Amerika eingeredet wurde. Das Jahr 1946 war allerdings noch ein Jahr relativen Waffenstillstands zwischen «Rechts» und «Links». Kommunisten und Sozialisten waren in der christdemokratisch geführten Regierung deGasperi; aus dem noch im Juni 1944, unmittelbar nach der Befreiung der Stadt, von den wichtigsten Gewerkschaftsvertretern geschlossenen «Pakt von Rom» war eine mächtige, linke Einheitsgewerkschaft (CGIL) hervorgegangen; kommunistische, sozialistische und radikalbürgerliche (Aktionspartei) Politiker aus dem Partisanenkrieg, entwaffnet zwar, aber doch mächtig, regierten nicht wenige der wichtigsten Städte; zahlreiche Partisanen waren in die Polizei übernommen worden: der «Linken» blies der Wind (noch) nicht ins Gesicht, die Geschichte schien schon mittelfristig auf ihrer Seite zu stehen, bei den in absehbarer Zeit nach Verabschiedung der Verfassung anstehenden Wahlen durften die wahlverbündeten Kommunisten und Sozialisten trotz allem auf eine Mehrheit hoffen. Aber dann setzte sich, von den USA ausgehend, die Kalte-Kriegs-Maschine in Bewegung. Im Rückblick lesen sich die nächsten Daten geradezu wie die Schritte einer geplanten strategischen konzertierten Aktion – sie waren es, auch wenn die taktischen Einzelschritte auf die konkreten Bedingungen hin erfolgten, mit denen es die USA und ihr Verbündeter vor Ort, Alcide deGasperi, zu tun hatten. Im Januar 1947 reist deGasperi zu einem längeren Aufenthalt in die USA



*Mit dem Ausschluss der KPI aus der Regierung beginnt die Repression, der «Kalte Krieg nach innen»:*

*1948-50 erschiess die Polizei insgesamt 62 Arbeiter  
(hier 2 von 6 Opfern im Stahlwerk Orsi),*

*3'126 werden verwundet, 92'000 verhaftet, 19'300 verurteilt.*

und wird dort informiert über die amerikanischen Langzeitpläne und die für Italien vorgesehene Rolle bzw. die Bedingungen, unter denen Rekonstruktionshilfe gegeben werden würde (Italiens Ökonomie ist extrem rohstoffarm und aussenhandelsabhängig); ebenfalls im Januar 1947 tritt Saragat aus der Sozialistischen Partei aus und gründet eine neue – die heutige Sozialdemokratische Partei, die explizit das sozialistische Bündnis mit der KPI ablehnt (heute wissen wir, dass dabei amerikanische Finanzhilfen mit im Spiel waren); im März 1947 verkündet Präsident Truman seine «Doktrin» der unbedingten Unterstützung aller anti-kommunistischen Kräfte in Griechenland und der Türkei; im Mai 1947 provoziert deGasperi eine Regierungskrise und schliesst die Kommunisten und Sozialisten aus; im Juni 1947 wird der Marshall-Plan verkündet, dem Italien zustimmt; seit Ende 1947 bemühen sich sowohl der Vatikan als auch die amerikanische Gewerkschaft AFL/CIO, der Einheitsgewerkschaft CGIL entweder eine katholische Konkurrenzgewerkschaft an die Seite

zu stellen oder sie zu spalten (im Frühjahr 1950 erst wird diese Operation erfolgreich abgeschlossen: Seitdem gibt es drei Gewerkschaften und sogar noch eine vierte, pro-faschistische); die ersten Parlamentswahlen werden für den April 1948 festgesetzt. Der 18. April markiert eine – oder auch die – entscheidende Wendemarke für die italienische Republik. Die Monate bis dahin sind charakterisiert durch ein systematisch produziertes Klima des Bürgerkrieges, in dem die kommunistisch-sozialistische Einheitsfront allein dem geschlossenen propagandistischen Trommelfeuer aller anderen Kräfte ausgesetzt ist: Der Vatikan bedroht kommunistische Wähler mit der Exkommunizierung; die DC malt die Gefahr von Chaos und bewaffnetem Aufstand an die Wand für den Fall eines linken Wahlsiegs; die USA drohen mit der Wiedererrichtung einer alliierten Militärregierung und mit bewaffnetem Eingreifen und postieren ihre Flotte demonstrativ vor den italienischen Küsten; in den USA selbst wird eine gross angelegte Propagandakam-

pagne der Millionen-starken Italo-Amerikaner gestartet, die ihre Landsleute in offenen Erklärungen und persönlichen Briefen vor den Folgen eines kommunistischen Wahlsieges warnen: keine Auswanderung mehr, keine Besuche, keine Wirtschaftshilfe mehr; die US-Regierung selbst verstärkt demonstrativ ihre Wirtschaftshilfe (sogar auf den Elektrizitäts- und Gasrechnungen erscheinen Aufdrucke wie: «ermöglicht durch amerikanische Hilfe»); in Sizilien besorgt die Mafia das Geschäft der einschüchternden Wahlwerbung. Das Wahlergebnis bedeutet den ersten (einzigen?) grossen Erfolg einer mit überlegenen Mitteln und unzweifelhafter technischer Perfektion orchestrierten psychologischen politischen Werbekampagne: Mit 48,5% aller Stimmen gewinnt die DC die absolute Mehrheit im Parlament, die linke Einheitsfront erhält nur 35% – und bald danach zerbricht sie dann auch und beginnt die Sozialistische Partei (PSI) ihren Zick-Zack-Weg in die späteren Mitte-Links-Koalitionen und bis in die heutige Ministerpräsidentenschaft.

Einmal noch, kurz nach der katastrophalen unerwarteten und historisch unverdienten Niederlage, versuchte das kommunistische «Fussvolk» das Verhängnis aufzuhalten, das revolutionäre Erbe der Resistenza zu retten bzw. wiederzubeleben. Am 14. Juli 1948 wird ein Attentat auf Palmiro Togliatti verübt, aus dem der überall respektierte Parteiführer nur knapp sein Leben retten konnte. Überall wurden die verborgenen Waffen hervorgeholt, wurden Fabriken besetzt, ein 48-

stündiger Generalstreik wurde ausgerufen und befolgt – aber weiter geschah nichts. Vom Krankenbett aus appellierte Togliatti an seine Genossen, Disziplin und Besonnenheit zu üben, das ZK in Rom hatte selbst keine Übersicht über eine Lage, die innerhalb von Stunden in einen blutigen Aufstand übergehen konnte, war vor allem auf die Möglichkeit zur revolutionären Machtübernahme auch nicht im Geringsten vorbereitet bzw. hatte solchem «Putschismus» seit langem grundsätzlich abgesagt – und so blieb alles beim Alten.

Aber das hiess in der Folge, dass nun die grosse Involution, die Rückwärtsentwicklung in Richtung auf die Stabilisierung der bürgerlichen Herrschaft voll einsetzen konnte. Kein Patt zwischen der besiegten Linken und der siegreichen Bourgeoisie: Der Polizei- und Staatsapparat wurde von den militanten Linken und Resistenza-Leuten gesäubert, Fabrikräte und Gewerkschaften überall in die Defensive gedrängt, die Kommunisten in die Isolation (und z.T. in den Untergrund) gedrängt, wo sie sich nur durch zähes Festhalten an revolutionären Parolen, an der Ideologie des stalinistischen Marxismus, durch strenge Parteidisziplin und die Entwicklung einer Art Belagerungsmentalität behaupten konnten – und als anerkannt einzige Oppositionskraft langsam und zäh Stück für Stück Wahlstimmen und Parlamentssitze sammeln und ihr «come back» der späten 60er Jahre vorbereiten konnten. Denn was der «Reaktion» nicht gelang, das war das Zerschlagen der Partei und, mehr noch, die Austreibung des linken, des marxistischen so gut wie des



*Palmiro Togliatti auf einer Pressekonferenz in Rom*

Widerstandserbes aus der politischen Kultur des Landes. Für das Letztere hätte sie ihre eigene Tradition leugnen müssen (denn nicht wenige bürgerliche Politiker waren nun einmal selbst im Widerstand aktiv gewesen, hatten in Gefängnissen gesessen oder waren in der inneren und äusseren Emigration gewesen), für das Erstere fehlte ihr die ideologische Kraft und auch der machtpolitische Spielraum. Denn die noch jahrelang sich als marxistisch verstehende sozialistische Partei war langfristig ein notwendiger Bündnispartner zur Brechung des Monopols der KPI über die italienische Linke, und die demokratisch gewählten kommunistischen Hochburgen in einigen Grossstädten – Bologna allen voran – waren ohne einen offenen Staatsstreich, der wegen des linken Gewaltpotentials zu kostspielig war, nicht zu beseitigen. So erhielt sich trotz Kalten Krieges und stabiler bürgerlicher Klassenherrschaft in Italien eine zwar zunehmend nur rhetorisch, inhaltlich ausgehöhlte linke, marxistisch sprechende, antifaschistische politische Kultur, die gleichwohl zukünftige Möglichkeiten von realen politischen Veränderungen nach links hin ideologisch absichert. Immerhin hat die italienische Republik mit Sandro Pertini heute einen solchen aufrechten linken Antifaschisten zum Staatspräsidenten; das ist – gemessen an dem, was damals, nach 1943/45, möglich schien und auch zum Teil jedenfalls möglich war – nicht gerade viel, bestimmt sogar viel zu wenig; verglichen mit der heutigen Bundesrepublik aber ist das gleichwohl schon wieder eine ganze Menge.



*Januar 1947: Ankunft de Gasperis in den USA*

## Hans Joachim Neyer

### Frankreich zwischen Liberation und Restauration

Als am 19. August 1944 die Résistance den bewaffneten Aufstand in Paris begann, ging es um mehr als um die Vertreibung der deutschen Okkupanten: Bevor ein amerikanischer Soldat die Hauptstadt betrat, erreichten die ersten Panzer der 2. (französischen) Division Leclerc Paris. Statt, wie von Eisenhower geplant, in Frankreich zu überwintern, standen die alliierten Truppen schon im Februar 1945 am Rhein. Die Résistance hatte einen wesentlichen Anteil an der schnellen Befreiung des Landes; drei Fünftel, nämlich der südliche Teil zwischen Loire und Rhone, wurden sogar von ihr allein befreit. Damit war gleichzeitig entschieden, dass Frankreich seine politische Neuordnung relativ selbständig gestalten konnte. Das änderte sich erst, als das Land finanzielle Hilfe aus den USA erhielt, was in der Folge auch zum Bruch der Résistancekoalition von Sozialdemokraten (SFIO), Christdemokraten (MRP) und Kommunisten (FKP) führte.

#### Die Résistance

Die Résistance, das war einerseits der von «aussen», zunächst von England, dann von Nordafrika politisch und militärisch unter General de Gaulle agierende Widerstand, andererseits der in Frankreich selbst kämpfende Widerstand, der politisch vor allem durch drei Bewegungen repräsentiert wurde: erstens durch die im Mai 1941 auf kommunistische Initiative gegründete volksfrontähnliche Sammlungsbewegung des «Front national», der bei weitem wichtigsten Bewegung, die, nach Berufsgruppen organisiert, bei beispielsweise den Schriftstellern so bekannte Künstler wie den Kommunisten Aragon und den Katholiken François Mauriac vereinte; zweitens die ab 1942 in Erscheinung tretende, vom Bürger- und Kleinbürgertum getragene, politisch linksliberal orientierte Bewegung «Combat», in deren gleichnamiger Zeitung Malraux, Camus und Sartre schrieben; und schliesslich drittens die sozialdemokratisch-sozialistische Bewegung «Libération», die erst Anfang 1943 gegründet wurde. Die Aktionen der «inneren» Résistance (Résistance intérieure) reichten von der Propaganda, Spionage und Sabotage, von der Fluchthilfe für politisch oder rassistisch Verfolgte, für Kriegsgefangene und abgeschossene alliierte Piloten bis hin zu grösseren militärischen Aktionen.



Die Befreiung von Paris

Über die grösste militärische Organisation verfügte der «Front national» mit den «Francstireurs et partisans», die nach dem Zusammenschluss mit anderen militärischen Gruppen im Frühjahr 1944 von de Gaulle als «Forces Françaises de l'intérieur» zu Teilen der regulären Armee erklärt wurden. Besonders nach der Einführung des obligatorischen Arbeitsdienstes im Frühjahr 1943, der jeden Franzosen mit der möglichen Deportation nach Deutschland bedrohte, füllten sich die Reihen des «maquis»: vor allem mit Männern und Frauen, die sich dem Zugriff der Deutschen durch Flucht in schwer zugängliche Gegenden entzogen und sich selbständig militärisch zu organisieren begannen. Nach neueren Schätzungen kann man von etwa 1% der Bevölkerung sprechen, die aktiv am bewaffneten Widerstand beteiligt war: eine halbe Million bewaffneter «résistants», getragen von einem Meer von Sympathisanten. 1943 war das Gründungsjahr des Nationalen Widerstandsrates – «Conseil national de la Résistance» (CNR) –, der alle wesentlichen politischen und gewerkschaftlichen Bewe-

gungen der «Résistance intérieure» umfasste. Seine Vorsitzenden waren bis zu seiner Ermordung durch die Gestapo im Juni 1943 der Vertraute de Gaulles, Jean Moulin, danach der Christdemokrat Georges Bidault. In Nordafrika hatte sich inzwischen de Gaulle gegen den von den Amerikanern favorisierten, dem Kollaborationsregime in Vichy anhängenden General Giraud als ausserpolitischer Vertreter der Résistance durchgesetzt. De Gaulle, vor dem Krieg Unterstaatssekretär im Heeresministerium und vehementer Kritiker der strategischen Mängel der französischen Panzeinsatzplanung, war nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Mai 1940 einer der wenigen Kommandeure gewesen, die ihre Truppen so befehligt hatten, dass der feindliche Vormarsch wenigstens kurzfristig aufgehalten werden konnte. Dank seines legendären Appells vom 18. Juni 1940, in dem er über BBC London die zersprengten französischen Truppen zum Widerstand aufgerufen hatte, und wegen der politischen Anerkennung durch die «Résistance intérieure» war der nationalkonservativ gesonnene Panzergeneral, Churchill und Eisenhower zum Trotz, 1944 Chef einer zunächst «Provisorischen Regierung» geworden, die ihre «historische Legitimation im Bad der Massen» (so de Gaulle) bei der Befreiung von Paris erhielt. Diese erste «Provisorische Regierung» setzte sich zusammen aus Vertretern der Christdemokraten, Sozialdemokraten, Radikalsozialisten und Kommunisten.

#### Die Libération

Ein erster Arbeitsauftrag lag der provisorischen Regierung von Seiten des Nationalen Widerstandsrates CNR vor, der sich im März 1944 auf ein gemeinsames Aktionsprogramm für die Nachkriegszeit geeinigt hatte. Neben längerfristigen Forderungen wurde in diesem Programm unmittelbar die Bestrafung der Kollaborateure verlangt, was einhergehen sollte mit der Säuberung von Verwaltung, Wirtschaft, Presse und Kultur von solchen Elementen, die mit der faschistischen Besatzungsmacht gemeinsame Sache gemacht hatten. Etwa 12'000 Personen wurden von den «Volks-» und «Militär-Gerichten» der «Résistance intérieure» zum Tode verurteilt und hingerichtet oder starben als Opfer spontaner Vergeltungsakte.





*Die Bestrafung der Kollaborateurinnen*

Die «Chambres civiques» der bis zur Amnestie 1953 arbeitenden ordentlichen «Säuberungs»-Gerichtsbank verhängten 4783 Todesurteile, von denen 786 vollstreckt wurden, neben fast 100'000 Freiheitsstrafen. Hohe Verantwortliche des Vichy-Regimes wurden vor einen neu geschaffenen politischen Gerichtshof gestellt, der 18 Todesurteile aussprach, von denen lediglich die an Regierungschef Laval, dem Chef der gefürchteten «milice», Darnand, und dem Vichy-Vertreter bei der deutschen Kommandantur in Paris, de Brinon, vollstreckt wurden. Das Todesurteil für den ehemaligen Staatschef Pétain wurde von de Gaulle selbst in lebenslängliche Haft umgewandelt.

Die längerfristigen, vor allem wirtschafts- und sozialpolitischen Forderungen des Nationalen Widerstandsrates gingen aus von der Enteignung so bekannter Wirtschaftskollaborateure wie dem Automobilproduzenten Renault und liefen schliesslich auf die «Entfernung der grossen Wirtschafts- und Finanzmagnaten» insgesamt hinaus, was durch die «Nationalisierung aller grossen

monopolisierten Produktionsmittel» erreicht werden sollte. Durch besondere Organe innerhalb der Betriebe sollte nicht nur die Unternehmertätigkeit von Arbeitern kontrolliert, sondern der Arbeitsplatz selbst der Selbstbestimmung der Produzenten unterworfen werden. Ausserhalb des Betriebes sollte die unsichere Lage der Arbeiter und Angestellten zum ersten Mal in Frankreich durch ein umfassendes Sozialversicherungssystem verbessert werden. «Libération» und «révolution» waren synonyme Begriffe. Ähnlich wie später in Deutschland (1947 im Ahlener Programm der CDU) war selbst in christdemokratischen Kreisen die Abneigung gegen das unter der III. Republik bis 1940 praktizierte kapitalistische System bei der Befreiung noch so gross, dass die Verwirklichung der von allen gewollten Demokratie in der neuen, 1946 proklamierten IV. Republik auf kapitalistischer Grundlage unmöglich erschien. Oder, wie es Léon Blum, führender sozialdemokratischer Politiker, formulierte: «Der Sozialismus ist Herr der

Stunde!» Unter diesem allgemeinen «revolutionären» Druck wurden noch im Dezember 1944 alle Kohlebergwerke der Region «Nord et Pas de Calais» verstaatlicht, denen bis 1946 alle französischen Kohlebergwerke, die Gas- und Elektrizitätsbetriebe, im Transportwesen (neben der in der Volksfrontzeit nationalisierten Eisenbahn) die Luftfahrtgesellschaft «Air France» und die Pariser Verkehrsbetriebe RATP (Métro etc.) folgten; ferner im Finanzwesen die «Banque de France» und die vier grössten Depotbanken und 35 Versicherungsgesellschaften, deren Nationalisierung endlich die Beseitigung eines jahrzehntelangen sozialpolitischen Rückstandes in Frankreich möglich machte, den die Volksfront der 30er Jahre mangels Zeit nicht mehr hatte verwirklichen können: die Einrichtung eines umfassenden Sozialversicherungssystems aller Lohnabhängigen, das bis 1958 auch ausschliesslich von deren gewählten Vertretern verwaltet wurde. Die Nationalisierungen in der weiterverarbeitenden Industrie betrafen vor allem in der Automobilbranche Renault und die KFZ- und Flugzeugmotorenhersteller «Gnome et Rhône». Weitere Nationalisierungen strategisch wichtiger Schlüsselindustrien, wie die des Erzbergbaus, der Stahl- und Chemieindustrie, der Handelsmarine und der grossen Geschäftsbanken, wie sie Kommunisten und Sozialisten zunächst gemeinsam gefordert hatten, scheiterten in der Folge am Widerstand der erstarkten bürgerlichen Mitte und der Rechten (1946 war der Unternehmerverband neu gegründet worden), aber auch an zunehmenden Differenzen innerhalb der Arbeiterbewegung selbst.

Die Kommunisten, von denen man es am ehesten erwartet hätte, machten 1945 den geringsten Gebrauch von der allgemeinen revolutionären Phase – selbst der erzkonservative de Gaulle hatte schon 1942 von der Notwendigkeit der «Revolution» gesprochen. Im Juni 1945 verkündete der Generalsekretär der FKP, Maurice Thorez, die Parole von der «Produktionsschlacht», durch die die unmittelbare materielle Not beseitigt, das Bündnis der Arbeiterklasse mit den Mittelschichten und der Masse der Bauern von unten her realisiert und die im Programm des CNR geforderte Unabhängigkeit des Landes (vom US-Imperialismus, nach Thorez) garantiert werden sollte.

Ökonomisch stand Frankreich zur Zeit der Befreiung vor dem völligen Ruin. 1945 betrug das Produktionsniveau nur 40% des Standes von 1938, der wegen der in Frankreich später einsetzenden und länger anhaltenden Wirtschaftskrise der 30er Jahre noch um ein Viertel unter dem Stand von dem So-

zialdemokraten Ramadier vollzogen. Die antifaschistische Koalition 1929 gelegen hatte. Die französische Industrie war während der Besetzung vollständig auf die deutsche Kriegswirtschaft ausgerichtet worden. Ganze Fabriken und Millionen von Arbeitern waren deportiert, fast das gesamte Transportsystem war zerstört worden: Von ehemals 17'000 Lokomotiven gab es bei der Befreiung noch 2'900 Stück, von einer halben Million Lastwagen blieben nur 200'000, 3'000 Eisenbahnkilometer und 3'000 Brücken waren zerstört; ein geordnetes Handels- und Finanzwesen existierte nicht mehr. Frankreich hungerte. Die ersten freien Zeitungen berichteten von Siegesmeldungen und davon, dass Brot, Butter, Nudeln und Fleisch weiterhin nur auf Lebensmittelkarten der verjagten und gehassten deutschen Besatzungsbürokratie zu haben waren. Mit diesem Stigma musste die junge IV. Republik bis in den Sommer 1948 leben. Eine rasende Inflation untergrub den Reallohn der Arbeiter, deren Normalarbeitszeit in der Industrie durchschnittlich über 48 Stunden betrug, obwohl seit 1945 offiziell die 40-Stundenwoche galt: Noch im Herbst 1947 musste die tägliche Brotration pro Kopf von 300 auf 200 Gramm gesenkt werden. Allein der Schwarzmarkt blühte. Dennoch: die zahlenmässigen Erfolge der «Produktionsschlacht» waren trotz anhaltenden Energiemangels durchaus bemerkenswert – 1947 wurde in den meisten Industriezweigen das Produktionsvolumen von 1938 erreicht –, sie wurden jedoch durch eine politische Entscheidung überholt, die vor allem der Sozialdemokrat Léon Blum zu verantworten hatte.

Im Mai 1946 reiste Blum mit dem Vorsitzenden der staatlichen Planungskommission Jean Monnet nach Washington, wo er US-Aussenminister Byrnes für das «Linsengericht» eines 650-Millionen-Dollar-Kredits und der Streichung der Kriegsschulden die Unabhängigkeit Frankreichs verkaufte; denn die US-Politiker erklärten den Franzosen, dass sie die gewünschte Hilfe erst nach Entfernung der Kommunisten aus der Regierung und der endgültigen Abkehr Frankreichs von der «Autarkie» zugunsten des «Freihandels» und nach Wiedereinführung «marktwirtschaftlicher Prinzipien» gewähren würden – was «im Klartext die vollständige Restauration kapitalistischer Produktionsverhältnisse und die Öffnung des französischen Marktes für den Waren- und Kapitalexport des amerikanischen Monopolkapitals bedeutete».

## Restauration

Nach den militärischen Erfolgen der Résistance und den, wenn auch bescheidenen, ökonomischen Fortschritten der «Produktionsschlacht» wäre für eine einige Arbeiterbewegung nach der Befreiung auch politisch mehr als der nationale Ausverkauf möglich gewesen. Die Mehrheit der französischen Bevölkerung war antikapitalistisch eingestellt. Der gewerkschaftliche Organisationsgrad war mit nahezu sieben Millionen Lohnabhängigen höher als selbst während der Volksfrontzeit. Bei den ersten Parlamentswahlen im Oktober 1945 errangen Kommunisten und Sozialisten zusammen die absolute Mehrheit der Parlamentssitze. Eine Alleinregierung der beiden Arbeiterparteien war möglich – wobei allerdings die Sozialisten Juniorpartner der Kommunisten gewesen wären.



*Charles de Gaulle und Harry S. Truman*

Unter dem bestimmenden Einfluss des Antikommunisten und grossen alten Mannes der SFIO, Léon Blum, vergab die sozialdemokratische Partei die historische Chance und forderte stattdessen die Regierungsbeteiligung der christdemokratischen Volksrepublikaner (MRP). Wie diese ihren Regierungsauftrag wahrzunehmen gedachten, verkündete ihr Abgeordneter Teitgen im Januar 1945: «Einer sozio-kommunistischen Alleinregierung werden die USA keinen Kredit einräumen, den aber wollen wir.» Damit war die Entlassung der kommunistischen Minister aus der Regierungskoalition vorprogrammiert. Sie wurde, wie fast gleichzeitig in Belgien und Italien, in Frankreich am 5.5.1947

tion der Résistance war an der Logik des beginnenden kalten Krieges gescheitert, der nicht nur die revolutionären Hoffnungen der Linken scheitern liess, sondern auch die Träume der Gaullisten von einem unabhängigen Frankreich zerstörte.

Diese Logik des kalten Krieges bestimmte auch die Deutschlandpolitik Frankreichs. Mit der Annahme der Marshallplan-Gelder war für Frankreich unabdingbar auch eine «Anpassung wider Willen» an die amerikanischen Deutschlandpläne verbunden. Die Anfang 1946 formulierte «Eindämmungspolitik» des Westens gegenüber dem Osten sah ein ökonomisch und militärisch starkes Deutschland als Bollwerk vor – ein Schlag gegen das vornehmlich von de Gaulle vertretene Deutschlandkonzept der Résistance. De Gaulle, der aus innerfranzösischen verfassungspolitischen Gründen schon am 20.1.1946 von seinem Posten als Chef der provisorischen Regierung zurückgetreten war, hatte bis dahin gegenüber den westlichen Alliierten ein Deutschlandkonzept vertreten, das von einer Ablehnung der Kontinuität des «germanischen Herrschaftswillens» von Bismarck bis Hitler geprägt war. Er verlangte ein atomisiertes Deutschland, in dem Preussen als Staatskern aufzulösen sei, das Rheinland sollte autonom, die Saar wirtschaftlich an Frankreich angegliedert und das Ruhrgebiet einer internationalen Kontrolle unterworfen werden. Diese Forderungen entsprachen durchaus der Stimmung der Bevölkerung, die nach Meinungsumfragen 1945/46 allgemein skeptisch gegenüber der Möglichkeit einer demokratischen Wandlerung Deutschlands war. Alle Regierungschefs nach de Gaulle hatten es nun mit dem Konflikt zu tun, einerseits die deutschlandfeindliche Stimmung der Bevölkerung berücksichtigen zu müssen, andererseits nicht nur die US-Gelder empfangen, sondern gleichzeitig eine US-Politik mittragen zu müssen, die auf die Wiederbewaffnung der BRD hinauslief. Ministerpräsident Robert Schuman kam Anfang 1950 als erster auf die Idee, «Europa als Rettungsanker» zu benutzen und den genannten Konflikt gleichsam übernational zu neutralisieren. Wie sehr diese Europa-Politik von der Bevölkerung abgelehnt wurde, zeigt die Tatsache, dass die französische Nationalversammlung noch im August 1954 das Projekt einer «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» (EVG) mit Deutschland ablehnte. Kurz danach unterzeichnete die Pariser Regierung jedoch die Pariser Verträge und damit den Beitritt der BRD zur NATO – was blieb ihr anderes übrig, brauchte sie doch weitere US-Hilfe für ihre Kolonialkriege in Vietnam und Algerien.

Stefanie Endlich  
**Alptraum der Erfahrungen**  
Resistance und Bürgerkrieg in Griechenland

Fassungslos oder verbittert, zynisch oder resigniert, in jedem Fall voller Trauer blicken demokratisch denkende Griechen auf die Zeit des Bürgerkriegs (1946-49) zurück. Faschistischer Terror ging fast nahtlos über in staatsautoritäre Unterdrückung. Selbstbestimmte Lebensformen wurden durch rechte Gewalt erstickt. Die Linken hatten sich untereinander bekämpft und umgebracht, ohne zu erkennen, dass sie als Spielfiguren der Grossmächte missbraucht wurden. Verständlicherweise gehören diese Jahre heute zu den wichtigsten Themen der griechischen Linken, darüberhinaus der griechischen Intelligenz, die nicht zur Linken gehört. Das ist schon seit etwa 25 Jahren so. Jedoch konnten öffentliche Auseinandersetzungen über diese Periode und ihre Vorgeschichte, wissenschaftliche und kulturelle Aufarbeitung im Lande selbst erst nach 1974 beginnen, nach dem Sturz der Junta. Nur selten trifft man einen Griechen, der diesem Nachholbedarf gleichgültig gegenübersteht. Vielmehr scheint es, als wirkten die erlebten oder überlieferten Erfahrungen von Resistance und Bürgerkrieg noch heute nach wie ein Alptraum. Umso notwendiger ist es, dass diese Emotionen umgesetzt werden in kritische Analyse.

Die Bilanz des Bürgerkriegs: 158'000 getötete Griechen. Zusammen mit den Opfern der Besatzungszeit fand in den Jahren 1940 bis 1949 ein Zehntel der griechischen Bevölkerung gewaltsam den Tod. 50'000 bis 100'000 Griechen flohen ins Exil, vor allem in die sozialistischen Länder. Weitere Zehntausende wurden in Griechenland für Jahrzehnte zu Bürgern zweiter Klasse: Bis in die Gegenwart verweigerte man den Widerstandskämpfern, was den Rechten längst gewährt wurde, nämlich die grundsätzliche Anerkennung ihrer Beteiligung am nationalen Widerstand als eine demokratische Verpflichtung. Diese Voraussetzung für persönliche und öffentliche Rehabilitierung wurde erst Anfang 1984 durch die Regierung Papandreou in die Wege geleitet – zum Beispiel für den Zugang zu bestimmten Berufen, für Kriegsentschädigung, Kosten ärztlicher Betreuung, Pensionsberechtigung. Bis dahin hatte der Staat die Kollaborateure als alleinige Vertreter des Widerstandes gegen die Naziherrschaft dargestellt und nur sie entsprechend entschädigt.

Die Konzentrationslager waren zu Beginn



der fünfziger Jahre überfüllt, wurden teilweise bis in die 60er Jahre beibehalten und beim Putsch der Offiziere 1967 unverzüglich wieder geöffnet. Eine grosse Anzahl Griechen hat fast die Hälfte des Lebens – mit kurzen Unterbrechungen bis 1974 – aus politischen Gründen in der Gefangenschaft verbracht.

Die Darstellung der Ereignisse muss sehr viel früher als 1945 ansetzen und den Bogen in die Gegenwart schlagen. Wer die neue griechische Geschichte nicht gut kennt, hat

es schwer, sich in der verwirrenden Entwicklung dieser Periode zurechtzufinden, in der die Fronten immer wieder wechselten und die Handlungs- und Entscheidungsebenen sich vielfach gebrochen ineinanderschoben.

Für das 19. Jahrhundert nur eine kurze Anmerkung: 1830, acht Jahre nach der Unabhängigkeit von türkischer Herrschaft, verwandelten die «Schutzmächte» Grossbritannien, Frankreich und Russland die junge Republik in eine Erbmonarchie. Seither, besonders aber ab 1862, als der allzu eigenständige König Otto durch die Fremdmächte gestürzt und durch eine gefügigere Dynastie ersetzt wurde, intervenierte Grossbritannien kontinuierlich und verhinderte eine selbständige Politik. Bis 1947 war Griechenland faktisch ein Protektorat Grossbritanniens; danach übernahmen die USA diese Rolle.

Blicken wir zurück in die zwanziger Jahre. Gescheitert war 1922 das Ideal der «Megali Idea», der «Grossen Idee», das von den Rechten ausgenutzte Streben des neuen Nationalstaates, alle Griechen zu vereinen. Mit einer vernichtenden Niederlage und Tausenden von Opfern endete der Krieg mit der Türkei. Der Flüchtlingsstrom von 1,3 Millionen Griechen aus Kleinasien – unter ihnen ein Grossteil Händler, Geschäftsleute, Angehörige der Intelligenz – brachte tiefgreifende Wandlungen in der Sozialstruktur: beschleunigte Industrialisierung und Urbanisierung, Aufschwung von Handel und Banken, Entstehung eines Arbeiterproletariats und Arbeitslosigkeit. Die Emigration in die USA, «soziales Ventil» und stabilisierendes Moment für die Wirtschaft, war 1921 von der amerikanischen Regierung eingeschränkt worden.

Auseinandersetzungen zwischen Royalisten, Republikanern und Liberalen («Venizelisten») kennzeichneten die Jahre zwischen 1924, als die Republik ausgerufen wurde, und 1933, als wieder eine royalistische Regierung ans Ruder kam. In acht Jahren gab es elf Regierungen, drei Wahlen, elf Militärputsche, zwei Militärdiktaturen. Wirtschaftskrise, Streiks, Arbeiter- und Bauernunruhen und teilweiser Staatsbankrott waren, wesentliche Ursachen für den wachsenden Einfluss Grossbritanniens, der sich in den Bürgerkriegsjahren so zerstörerisch auswirken sollte. In den sich verschärfenden politischen Auseinandersetzungen der folgenden Jahre

um die zukünftige Verfassung – Monarchie oder Republik – gewann General Joannis Metaxas, Kopf der royalistischen Militärpartei, an Einfluss. Er wurde von König Georg II im August 1936 zum Diktator gemacht – letzter Ausweg, um eine liberale Regierung zu verhindern.

Die Metaxas-Diktatur von 1936 bis '41 ging als Periode des «Monarchofaschismus» in die Geschichte ein: Metaxas und der König als zwei Ko-Diktatoren mit jeweils einem aussenpolitischen Protektor-Metaxas orientierte sich nach Deutschland, Georg II nach Grossbritannien. Gesellschaftspolitische Zielvorstellungen und ideologischer Überbau nahmen den italienischen Faschismus zum Vorbild. Hitler leistete tatkräftige Hilfe beim Aufbau des Terrorapparates, die Kader der Geheimpolizei wurden bei Himmler geschult, britische Regierungsvertreter lobten öffentlich das Regime. Zentrale Grundlage des Systems war ein diffuser Antikommunismus, gerichtet gegen kommunistische, republikanische, populistische, liberale Politiker und gegen demokratische Kräfte im Volk. Alle Mittel eines totalitären Staates wurden eingesetzt: ein Spitzeldienst, wie ihn Griechenland nie gekannt hatte, «Sicherheitskomitees», Verstärkung der 1920 zur Unterdrückung sozialer Unruhen aufgebauten Stadtpolizei, Arbeitsbataillone und Anti-Streik-Gesetz, Verbannungen auf die Inseln,

Gleichschaltung des geistigen Lebens (selbst Sophokles' «Antigone» stand auf dem Index). In der weitgehend antifaschistisch und antimonarchistisch eingestellten Bevölkerung fand – anders als in Deutschland oder Italien – die Metaxas-Diktatur keine Massenbasis. Die bürgerlichen Parteien allerdings wurden durch den Terror paralysiert; nur einige jüngere progressive Politiker leisteten aktiv Widerstand. Aus diesem Widerstand entstand später die Resistance gegen die Besatzungsmächte.

Im Herbst 1940 griffen Mussolinis Truppen Griechenland an und besetzten nach heftigen Kämpfen Teile des Landes. Eine paradoxe Situation war entstanden: zwei faschistische Staaten führten gegeneinander Krieg. Metaxas starb 1941; Georg II, der sich nun voll den Briten zuwandte, floh vor dem beginnenden deutschen Angriff mit seiner immer noch hauptsächlich aus Faschisten zusammengesetzten Regierung nach Ägypten. Im April besetzten deutsche Truppen das Festland, im Mai die Insel Kreta. Griechenland wurde in deutsche, italienische und bulgarische Besatzungszonen aufgeteilt. Während sich in Kairo mit britischer Hilfe eine Exilregierung bildete und unter britischer Kontrolle eine Exilarmee entstand, kam im besetzten Athen eine Kollaborationsregierung aus zurückgebliebenen Politikern der Metaxas-Diktatur ans Ruder.

Die griechische Bevölkerung litt schwer un-

ter der Okkupation. Mittels Zwangsverkäufen und Zwangsverpachtungen riss die deutsche Industrie einen grossen Teil der Produktion an sich; zum Interesse an griechischen Rohstoffen, speziell Erzen (Krupp, Klöckner-Humboldt-Deutz, Siemens und Halske, Deutsche Bank), und am griechischen Absatzmarkt (IG Farben) kam das Interesse an billigen Agrarprodukten, wodurch die Versorgung der Bevölkerung im Lande selbst erschwert wurde. Eine Hungerkatastrophe im extrem kalten Winter 1941/42, bei der die Deutschen nicht halfen und die Briten durch Blockade die Situation verschlimmerten, forderte hohe Opfer. Damals begann die KKE, die Kommunistische Partei Griechenlands, an die Öffentlichkeit zu treten, Hilfe zu organisieren und den Widerstand zu unterstützen, der spontan gleich nach der Okkupation auf vielen Ebenen begonnen hatte. Er war organisiert auf demokratisch-republikanischer Basis, vor allem in der Nationalen Befreiungsfront EAM – einer Koalition fortschrittlicher Parteien und Gruppen, an deren Gründung die KKE massgeblich beteiligt war und die schnell zu einer breiten Massenbewegung wuchs – und der EDES, der aus der republikanischen Bewegung entstandenen Nationalen Republikanischen Griechischen Liga. Konsens der Resistance und aller in ihr kooperierenden Gruppen war das Ziel einer demokratischen, sozialen und unabhängigen Gesellschaft: na-



*Griechische Geiseln werden von den Besatzern mit Sonderwaggons am Kopf der Züge vorangefahren, um Sabotageaktionen zu verhindern. (60 solcher Geiseln kamen am 31.5.1943 bei einer Tunnelsprennung der ELAS ums Leben)*

tionaler Befreiungskampf gegen die Besatzer und Kampf um die innere Freiheit, Überwindung der Königsherrschaft und des gesamten oligarchischen Systems.

Die strategische Bedeutung des Landes für die Achsenmächte, besonders für ihre Luftwaffenbasen, führte zu brutaler militärischer Unterdrückung. Ein Name für viele: Kalavryta; bei einer «Sühneaktion» für Widerstandsoperationen ermordeten deutsche Soldaten alle männlichen Bewohner dieses Dorfes. Die Akten des Nürnberger Prozesses weisen Dutzende solcher «Säuberungen» aus. Im Frühjahr 1943 wurde auch in Griechenland die «Endlösung der Judenfrage» durchgeführt: nur 19 Prozent der jüdischen Bevölkerung überlebten.

Die nicht kollaborierenden politischen Kräfte schlossen sich im März 1942 in Athen zusammen und unterzeichneten ein Dokument, in dem sie eine Allparteienregierung nach der Befreiung und die Abhaltung eines Plebiszites forderten und sich selbst für die Republik aussprachen. Zur gleichen Zeit entstand im Landesinneren, vor allem in den Bergen, ein demokratisch-sozialistisches Gemeinwesen von der Basis her, befreit und gesichert durch bewaffnete Partisanenverbände («Andartes»). 1943 waren circa 80 Prozent des Landes – ausgenommen die Städte – unter der Kontrolle der Resistance, die durch spektakuläre Sabotageaktionen die Besatzungstruppen verunsicherte. Auch in den Städten, wo die EAM Streiks, Demonstrationen und ein weites Netz von Untergrundzeitungen organisierte, fand der Widerstand in der Bevölkerung breite Unterstützung.

Aufbau, Struktur und Erfahrungen des «Freien Griechenlands» unter der Resistance sind ein Kapitel für sich, das hier nur allzu kurz umrissen werden kann:

17.12.58. die EAM als breite, linksorientierte, aber bis zu konservativ gesinnten Bürgern hin offene Volksbewegung mit primär bäuerlicher Basis, unterstützt von grossen Teilen der Kirche und der Intelligenz. 1,5 von insgesamt 7 Millionen Griechen waren in den zahlreichen dezentral aufgebauten Organisationen der EAM aktiv, in Jugend- und Studentenverbänden, Dorf- und Distriktkomitees, Wohlfahrts- und Gewerkschaftsverbänden ;

17.12.59. die ELAS, die Partisanenarmee der EAM unter dem legendären Führer Kapetanios (Kommissar) Aris Velouchiotis;

17.12.60. die KKE mit circa 400'000 Mitgliedern, neben Republikanern und Liberalen wichtigste politische Kraft in der EAM, oft initiativ, zeitweise dominierend im EAM-ZK, zeitweise auch – auf Veranlassung Stalins – allzu zurückhaltend im bewaffneten



Widerstand gegen die Besatzer und daher wichtige strategische Vorteile verspielend;

17.12.61. die republikanisch orientierte EDES unter General Napoleon Zervas, vom britischen Secret Service gefördert, anfangs im «Vereinigten Generalhauptquartier der Andarten» produktiv mit EAM/ELAS zusammenarbeitend, zunehmend allerdings auf Führungsebene von rechts unterwandert.

In den befreiten Gebieten entstanden differenzierte politische Selbstverwaltungsstrukturen, in völligem Gegensatz zu dem alten, auf Hierarchie und Zentralismus basierenden System, in dem die Organe auf Provinz-, «Nomarchie»-, Bezirks- und Gemeinde-Ebene durchweg Vollzugsorgane der Athener Behörden gewesen waren. Dazu gehörten Ausbau des Bildungs- und des Gesundheitswesens, Volksgerichtsbarkeit (die mit der nationalsozialistischen Verkehrung dieses Begriffs nichts gemein hatte), Gleichberechtigung der Frau, Entfaltung der Kunst

(Volkstheater!), ein demokratisches Gesetzbuch (Code Stereas) und vieles andere.

Die Kooperation von EAM/ELAS und der britisch unterstützten EDES zerbrach im Winter 1943/44. Konfliktpunkt war die erklärte Absicht Churchills, nach der Befreiung auf jeden Fall den König zurückkehren zu lassen, ein Plebiszit darüber zu verhindern, notfalls auch bewaffnet zu intervenieren. So sollten eine «strong administration» errichtet und soziale Umwälzungen im Keim erstickt werden. Im nun folgenden sogenannten Ersten Bürgerkrieg kämpften ELAS- und EDES-Partisanen gegeneinander, die bis dahin Seite an Seite gegen die Besatzer gestanden hatten. Auch nach Ende der Kämpfe kam eine Wiedervereinigung der Resistance auf autonomer Basis nicht mehr zustande; stattdessen erklärten sich EAM/ELAS auf der Aussöhnungskonferenz bereit, Pläne des Hauptquartiers Nahost realisieren zu helfen und britische und amerikanische Spezialeinheiten bei der Durchführung zukünftiger gemeinsamer Aktionen in

ihre Reihen aufzunehmen – ein auch von der KKE forcierter verhängnisvoller Schritt zur Aufgabe der militärischen Eigenständigkeit der Resistance. Das geschah zu einem Zeitpunkt, als diese ohne fremde Unterstützung den grössten Teil des Landes kontrollierte und soeben in den befreiten Gebieten eine aus KKE-Vertretern, nichtkommunistischen Linken und Liberalen zusammengesetzte Widerstands-Regierung zustande gekommen war: die PEEA (Politisches Komitee der Nationalen Befreiung) und ihr im Mai 1944 durch freie Wahlen gebildeter Nationaler Rat, der das besetzte wie das Freie Griechenland repräsentieren sollte. Während noch im August 1943 die griechische Exilregierung, Vertreter der nicht kollaborierenden Parteien und der Resistanceorganisationen sich geeinigt hatten, dass Georg II nach der Befreiung nicht ohne ein Plebiszit zurückkehren sollte, verfolgte seit 1944 der neue Exil-Premierminister Georg Papandreou, obgleich Republikaner, die Linie einer royalistischen Nationalen Einheit. Die Exilarmee wurde auf Veranlassung Churchills von allen republikanischen Kräften gesäubert, die durch Wahlen legitimierte PEEA wurde von der Exilregierung nicht anerkannt. Auf Drängen der KKE-Führer, die einen Kurs wie etwa den Titos ablehnten, der sie in die Konfrontation mit den Briten geführt hätte, gab die EAM nach und schloss sich der neuen antikommunistischen Nationalen Einheit an. Die PEEA wurde aufgelöst; die EAM trat, zögernd und nach internen Auseinandersetzungen, auf sowjetischen Rat in die Regierung Papandreou ein. Im Abkommen von Cazerta unterstellte die EAM zu einem Zeitpunkt, als sie fast ganz Griechenland kontrollierte, ihre Partisanenarmee ELAS dem britischen Oberbefehl und lieferte damit das völkerrechtliche Alibi für die britische Okkupation. Wenig später, im Oktober 1944, schlossen Stalin und Churchill das Interessenabkommen zur Aufteilung des Balkans, das Churchill freie Hand gab für die bewaffnete Intervention in Griechenland.

Nach dem Abzug der Deutschen im September/Oktober 1944 kontrollierte die EAM/ELAS mit Ausnahme eines Teils von Epirus ganz Griechenland. Im Oktober kehrte die Regierung Papandreou nach Athen zurück. Beim feierlichen Einzug von Exilregierung und britischem Militär waren die Resistanceführer unerwünscht; als britisches Hauptquartier wählte man das Gebäude, mit dem alle demokratischen Griechen die schmerzlichsten Erinnerungen verbanden, weil es früher die deutschen Besatzer beherbergt hatte. Die Briten verlangten die Entwaffnung der Andartenverbände und unterstütz-

ten zugleich die Papandreou-Regierung bei dem Versuch, ihr militärisches Potential durch Anheuerung der rechten Verbände zu verstärken, die für die Faschisten gegen die Resistance gekämpft hatten.

Am 3. Dezember 1944 schoss die Polizei in eine unbewaffnete Demonstration, bei der die EAM ihre Stärke zeigen wollten (Dekembriana – Dezembermassaker) und provozierte dadurch wochenlange Kämpfe in Athen. Beim Waffenstillstand im Januar 1945 war Athen stark zerstört, EAM/ELAS hatten über 10'000, die Briten über 2'000 Verwundete und Tote. Im Friedensvertrag von Varkiza kapitulierten die EAM/ELAS und vereinbarte die Übergabe ihrer Waffen, wodurch sie sich selbst die Möglichkeit nahm, die anderen Abmachungen des Abkommens durchzusetzen (Legalisierung der EAM, Amnestie, Säuberung von Armee, Polizei, Verwaltung von Kollaborateuren und Metaxa-Anhängern). Britische Truppen gaben die eingesammelten Waffen sogleich an die rechte Nationalgarde und andere rechte Organisationen weiter.

Die folgenden Monate waren durch rechten («weissen») Terror gekennzeichnet. Zusammen mit der Gendarmerie veranstalteten rechte Kommandos Razzien auf Kommunisten und Republikaner, terrorisierten deren Familien, zerstörten ihre Häuser und Gärten, schlugen Gewerkschaftsmitglieder zusammen, richteten illegale Gefängnisse ein und zerstörten linke und liberale Druckereien. Die Gefängnisse füllten sich, Hunderte wurden ermordet. Proteste der Liberalen halfen

nichts. Die zuständigen Gerichte befanden, dass die Mitgliedschaft in den faschistischen Kampfverbänden (Tagmata Asfalias) den Interessen Griechenlands gedient habe. Britische Intervention in die griechische Politik wurde zur Regel; die Briten unterstützten den rechten Terror und die illegalen Verhaftungen, um die EAM auszuschalten und die Rückkehr des Königs zu ermöglichen.

Die Waffenabgabe der EAM/ELAS fand nicht geschlossen statt, einzelne zogen es vor, die Waffen zu verstecken. ELAS-Führer Aris Velouchiotis versuchte vergeblich, KKE-Führer Zachariades zu einer Kursänderung zu bewegen. Velouchiotis geriet im Juni 1945 in eine Falle rechter paramilitärischer Gruppen. Sein Tod war ein Schock für die Bevölkerung; um sie einzuschüchtern, wurde sein Kopf von den Rechten öffentlich zur Schau gestellt. Erst Monate später, nach Wahlen, die ebenso unter Terror standen wie das folgende Plebiszit, das eine «überwältigende» Mehrheit für die Rückkehr des Königs erbrachte, und nach der Übertragung diktatorischer Vollmachten an die Regierung, stimmte die KKE der Errichtung von Selbstverteidigungsorganisationen zu. Ab Sommer 1946 gingen die Andarteneinheiten in den nordgriechischen Bergen zum Gegenangriff über. Die DSE (Demokratische Armee Griechenlands) wurde gebildet, unterstützt von den nördlichen Balkanländern. Ende 1946 wütete in weiten Gebieten Griechenlands der Bürgerkrieg.

Bei zunehmender Verschärfung der Lage



*Selbstverwaltung im Freien Griechenland: Dorfversammlung*

war Grossbritannien nicht länger in der Lage, seine Vorherrschaft in Griechenland aufrechtzuerhalten, und übertrug die Verantwortung den USA. Präsident Truman verkündete im März 1947 das vitale Interesse der USA an Griechenland und die Bereitschaft, die griechische Regierung massiv zu unterstützen. Die neue Regierung Tsaldaris interpretierte die Trumandoktrin als Bestätigung ihrer Politik; Sicherheitsminister Zervos leitete ein Repressions- und Terrorprogramm ein, das alles bisher Dagewesene übertraf. Die aus der Metaxas-Zeit bekannten Sicherheitskomitees wurden wieder ins Leben gerufen und verbannten ohne Gerichtsurteile Tausende Oppositionelle auf die Inseln. Jede um Objektivität bemühte Darstellung der Wirren und der gewalttätigen Zeit wird sich schwertun mit der Aufzählung von Grausamkeiten und Verbrechen, die sich auch Linke zuschulde kommen liessen. Ein Verschweigen wäre unaufrichtig; eine Beschreibung darf nicht Ursache und Wirkung verkehren, darf nicht den falschen Eindruck erwecken, es seien von links und von rechts gleich viele schlimme Dinge geschehen.

Im August intervenierten die USA und machten Sofoulis zum neuen Premierminister. Doch dieser Wechsel hatte keine Bedeutung: Sofoulis wurde zum demokratischen Feigenblatt für die herrschende Rechte, die ihren Kurs unbeirrt weitersteuerte. Im Oktober 1947 wurde die KKE verboten. Im Dezember wurde die Provisorische Demokratische Regierung unter Markos Vafiadis in den griechischen Bergen gebildet; so versuchte Zachariadis, Stalin zur offenen Parteinahme für die Andartenregierung zu zwingen. Stalin lehnte jedoch nicht nur die Anerkennung ab, sondern wollte den griechischen Bürgerkrieg sofort beendet sehen. Konflikte über die notwendigen strategischen Massnahmen für die Partisanenarmee DSE erschwerten die Kämpfe in den Bergen und schwächten den Widerstand von innen heraus. Vafiadis befürwortete die Beibehaltung der bewährten Guerillataktik, während Zachariadis die Umwandlung der DSE in eine reguläre Armee wollte und sich auch durchsetzen konnte. Der Bruch zwischen Tito und dem Kominform, den 1947 in der Nachfolge gegründeten Kommunistischen Informationsbüro unter sowjetischer Führung, brachte die KKE in eine schwierige Lage; sie entschied sich schliesslich im Januar 1949 für die Kominform.

Auch in den Gebieten, die die Athener Regierung kontrollierte, verschärfte sich die Lage. Repressionen und Morde waren an der Tagesordnung. Konzentrationslager wurden errichtet (Makronissos und Jaros waren die

berüchtigtsten). Die Ermordung des Justizministers Ladas durch einen KKE-Angehörigen führte zu Massenhinrichtungen ehemaliger ELAS-Angehöriger. Die griechische Administration wurde weitgehend durch die Amerikaner kontrolliert. Zugleich wandelte sich der Charakter des Krieges. Amerikanische Experten kontrollierten die nationale Armee auf allen Ebenen. Griechenland wurde – wie 10 Jahre zuvor Spanien – zum Testgelände für die Erprobung neuer Taktiken und neuer Waffen wie Napalm.

An die Linken in den Städten, die zum grossen Teil im Untergrund lebten und sich in den Bergen der DSE anschliessen wollten, erging die Direktive, in den Städten zu bleiben. Die Umwandlung der DSE in eine taktische Armee wurde forciert; sie erhielt die Aufgabe, frontale Verteidigung gegen die Angriffe der nationalen Armee zu führen. Im August 1949 kam es zur Niederlage der DSE im Vitsi- und Grammosgebirge. Die Einheiten der DSE (circa 15'000 Mann) wurden von der nationalen Armee (circa 150'000 Mann) geschlagen. Eine Massenflucht ehemaliger EAM-, ELAS- und DSE-Angehöriger in die sozialistischen Länder setzte ein. Auf dem 3. Parteikongress im Oktober 1950 wurde die KKE von allen nicht stalin-treuen Oppositionellen gesäubert.

In den Jahren danach folgten Regierungen der liberalen Mitte (bis 1952) und der Royalisten (bis 1955). Griechenland wurde in den Marshallplan eingegliedert (1947) und trat in die NATO ein (1952). Von 1946 bis 1964 flossen 1,7 Milliarden Dollar Militärhilfe in das Land. 1951 wurde die EDA gegründet, die Vereinigte Demokratische Linke, als unabhängige Sammelbewegung aller linken Kräfte, in der die illegale KKE eine zentrale Rolle spielte. Die KKE-Mitglieder Belojannis und Plumbidis wurden 1952 zum Tode verurteilt für ihre Bemühungen, den Parteiapparat in der Illegalität aufzubauen. 1955 wurde Karamanlis (Nationalradikale Union ERE) Ministerpräsident und blieb es bis 1963. (Nach dem Sturz der Junta 1974 wurde er aus dem Exil geholt und wiederum Ministerpräsident.) Die politischen Verhältnisse dieser Jahre waren gekennzeichnet durch Vernachlässigung der sozialen Probleme, Unterdrückung der Opposition, Verhaftungen und Deportationen politischer Gegner (teils ohne Gerichtsurteil), Aufbau nationaler Sicherheitsbrigaden auf dem Land mit aus der Bürgerkriegszeit stammenden bewaffneten rechten Zivilmilizen, Aufbau «halbstaatlicher» bzw. «nebenstaatlicher Organisationen» als rechte Terrorgruppen, die vor allem bei Wahlkämpfen eingesetzt wurden, Wahlmanipulationen, Übernahme vom

von Ausnahmegesetzen aus dem Bürgerkrieg und der Metaxas-Diktatur und lückenlose administrative Verfolgung politischer Gegner bis hin zur Verweigerung eines Passes oder Führerscheins.

Im Mai 1963 wurde der Abgeordnete Gregoris Lambrakis, Führer der griechischen Friedensbewegung, bei einer Kundgebung in Saloniki von Angehörigen des «Parakratos» – paramilitärischer rechter Organisationen – ermordet. Im Februar 1964 kam die Zentrumsunion unter Georg Papandreou an die Regierung.

Ein gesondertes Kapitel sind die krisenhaften Jahre danach: Liberalisierung, Staatsstreich des Königs, parlamentarische Dauerkrise, Massendemonstrationen. Dann der Junta-Putsch, der die Diktatur brachte. Erst 1974, nach dem Sturz der Offiziere, wurde die KKE wieder zu den Wahlen zugelassen. Sie hatte sich im Exil 1968 gespalten in die moskauorientierte Partei KKE und die unabhängige KKE-Inland auf eurokommunistischem Kurs. Hier wurde von Anfang an die Auseinandersetzung über die Rolle der KKE im Bürgerkrieg geführt; aber auch die moskauorientierte Organisation diskutiert seit einiger Zeit offen über diese Probleme.

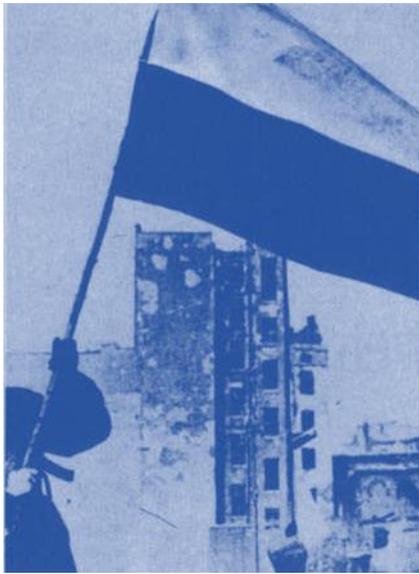
Die Auseinandersetzung über Resistance und Bürgerkrieg ist in der griechischen Öffentlichkeit in vollem Gange. Viel ideologisch gefälschte Geschichtsschreibung gilt es hier zu revidieren. Auch die Regierung Papandreou leistete ihren Anteil: Das Parlament beschloss Anfang 1984 ein Rahmengesetz zur Anerkennung des nationalen Widerstandes und zur Öffnung der Grenzen für die Bürgerkriegs-Emigranten. Das hatte bisher keine Regierung gewagt, weil so deutlich werden musste, wie gering der Beitrag der Rechten im Kampf gegen die Faschisten war. Es ist ein historischer Schritt, denn Griechenland war bis dahin das einzige Land, in dem der Widerstand gegen Besatzung und Faschismus insgesamt niemals als patriotische Sache angesehen, sondern stets diskriminiert wurde.

Ein Literaturhinweis stellvertretend für viele:  
Heinz Richter, Griechenland zwischen Revolution und Konterrevolution (1939-46), Frankfurt 1973  
Von Heinz Richter stammt auch die einzige umfassende Bibliografie über die neuere Entwicklung: Griechenland und Zypern seit 1920, Bibliografie zur Zeitgeschichte, Heilbronn-Heidelberg 1984

**Wolfgang Plat**  
**«Ich habe Angst, wo ihr Polen hinführen werdet»**  
**Polen 1945 bis 1949**

Der Satz, der die Überschrift dieses Beitrages bildet, ist dem berühmten polnischen Roman von Jerzy Andrzejewski «Asche und Diamant» entnommen, der bei uns in der meisterhaften Verfilmung von Andrzej Wajda bekannt wurde. Kalicki, der «Sozialist alten Datums», sagt ihn zu seinem Freund, dem er sich ganz entfremdet, dem Kommunisten Szczuka. Der Roman spielt zwischen dem 4. und dem 8. Mai 1945 in einem kleinen Industriestädtchen im Südosten Polens. Die geschichtliche Ausgangsposition des neuen Polen, das gerade von der Sowjetarmee unter Mitwirkung polnischer Einheiten befreit wurde, wird in dem Roman wie in einer Nusschale sichtbar. Was soll aus diesem Trümmerfeld Polen, was soll aus dieser geschundenen Nation werden? Welchen Weg wird Polen gehen? Alle Personen, die in dem Roman auftreten, beantworten diese Frage auf ihre Art und Weise und ganz unterschiedlich. Da gibt es die beiden Lager, die sich mit unerbittlicher Feindschaft gegenüberstehen: die in den neuen Untergrund gegangenen Mitglieder der Heimatarmee (AK = Armia Krajowa), die Armee der polnischen Exilregierung in London, die ein bürgerliches Polen in seinen Vorkriegsgrenzen wieder herstellen will, und auf der anderen Seite die Kommunisten, die Mitglieder der Polnischen Arbeiter Partei (PPR = Polska Partia Robotnicza), die sich zukünftiges, in geänderten Grenzen lebendes Polen nur an der Seite der Weltmacht vorstellen können, die Hitler das Genick brach und Polen befreite: an der Seite der Sowjetunion. Und da sind all die anderen, der opportunistische Bürgermeister, der sein Fähnchen in den Wind hängt, die Grafen und die Frau des Obersten, der noch in England weilt, die sich amüsieren und auf *ihre* neue Zukunft hoffen. Da ist der Hotelmanager mit dem brutalen Herr-im-Hause-Standpunkt und ihm gegenüber der junge selbstbewusste Kellner, der dem Herrn mit der Gewerkschaft droht, denn die alten Zeiten seien vorbei. Da ist der KZ-Häftling, der gerade befreit wurde, der das Schlimmste durchmachte und doch selbst schuldig wurde, weil er aus Todesangst vor der SS Kameraden misshandelte. Da sind die müden polnischen Mütter, die sich abrackern um das geringe tägliche Brot. Und da ist der

\* Jerzy Andrzejewski, Asche und Diamant, Berlin 1964, S. 223/224



junge Mann aus der AK, der den Befehl bekommen hat, den Kommunisten Szczuka zu ermorden. Stunden vor seinem eigenen Tode kommen dem Mörder erhebliche Zweifel, ob sein Weg nicht zum Scheitern verurteilt ist. Der schon klassische Roman «Asche und Diamant» aus dem Jahre 1948 vermittelt Einsichten in die komplizierte und überaus schwierige politische Situation Polens im Jahre 1945, wie sie uns manche dicken geschichtlichen Darstellungen nicht vermitteln können. Diesen Roman muss man lesen, und man wird vieles begreifen, was uns bis heute an Polen rätselhaft erscheint.

### 1. Der Kampf um das neue Polen

Der Kampf um das neue Polen ist ein ausserordentlicher, komplizierter Prozess. Er ist von der westdeutschen Geschichtsschreibung bis in die jüngste Zeit hinein oft ausserordentlich grob vereinfacht, vollständig als Ergebnis der Machtpolitik der Sowjetunion bezeichnet worden. Die Wirklichkeit war wesentlich anders und viel differenzierter. Der Kampf um das neue Polen beginnt mit der Niederlage der polnischen Armee im September 1939 und der Besetzung des Territoriums der Ersten Polnischen Republik durch die Deutsche Wehrmacht und – was seinen östlichen Teil anbelangt –, nachdem die Wehrmacht Polen besiegt hatte, durch die Rote Armee.

Die erste Ebene ist der Kampf des polni-

schen Volkes gegen Hitler-Deutschland an allen Fronten. Ein von den Truppen Hitlers freies Polen war die erste und notwendigste Bedingung für die Geburt eines neuen Polen. Mit Recht gehört Polen zu den Siegern des Zweiten Weltkrieges, denn es hat nicht nur den Krieg furchtbar erlitten, seine Soldaten und Partisanen haben getreu der schon historischen Parole: «Für eure und unsere Freiheit» an fast allen Fronten gegen Hitler-Deutschland bis zum Sieg gekämpft: in Afrika, in Italien mit dem grossartigen Sieg von Monte Cassino am 18. Mai 1944 als Krönung. Polnische Soldaten kämpften als Bomberpiloten der Royal Air Force, als Fallschirmjäger bei Eröffnung der zweiten Front, als Mitglieder der Résistance in Frankreich. Diese polnischen Soldaten waren entweder Emigranten aus der Zeit von vor 1939 oder sie waren Angehörige der Armee des Generals Wladyslaw Anders, die, aus kriegsgefangenen Polen und Flüchtlingen in der Sowjetunion aufgestellt, die Möglichkeit hatte, im Frühjahr 1942 über Persien und den Nahen Osten die SU zu verlassen. Über Nordafrika gelangten Teile dieser Armee bei der Landung der Alliierten 1943 nach Italien. Als selbständige Truppeneinheiten zusammen mit der sowjetischen Armee befreiten polnische Soldaten Westrussland und Polen, und sie drangen bis nach Berlin vor. Auf dem Brandenburger Tor wehte neben der sowjetischen Fahne die weiss-rote Fahne Polens am Tage des Sieges über Hitler-Deutschland.

In Polen selbst entstand im Januar 1940 im Untergrund der Vorläufer der späteren Landesarmee (AK), die, der Londoner Exilregierung unterstellt, den Kampf gegen die deutsche Wehrmacht, die SS und die Polizei aufnahm. Die Armee leistete eine umfangreiche Aufklärungsarbeit, und sie führte gezielte Sabotageakte durch, um den Transportweg zur Ostfront immer wieder auf Schiene und Strasse empfindlich zu stören. In überraschenden Aktionen wurden Polen befreit, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland transportiert werden sollten. Höhepunkte des Kampfes waren die weitgehende Verhinderung der Himmler'schen Aussiedlungsaktion am Zamosc und der Warschauer Aufstand vom August/September 1944.

Zwischen März 1942 und Mai 1943 entstanden zwei andere militärische Zentren, die aber zunächst wesentlich schwächer waren



*Nach der Unterzeichnung des Hitler-Stalin-Paktes 1939:  
Stalin stösst mit dem deutschen Reichsaussenminister Ribbentrop an*

als die Landesarmee. Es entstand die «Volksgarde» im Lande selbst (GL) als bewaffnetes Organ der neuentstandenen Polnischen Arbeiter Partei, deren alte Führung Stalin 1938 hatte liquidieren lassen, und es entstand der «Bund Polnischer Patrioten in der UdSSR», der ebenfalls mit der Aufstellung einer ersten Division begann. Beide Zentren verfolgten im Grossen und Ganzen, wenn man einmal von dem gemeinsamen Ziel der Befreiung Polens von Hitler absieht (und dieses Hauptziel hatte der rechte Flügel der Landesarmee am Ende des Krieges schon nicht mehr), sehr unterschiedliche Ziele, was die Gestaltung Nachkriegspolens, und vor allem, was seine zukünftige Bündnispolitik anbelangte.

#### **Die Situation in Polen vor 1939**

Das nach dem Ersten Weltkrieg entstandene Polen war ein Nationalitätenstaat mit 19 Millionen Polen und 8 Millionen mehr oder weniger unterdrückten Minderheiten, und zwar ca.

4 Millionen Ukrainern, ca. 2 Millionen Juden, ca. 1 Million Deutsche, ca.

1 Million Weissrussen und kleineren Gruppen von Tataren, Tschechen und Litauern. Es war ein Nationalitätenstaat, den das Staatsvolk der Polen beherrschte.

Die Grenzen Polens wurden in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg mit Ausnahme kleiner Grenzgebiete gegenüber Lettland und Rumänien von keinem der Nachbarn Polens als endgültige Grenzen anerkannt. So erreichte Polen keine Sicherheit, denn auch die antisowjetische Stossrichtung wurde niemals aufgegeben.

Der Zustand der polnischen Wirtschaft war desolat. 1921 waren 74% der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, nur 10% in der Industrie. Polen war immer noch ein Staat mit überwiegend bäuerlichem Charakter, die Armut vieler Bauern war unvorstellbar. Von 2,1 Millionen Bauernhöfen mit weniger als fünf Hektar Bodenbesitz besaßen nur 50% ein Pferdegespann. Die Industrie, die vor allem zwischen 1935 und 1939 im Zeichen einer weltwirtschaftlichen Konjunktur bedeutende Fortschritte machte, erreichte insgesamt nicht das Produktionsniveau der drei Teilungsgebiete des zukünftigen Polen von vor 1914. Erschwerend wirkte sich aus, dass sich fast 50% des Industrie- und Bankkapitals in ausländischer Hand befand.

Dazu kam, dass die bürgerliche Republik relativ schnell in die Diktatur abglitt, wodurch eine innere Konsolidierung auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet nur schwer erfolgen konnte. Ein Grossteil der Bauern, der Arbeiter und der Intellektuellen befand sich in scharfer Opposition zum Staat.

Das relativ schnelle Abgleiten der 1. Polnischen Republik in die Diktatur und der rasche Zusammenbruch der Republik innerhalb von drei Wochen und nicht zuletzt die Erkenntnis, dass sich die Sowjetunion als die Macht erwies, die der deutschen Wehrmacht die kriegsentscheidenden Schläge versetzte und auch ganz Polen von seinen Peinigern und Henkern befreite – alles das zusammen bestärkte die polnische Linke, den neuen Staat unter keinen Umständen wieder mit jenen Hypotheken zu belasten, die sich so schlimm für die 1. Polnische Republik ausgewirkt hatten.

#### **Der Warschauer Aufstand**

Die zweite Ebene ist die der Führung des Kampfes um das neue Polen zwischen der Rechten und der Linken in Polen selbst, oder, anders ausgedrückt, um ein bürgerliches Polen, wobei innen- und aussenpolitisch die 1. Polnische Republik das grundlegende Vorbild sein sollte, oder um ein neues Polen, ein Volkspolen. Die Exilregierung und die Landesarmee wollten aussenpolitisch auch das Nachkriegspolen wieder erstehen lassen als deutliche Speerspitze gegen die Sowjetunion und als festen Bündnispartner der Westmächte, ein Polen in den Grenzen von 1939, erweitert um einige Gebiete im Norden und im Westen auf Kosten Deutschlands. Die staatspolitische Organisation als bürgerliche Republik sollte auf der Grundlage der Verfassung von 1921 erfolgen. Die Exilregierung versprach Reformen auf sozialem Gebiet und auf dem Gebiet der Bodenreform. Aber das wurde 1921 und danach auch versprochen und nicht gehalten. Insgesamt entsprach die Konzeption der Exilregierung für ein Nachkriegspolen weder dem Willen der Bevölkerung nach tiefgreifenden gesellschaftlichen Reformen, noch dem neuen Kräfteverhältnis zwischen den Grossmächten in Europa. Die Konzeption war unrealistisch und berücksichtigte die Erfahrung der Geschichte nicht. Sie berücksichtigte insbesondere nicht, dass auch das zukünftige Polen unausweichlich im Osten einen Nachbarn haben würde, mit dem ein modus vivendi gefunden werden musste. Die Sowjetunion hatte mit dem Frieden von Riga vom März 1921 zähneknirschend eine neue Westgrenze akzeptieren müssen, da sie

alle Kräfte gegen die innere Konterrevolution brauchte und Pilsudskis Eroberungen zu diesem Zeitpunkt nicht rückgängig machen konnte. Aber die Sowjetunion hatte sich mit dem Diktatfrieden von Riga niemals abgefunden, was ganz eindeutig in den Vertragstext des deutsch-sowjetischen Abkommens von 1939 einging. Der Hauptaspekt des Hitler-Stalin-Paktes von 1939 bestand aus sowjetischer Sicht darin, dass Stalin unter keinen Umständen Russland noch einmal in die Situation des eisig isolierten und tödlich eingekreisten Sowjetrußland zwischen 1918 und 1921 bringen wollte. Da 1939 alle Bündnisverhandlungen mit Polen, England und Frankreich völlig scheiterten, die Sowjetunion aber für den Krieg gegen Hitler noch lange nicht gerüstet war, schlossen Stalin und Molotow diesen Pakt ab. In der Geheimklausel des Paktes wurde der Sowjetunion jenes vorwiegend von Ukrainern und Weissrussen besiedelte Gebiet zugesprochen (Curzon-Linie), das Pilsudski in dem Raubfrieden von 1921 Polen einverleibt hatte. An polnisch besiedelten Gebieten war Stalin nicht interessiert.

Die Sowjetunion erfüllte den Pakt, vor allem hinsichtlich der Rohstofflieferungen, mit peinlicher Genauigkeit. In seiner Angst vor dem Überfall der deutschen Armee opferte Stalin sogar deutsche Kommunisten, in der Hoffnung, er könne so den Krieg wenigstens hinauszögern. Allerspätstens im April 1943 hatten Exilregierung und AK erkennen müssen, dass Stalin unter allen Umständen auch den Diktat-Frieden von 1921 vernichten wollte. Aber sie wollten es nicht zur Kenntnis nehmen und deshalb nahm von da ab ihre Politik abenteuerliche Züge an, zumal auch die Unterstützung der Westmächte für die polnische Ostgrenze von 1939 mit der Konferenz von Teheran seit Ende 1943 nicht mehr vorhanden war. Die Landesarmee begann nun praktisch einen Drei-Fronten-Krieg, der sich sowohl gegen die deutsche Wehrmacht, als auch gegen die Volksgarde und vor allem gegen die sowjetische Armee richtete. Dieser Drei-Fronten-Krieg erlebte im August/September 1944 mit dem Warschauer Aufstand seinen Höhepunkt. Der Plan der Exilregierung war: Warschau soll den deutschen Truppen entrissen, als Macht-

zentrum der Exilregierung im Lande selbst installiert werden, um so die Sowjetunion vor vollendete Tatsachen zu stellen. Die sowjetischen Truppen sollten allenfalls «als Gäste» der Londoner Exilregierung in Warschau empfangen werden. Die westdeutsche Geschichtsschreibung hat bei ihrer Darstellung des Warschauer Aufstandes fast immer diesen abenteuerlichen Plan unterschlagen, der bis heute von polnischen Exilpolitikern, die in London leben, bestätigt wird. Die deutsche Geschichtsschreibung sah in diesem Punkt ihr Hauptanliegen darin, Wunsch Vorstellungen auszubreiten, anstatt Fakten aufzuarbeiten und einzuschätzen. Runderum wird der Sowjetarmee der Vorwurf gemacht, sie hätte bewusst dem Warschauer Aufstand die militärische Unterstützung versagt. Aber in Wirklichkeit wünschte die Londoner Exilregierung diese militärische Unterstützung nicht, sie wünschte allein militärische Unterstützung von Seiten englischer und amerikanischer Bombenflugzeuge. Von schwerwiegenden militärischen Gründen einmal abgesehen, kein deutscher



*Bewaffnete Aufständische in Warschau 1944*



*Der Aufstand ist zusammengebrochen. Die polnischen Parlamentäre gehen durch das Niemandsland der Ruinen auf die deutschen Stellungen zu, um die Kapitulation anzubieten.*

Historiker hat bis heute plausibel erklären können, warum die sowjetischen Truppen einen abenteuerlichen Aufstand hätten unterstützen sollen und müssen, der sich in seinem Kern und seiner weiteren Zielsetzung eben gegen die Sowjetunion richtete. Aber die polnische Linke hatte, obwohl ihre Position durch den siegreichen Vormarsch der Sowjetunion nach der Wende von Stalingrad von Monat zu Monat gestärkt wurde, innerhalb der polnischen Bevölkerung weitaus grössere politische, ideologische und psychologische Hindernisse zu überwinden als die polnische Rechte. Das betraf nicht die angestrebte Verstaatlichung der Grossindustrie und die Bodenreform und damit die endliche Befriedigung des jahrhundertealten Landhungers der polnischen Bauern. Das waren nicht die entscheidenden Hindernisse, wie sich später bei einer Volksabstimmung zeigte. Das entscheidende Hindernis war die aussenpolitische Orientierung auf die Sowjetunion.

#### **Polen und Russland: Feindschaft über Jahrhunderte**

Über Jahrhunderte hinweg hatte es zwischen Polen und Russland eine Feindschaft gegeben, die ganz andere Dimensionen und Tiefen erlebt hatte, als die Gegensätze und dann auch die zeitweilige Feindschaft zwischen Deutschen und Polen bis 1938.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts eroberte Polen einen grösseren Teil Russlands und beherrschte zwischen 1610 und 1612 die russische Hauptstadt Moskau. Diese furchtbare Niederlage Russlands, die den Staat in seinem Kern bedrohte, erwähnte bezeichnenderweise noch Stalin in einer Rede im Jahre 1934. Mit Peter dem Grossen begann im Gegenzug am Anfang des 18. Jahrhunderts die russische Politik immer stärker auf die inneren Angelegenheiten der polnischen Adelsrepublik einzuwirken, bis dann unter Führung und auf Initiative von Katharina von Russland ganz Polen immer weiter aufgeteilt wurde, bis der polnische Staat ganz verschwand und der Grossteil Polens für ein Jahrhundert Russland einverleibt wurde.

Die polnischen Aufstände des 19. Jahrhunderts – 1830, 1846/48, 1863 – richteten sich

fast ausschliesslich gegen die russische Unterdrückungsmacht. Im Herzen des völlig katholischen Warschau erhob sich neben dem sächsischen Palais als Symbol der Unterdrückung eine riesige griechisch-orthodoxe Kathedrale, die die Polen nach 1918 in mühevoller Arbeit vollständig abtrugen.

Unter diese unselige Politik der Feindschaft und der Unterdrückung wollte die junge Sowjetmacht endgültig einen Schlussstrich ziehen. Mit der Deklaration an alle Völker reichte Lenin Polen die Hand. Auf dem 8. Kongress der Bolschewistischen Partei im März 1919 ermahnte Lenin seine polnischen Genossen wegen ihrer sturen Haltung in der nationalen Frage. Er sagte: «Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass man die Selbstbestimmung der polnischen Nation sofort anerkennen muss. Das ist klar. Die polnische proletarische Bewegung geht denselben Weg wie die unsrige, geht den Weg zur Diktatur des Proletariats, aber nicht so wie in Russland. Auch dort schreckt man die Arbeiter damit, dass die Moskowiter, die Grossrussen, die die Polen stets unterdrückt haben, unter der Maske des Kommunismus ihren grossrussischen Chauvinismus nach Polen

tragen wollen. Der Kommunismus wird nicht auf dem Weg der Gewalt Wurzel fassen. Man muss der Tatsache Rechnung tragen, dass der Weg dort in gewissem Masse ein eigenartiger Weg ist, und man darf nicht sagen ‚Nieder mit dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen! Wir gewähren das Selbstbestimmungsrecht nur den werktätigen Massen!‘ Diese Selbstbestimmung geht einen sehr komplizierten und schwierigen Weg. Nirgendwo, ausser in Russland, gibt es sie, und in Voraussicht all der Entwicklungsstadien in den anderen Ländern soll man nichts aus Moskau dekretieren.»

Goldene Worte aus dem Jahre 1919, das könnte heute ein Gewerkschaftsfunktionär der «Solidarität» sagen. Aber Pilsudski glaubte in demselben Jahr 1919, gegenüber einer schwachen Sowjetunion jene Jagiellonische Eroberungspolitik nach Jahrhunderten wieder aufnehmen zu können, die einen Polen einst bis auf den Zarenthron gebracht hatte. Das Ergebnis des Feldzuges von Pilsudski mit dem Rigaer Frieden als vorläufigem Abschluss war die Begründung einer neuen Feindschaft, die natürlich durch die Vollziehung des Hitler-Stalin-Paktes von 1939 vertieft wurde. Es ist deshalb kein Wunder, dass die polnische Linke, die in völlig nüchterner und realistischer Einschätzung der Lage eine Zukunft Polens nur in einem Bündnis und an der Seite mit dem grossen Nachbarn im Osten sieht, innerhalb der polnischen Bevölkerung grosse politische und psychologische Barrieren forträumen musste und immer noch muss. Trotz dieser Barrieren setzte sich die Vernunft der Linken schliesslich gegenüber der in Abenteuerertum ausgearteten Politik der Londoner Exilregierung durch. Sie setzte sich auch gegenüber der Katholischen Kirche durch, die bekanntlich eine der stärksten Bastionen des Katholizismus in der ganzen Welt ist. Auch diese Spannungen bestehen zwischen der Kirche und einer Regierung, die in ihrer Philosophie die Existenz Gottes grundsätzlich leugnet, bis zum heutigen Tage fort. Wenn es dennoch schon damals zu einem *modus vivendi* mit der Katholischen Kirche kam, so deshalb, weil diese Kirche bei aller Ablehnung der marxistischen Doktrin und auch vieler ihrer Praktiken tätig am Befreiungskampf teilnahm, genauso patriotisch und antifaschistisch dachte wie alle nichtkatholischen Polen und weil viele polnische Geistliche in den Konzentrationslagern der Nazis umkamen.

So setzte sich in einem langen schmerzhaften Prozess, der als Bürgerkrieg noch bis ins Jahr 1947 andauerte, eine Konzeption des

neuen Polen durch, die bewusst eine vollständige Abkehr von Traditionen bedeutet, die sich in der Vergangenheit für Polen immer verhängnisvoll auswirkten, so tapfer die Polen auch immer kämpften.

Die gängige These aber, nicht Polen, sondern die Sowjetunion allein habe Nachkriegspolen geschaffen, bedeutet doch in Wirklichkeit, dass diesem so ausserordentlich geschichtsbewussten Volk immer aufs Neue die staatsbildende Kraft und die Fähigkeit, einen modernen Industriestaat aufzubauen, abgesprochen werden soll. Es entspricht einfach nicht der Wirklichkeit, dass Polen als willenloses Objekt der Geschichte dargestellt wird.

### Polen und die Anti-Hitler-Koalition

Das berührt bereits das Verhältnis Polens zu den Alliierten, zu der Sowjetunion auf der einen und zu den westlichen Grossmächten auf der anderen Seite. Bei den Verhandlungen mit Stalin während des Krieges mussten die Westmächte sehr widerstrebend dreierlei erkennen:

1. Ein Sieg über Hitler ohne die Sowjetunion erschien unmöglich.
2. Irgendeine wirksame militärische Hilfe

für Polen durch die Westmächte war nicht möglich.

3. Die polnische Exilregierung in London davon zu überzeugen, dass Politik darin besteht, Realitäten und nicht Wunschvorstellungen zu berücksichtigen, erwies sich als unmöglich.

Es musste deshalb zwangsläufig während des Krieges zu einem Bruch zwischen den Westmächten und der Londoner Exilregierung kommen, die heute von keinem Staat der Welt mehr anerkannt wird. Aber zuvor war es schon zu einem Bruch zwischen der Exilregierung und der Sowjetunion gekommen. Das Stichwort für den Bruch heisst Katyn. Am 20. April 1943 entdeckten deutsche Truppen bei Katyn Massengräber mit den Leichen von über 4'000 ermordeten polnischen Offizieren. Eine neutrale Gutachterkommission stellte fest, dass diese Massensterbe im Mai 1941, also vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Sowjetunion begangen worden waren. Diese Morde kommen offensichtlich auf das Konto von Stalin und Berija. Aber da es merkwürdige Widersprüche gibt und die letzten Beweise fehlen, hat die seriöse Historiographie immer betont, die sowjetischen Historiker müssten endlich ihr Schweigen brechen, um den Sachverhalt voll aufklären zu können. Nach



*Gemeinsamer Einmarsch polnischer Partisanen und sowjetischer Soldaten in Lublin, Juli 1944*



*Amerikas Ex-Präsident Hoover besichtigt den Schutthaufen, der einst das Warschauer Ghetto war*

dem Bekanntwerden der Morde von Katyn: Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Moskau und der polnischen Exilregierung. Die Exilregierung ging noch weiter. Sie sprach der Linken im polnischen Untergrund das Recht ab, im Namen des polnischen Volkes zu sprechen.

Churchill und Roosevelt stimmten Stalin hinsichtlich der Grenzen Nachkriegspolens im Westen und im Osten zu. Der Bruch zwischen der polnischen Exilregierung und den Westmächten erfolgte im November 1944. Die Exilregierung bestand dann zwar noch viele Jahre, aber vom November 1944 ab war sie kein Faktor mehr, der irgendeinen nennenswerten Einfluss auf die Politik der Grossmächte ausübte. Verzinkt mit allen Grossmächten, hatte sich die Exilregierung selbst ausmanövriert. Die Westmächte dagegen konzentrierten ganz realistisch von November 1944 an ihre Bemühungen darauf, die provisorische Volksregierung in Polen in ihrem Sinne zu beeinflussen. Damit gerieten sie in Gegensatz zur Sowjetunion, die ihrerseits mit allem Nachdruck die sozialistischen und links-demokratischen Kräfte innerhalb der polnischen Nation unterstützte.

Das Ergebnis des Kampfes um das neue Polen auf verschiedenen Ebenen ist ein neues Polen (verglichen mit der 1. Polnischen Republik) in vierfacher Hinsicht:

1. Ein Polen in neuen Grenzen in Ost und West, ein Polen, das um ca. 250 km nach Westen «versetzt» wurde. Es ist ein national geschlossenes Polen mit völlig unbedeutenden Minderheiten auf einem Territorium und, auf diesen Punkt legt die polnische Geschichtsschreibung besonderen Wert, das fast dem Polen aus dem 11. Jahrhundert gleicht.

2. Es ist ein Polen mit einer sich sehr mühsam entwickelnden sozialistischen Gesellschaftsordnung auf der Grundlage des staatlichen Eigentums an den westlichsten Produktionsmitteln.

3. Es ist ein Staat, der sich unter schweren Opfern von einem Agrarstaat zu einem Industrie-Agrarstaat entwickelt. Dieser Wandlungsprozess ist noch lange nicht abgeschlossen, zumal sich der Grossteil des Bodens im bäuerlichen Einzelbesitz befindet.

4. Es ist ein Polen, das einerseits voll integriert ist in das Bündnissystem des Warschauer Paktes und in das Wirtschaftssystem des Comecon, das aber andererseits zu den westlichen Mächten und auch zur Bundesrepublik Deutschland von Jahr zu Jahr bessere Beziehungen erreichte. So ist ein Polen entstanden mit gesicherten Grenzen und mit freundschaftlichen Beziehungen zu den meisten Staaten der Erde. Es ist ein Polen entstanden, das praktisch keine Feinde in der Welt hat und das auch freundschaftlich verbunden ist mit den Millionen Polen in der ganzen Welt. So hat Polen viel mehr nach dem Kriege erreicht und durch den tapferen Kampf gegen Hitler-Deutschland errungen, als es aufgrund seiner bitteren geschichtlichen Erfahrungen erhoffen konnte.

## 2. Probleme des Aufbaus

«Wenn Sie über Polen schreiben, dann denken Sie daran, dass wir bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg ein Bauernland waren.» Mehr als einmal habe ich auf meinen Reisen durch Polen diesen Satz gehört. Ich habe ihn nicht vergessen. Und auch den anderen Satz nicht: «Nennen Sie mir ausser Polen noch ein Land auf der Erde, das in kürzester Zeit seine Industrie aufbaute und gleichzeitig erst das Analphabetentum beseitigte.» Auch das ist richtig. 18% der erwachsenen polnischen Bevölkerung konnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weder lesen noch schreiben. Dabei sollte man nicht übersehen, dass die junge Sowjetunion nach Beendigung des Bürgerkrieges 1920/21 vor ganz

ähnlichen Problemen stand, die sie ebenso löste wie Polen. Und da sind wir schon mitten drin in den polnischen Problemen von 1945. Die Zerstörungen sind unvorstellbar. Das Ergebnis der deutschen Kolonialpolitik in Polen zwischen 1939 und 1945 sieht, in dürren Zahlen ausgedrückt, so aus:

6'028'000 Tote, davon 89,3% durch Terror und 10,7% durch Kriegseinwirkungen. Das heisst, dass 22,2% der polnischen Nation getötet wurde (in die Zahl von 6 Millionen sind die Millionen polnischer Juden eingeschlossen). 590'000 Krüppel, davon 60'000 geistig geschädigt. Schwerste Verluste erlitt Polen in den Reihen der Intelligenz und unter Menschen mit höherer Schulbildung. Die materiellen Zerstörungen sind von ungeheurem Ausmass. Es waren zerstört 38% der Landwirtschaft, 33% der Industrie, 65% des Handels, 50% des Transportwesens, 62% des Postwesens, 60% der Verwaltung und der Banken, 60% der Schulen, Universitäten und wissenschaftlichen Institute; 5948 km der Eisenbahnlinien waren zerstört, 14'900 km der Strassen. Nach dem Stand vom August 1939 fehlen in Polen 1,9 Millionen Pferde, 3,9 Millionen Kühe, 4,9 Millionen Schweine, 755'000 Schafe; 75 Millionen Kubikmeter Holz wurden von den deutschen Besatzungsbehörden geschlagen und ab-



*Warschau 1945, die am schlimmsten*

transportiert, und im Altreich schufteten ca. 1,2 bis 1,3 Millionen polnischer Zwangsarbeiter für die Kriegswirtschaft. Die Denkschrift von Hans Frank über die Behandlung der polnischen Zwangsarbeiter im Reich vom November 1943 gibt exakte Auskunft über die Ausbeutung der polnischen Sklaven.

„Aber«, sagen manche, «welche Vorteile errang Polen, als ihm Schlesien und Pommern gegen Ostpolen ‚eingetauscht‘ wurde. Man hat sich doch in Pommern und Schlesien ins gemachte Bett gelegt, ein blühendes Land übernommen und dann alles verkommen lassen.» Diese These können wir noch heute wöchentlich in einer bestimmten westdeutschen Presse lesen. Es ist nur soviel daran richtig, dass mit den riesigen schlesischen Kupfervorkommen und den ober-schlesischen Kohlengruben Polen das wichtigste Fundament seiner neuen Industrie bekam. Aber hat Polen ein blühendes Land übernommen? Durch die Kampfhandlungen 1944/45 wurden in den heutigen Westgebieten Polens 54% der städtischen Bebauung und 27,5% der dörflichen Bebauung vernichtet. Glogau, Küstrin, Kolberg und andere Städte waren fast restlos zerstört. Breslau lag zu 75%, Stettin und Danzig zu 50% in Trümmern. Die Verluste von Wohnhäu-

sern erreichten den Wert von 6,8 Milliarden Vorkriegs-Zloty. Von 10'707 Kilometern Eisenbahnlinien waren 7'563 Kilometer unbrauchbar. Von 60'620 Brücken waren 33'355, und zwar die grössten, gesprengt. Die Industrie war zu 60 bis 70% zerstört. Von 9'225 Betrieben waren 6'727 demoliert. 3,5 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche (das ist 16 der gesamten Nutzfläche) waren vermint. Und welcher «Reichtum» war vorhanden? Es waren vorhanden in Pommern und Schlesien 89'000 Pferde, das sind 10% des Standes von 1939. Es waren 273'000 Rinder da, das sind 7,7% des Standes von 1939. Es waren 195'000 Schweine da, das sind 4% des Standes von 1939. 3,8 Millionen Hektar Ackerland lagen brach. So sah in allgemeinen Umrissen der Zustand Pommerns und Schlesiens aus, als Polen diese Gebiete 1945 zugesprochen wurden. In Pommern und Schlesien siedelten sich 4,5 Millionen Menschen an. Zusammen mit 1 Million bodenständigen Polen, die dem jahrhundertelangen Germanisierungsdruck standgehalten hatten (die stärksten ethnischen polnischen Gruppen lebten im Gebiet von Oppeln, Oberschlesien und im Gebiet von Allenstein), macht das 65% der Bevölkerungszahl dieser Gebiete vor Kriegsausbruch aus. Ein Drittel, das heisst 1,5 Millionen Neusiedler kamen aus der Sowjetunion, ca. 200'000 aus westeuropäischen und anderen Ländern. Es kann also keine Rede davon sein, dass nach der Flucht, der Aussiedlung und Vertreibung von ca. 6 Millionen Deutschen aus Ostpreussen, Pommern und Schlesien, die ja ebenfalls mit hohen Verlustziffern belastet sind, die Polen sich 1945 in den Gebieten jenseits von Oder und Neisse ansiedelten, als wenn man sich in ein frisch bezogenes Bett legt.

Als die Kanonen endlich schwiegen, schien Polen vor schier unlösbaren Aufgaben zu stehen. Wer heute nach 40 Jahren durch Polen reist, wird von den Spuren des Krieges fast nichts mehr bemerken.

Ich habe oft die Frage gestellt: Was wollten denn die Polen eigentlich nach dem Kriege? Was für eine Vorstellung hatten sie vom zukünftigen Polen? Diese Frage ist, wie bei allen Völkern, nicht leicht zu beantworten. Natürlich hätte ich einem polnischen Bekannten diese Frage nie vorzulegen brauchen, denn die Ostexperten in meinem eigenen Lande hätten meine Frage ohne mit der Wimper zu zucken blitzschnell beantwortet. Die Experten und auch die Politiker wissen ja stets, was das Volk will, deshalb fragen sie das Volk auch so selten. Und sie wundern sich dann, wenn das Volk ihnen ab und zu Überraschungen bereitet, bei uns und natür-

lich vor allem auch in Polen. Also: Welche Vorstellungen hatten die Polen von ihrer zukünftigen Gesellschaftsordnung? Die Volksabstimmung von 1946 gibt da eine gewisse Antwort. In ihrer Mehrheit sprach sich die polnische Bevölkerung bei dieser Volksabstimmung für die Bodenreform, für die Verstaatlichung der Grossindustrie und für die Oder-Neisse-Grenze aus. Die nachträgliche Feststellung einiger Ostexperten, diese Volksabstimmung sei eine ungeheure Fälschung gewesen, und die überwiegende Mehrheit der Polen hätte sich für die Privatindustrie, gegen die Bodenreform und gegen die Oder-Neisse-Grenze ausgesprochen, ist absurd und nicht diskutabel. Selbst ehemalige Offiziere der Landesarmee, mit denen ich diskutierte und die teilweise heute noch ein ausserordentlich kritisches Verhältnis zu Volkspolen haben, haben niemals daran gedacht, die Bodenreform, die Verstaatlichung der Grossindustrie oder die neue Westgrenze Polens abzulehnen. Soweit es also überhaupt feststellbar ist, ging der Wille der Mehrheit der Polen nicht dahin, zu den gesellschaftlichen Zuständen Vorkriegspolens zurückzukehren.

Der polnische Bürgerkrieg wurde 1947 nach zwei erfolgreichen Amnestien (ca. 100'000 polnische Untergrundkämpfer kehrten in die Legalität zurück und gaben ihre Waffen ab) und durch die Wahlen von 1947 beendet. Bis dahin hatte der Ministerpräsident der Londoner Exilregierung und Führer der polnischen Bauernpartei (PSL) Stanislaw Mikolajczyk der am 28. Juni 1945 gebildeten provisorischen Regierung als stellvertretender Ministerpräsident angehört.

Bei den Wahlen von 1947 bereitete Mikolajczyk seiner Partei selbst eine Niederlage, indem die PSL:

1. den Bürgerkrieg auf der Seite der AK versteckt unterstützt hatte, 2. bei der Volksabstimmung 1946 die Bevölkerung aufforderte, gegen die Oder-Neisse-Grenze zu stimmen, 3. sich aussenpolitisch auf die USA orientierte, deren Staatsekretär Byrnes im Herbst 1946 bei einer Rede in Stuttgart eine Wende in den amerikanisch-deutschen Beziehungen ankündigte und sich gegen die Oder-Neisse-Grenze aussprach.

Bei den Wahlen 1947 errang der Block der demokratischen Parteien (Kommunisten, Sozialisten, linke Bauernpartei und Demokraten) 81% der Stimmen. Die PSL erlitt eine schlimme Niederlage und konnte nur 10,3% der Stimmen erringen. Mikolajczyk verliess Polen im Herbst 1947 für immer.

Die Grundlage des Staates war die Verfassung von 1921 (bis 1952) mit den Änderungen von 1947.

Die politische Konsolidierung Polens zwi-



zerstörte Grossstadt Europas

schen 1945 und 1949 geschah parallel zu dem enormen wirtschaftlichen Aufschwung.

Die Sowjetunion hat die Entwicklung Polens in dieser Zeit kaum nachhaltiger beeinflusst, als die Westmächte die politische und wirtschaftliche Entwicklung in den deutschen Westzonen. Umfangreiche Kredite und Sachlieferungen schon 1945 wurden Polen durch die SU gewährt.

Ein Indiz für den Willen, zu einem neuen Polen zu gelangen, sind die ungeheure Begeisterung und der immense Fleiss beim Aufbau. Die Kraftanstrengungen und die Opfer sind gewaltig. Die Industrieproduktion Polens stieg 1947 um 33%, 1948 um 37% und 1949 um 22%, und schon in diesem Jahr 1948 hatte Polen das Vorkriegsniveau der Produktion erreicht. Glaubt jemand wirklich, das könne man mit einem Volk erreichen, das dieses Polen prinzipiell und überhaupt ablehnte? Die riesigen Aufbauleistungen beim Wohnungsbau – Millionen Polen waren obdachlos – und die grossartige Restaurierung historischer Gebäude, ja ganzer Städte und Stadtteile, das sind weitere Pluspunkte, die die polnischen Aufbauleistungen schon ab 1946 charakterisieren.

Sehr schwierig gestaltete sich die Entwicklung der Landwirtschaft. Durch die Bodenreform – über 6 Millionen ha. wurden an über eine Million Bauern und Landarbeiter aufgeteilt – wurde zunächst der Landhunger der Bauern befriedigt. Der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung ging von 72% auf ca. 30% zurück. Millionen Bauern wurden Industriearbeiter. Obwohl 1950 immer noch nur 19% der Einzelbauernhöfe elektrischen Strom hatten (heute sind es fast 100%) und auf 627 Hektar nur ein Traktor zur Verfügung stand, versuchte die Staatsführung nach 1948 unter dem Zwang Stalins, die Kollektivierung der Landwirtschaft durchzuführen, was bekanntlich mit einem vollständigen Fiasko endete. Weder standen Traktoren, Mähdräcker, elektrische Melkanlagen usw. für die Industrialisierung der Landwirtschaft zur Verfügung, noch waren die Bauern der Überzeugung, dass ein genossenschaftlicher Zusammenschluss auf die Dauer günstiger sein könnte als die Einzelwirtschaften. Dieses völlig fehlgeschlagene Experiment der Kollektivierung hat die Entwicklung der Landwirtschaft sehr gebremst, und die Aus-

wirkungen dauern bis heute an. Die polnische Landwirtschaft produziert immer noch zu wenig Lebensmittel für den Markt, insbesondere die Produktion von hochwertigen Fleischerzeugnissen und Frischfleisch ist bis heute ein empfindlicher Engpass bei der Versorgung der Bevölkerung geblieben und eine Ursache für immer wiederkehrende Unzufriedenheit. Der Umgang mit den Bauern war schwierig, und das hat durchaus auch geschichtliche Ursachen. So schwierig war vor 200 Jahren auch der Umgang mit dem polnischen Kleinadel, mit der Schlachta: viel individuelle Freiheit und so wenig wie möglich Staat. Sehr problematisch entwickelte sich auch das Verhältnis zwischen Staat und Kirche im Nachkriegspolen. Es ist ganz falsch, wenn in vordergründiger Absicht die Spannungen zwischen Staat und Kirche immer nur einseitig dem Staat angelastet werden. Die Reibungsflächen zwischen Staat und Kirche ergeben sich keineswegs primär aus der Frage des Atheismus. Die Reibungsflächen ergeben sich vor allem immer wieder dort, wo der Staat der Neuzeit – völlig unabhängig von der polnischen Situation – die traditionelle Rolle der Kirche, die über Jahrhunderte hinweg staatliche Funktionen ausübte, beschneidet. Die Gegensätze sind aber in Polen komplizierter als in manchen anderen Ländern, weil ja die polnische Kirche in der Zeit der Teilungen, der völligen Beseitigung des polnischen Staatswesens zwischen 1795 und 1918 eine jener Institutionen war, die zu den stärksten Klammern gehörte, die die polnische Nation zusammenhielten. Sie war auch während des gesamten Zweiten Weltkrieges eine nationale, patriotische Institution, ganz im Gegensatz zu den katholischen Kirchen einiger anderer Länder. Die polnische Kirche hat sich bis heute nicht mit der Tatsache abgefunden, dass sie in einem modernen Staatswesen (ganz gleich, ob bürgerlich oder sozialistisch) nichts anderes sein kann, als ein öffentlich-rechtlicher oder privatrechtlicher Verein, dessen traditionelle Funktionen als Standesamt oder als Volksbildungsministerium oder als Träger der Krankenfürsorge vom Staat wahrgenommen werden. Das ist der Keim der Konflikte, nicht die Frage, ob die Polen ungehindert in die Kirche gehen dürfen oder nicht. Wenn man es etwas ironisch ausdrücken will, dann könnte man sagen, dass die Art und Weise, wie die Polen völlig ungehindert ihren Got-

tesdienst in der Kirche und in Massen auf der Strasse abhalten, oder wenn wir an ihre riesigen Prozessionen denken, dass das alles von unserer Polizei als «Störung der öffentlichen Ordnung» empfunden würde.

Insgesamt gesehen ist Volkspolen ein grosses Beispiel in unserer Welt:

2. Ein Beispiel, wie Tatkraft und Fleiss ein Volk in relativ kurzer Zeit aus furchtbarster Zerstörung und Zerrüttung in ein geordnetes, sozial abgesichertes Gemeinwesen hinführen können, wenn die Kräfte und die Initiative des Volkes frei werden.

3. Ein Beispiel, dass sozialistische Staatsgewalt und tätiges Christentum (und viele Marxisten in Westeuropa haben das seit langem behauptet) sich nicht nur nicht ausschliessen, sondern zu einer sachlichen Zusammenarbeit gelangen können, ohne dass eine der beiden Seiten ihren Standpunkt verleugnet. Letzthin – und das können wir bis in die Gegenwart verfolgen – war der polnische Patriotismus immer wieder jene grosse historische Klammer, die Gläubige und Nicht-Gläubige zusammenführte.

4. Ein Beispiel einer Nation, die überlebte, weil sie auch in ihrer Geschichte lebt. Das Wissen um die eigene Geschichte hat Polen Kräfte verliehen, mit denen es gelang, selbst mit der Hölle Adolf Hitlers fertig zu werden. Am Abschluss dieser skizzenhaften Schilderung sei an einige Sätze aus dem eingangs zitierten Roman «Asche und Diamant» erinnert:

«Der nahe Frieden schloss nichts ab, führte nichts zu Ende. In dem verstummenden Geschützfeuer, in diesen Tagen, die befreit waren von Angst, diesen Nächten, die nicht mehr das Pfeifen der Bomben zerreißen noch der Widerschein der Brände erhellen sollte, in diesem Frühling, der die Hoffnungen der Lebenden und Toten erfüllen sollte, lag die Menschheit sterbenskrank und sterbensmüde darnieder. Es gab in Europa keinen Fussbreit Land, das nicht vom Blut durchtränkt war. Viele Millionen wurden ermordet. Friede ihrer Asche! Ihr grauenvoller Tod erschien jetzt nahezu einfach, verglichen mit dem Schicksal jener, denen man das Leben gelassen, während man ihre Herzen und Seelen gemordet hatte. Die besieigten Verbrecher lebten in ihren Opfern fort. Worüber erhob sich also der Siegestriumph? Über Ruinen und Gräbern, über der geschändeten Menschenwürde...»

**Bernd Bonwetsch**  
**Arme Sieger**  
**Die Sowjetunion 1945-1949**

Die Sowjetunion gehörte im Innern auf die Seite der Verlierer, wenn sie auch international in den Rang einer Weltmacht aufgerückt war. Die Menschenverluste waren so hoch, dass sie ein Jahrzehnt lang nicht entfernt in ihrem ganzen Ausmass angegeben wurden. Erst seit dem 20. Parteitag wird mit 20 Millionen Toten, 10 Prozent der Vorkriegsbevölkerung, eine offizielle Zahl genannt, die zumindest an der unteren Grenze realistischer, bis zu 27,5 Millionen reichender Schätzungen liegt.

Erst 1955 erreichte die Bevölkerungszahl wieder den Vorkriegsstand. Der kriegsbedingte Frauenüberschuss ist bis heute noch nicht völlig ausgeglichen. Direkt nach dem Krieg hiess dies, dass Frauen nicht nur Waisen und Invaliden pflegten, sondern auch den Wiederaufbau zu einem wesentlichen Teil trugen. Sie stellten 1945 57% und 1950 47% aller Arbeiter und Angestellten. Der Vorkriegsanteil hatte 39% betragen.

Selbst dieser bescheidene Rückgang wurde nur möglich, weil Frauen die Arbeit auf dem Dorf fast allein auf ihre Schultern nahmen: War das Geschlechterverhältnis 1940 in den

«In der Welt hatte sich eine grundlegende Veränderung des Kräfteverhältnisses zugunsten der Sowjetunion und zuungunsten des Kapitalismus vollzogen. Diese Veränderung erfolgte in erster Linie dank den glänzenden Siegen der UdSSR im zweiten Weltkrieg. Die UdSSR war am Ende des Krieges politisch stärker als zu seinem Beginn: die Einheit von Volk, Partei und Regierung war fester geworden, die Autorität und das moralisch-politische Prestige des Sowjetstaates waren gewachsen und sein internationaler Einfluss hatte wesentlich zugenommen. Ohne ihre Teilnahme konnte nunmehr keine einzige wichtige Frage der Weltpolitik mehr völlig gelöst werden.»

*aus: Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Berlin/DDR 1971, S. 643ff.*

Kolchosen noch ausgeglichen, so kamen 1945 auf einen arbeitsfähigen Mann drei und 1946, nach der grossen Demobilisierungswelle, immer noch zwei Frauen. An diesem Verhältnis änderte sich bis 1950 nichts mehr, weil arbeitsfähige Männer von der Industrie angelockt wurden. Das «schwache Geschlecht» besorgte unterdes die schwere Landarbeit und musste dabei nicht nur Männer, sondern auch Maschinen und Zugvieh ersetzen. Wo keine Kuh vor den Deutschen gerettet worden war, da «spannten sich einige Frauen vor den Pflug, den ein Halbwüchsiger von vierzehn-fünfzehn Jahren führte.» Bis 1947 war so etwas keine Seltenheit.<sup>1</sup>

Die Sowjetunion wurde aber nicht allein durch Menschenverluste, sondern auch durch ungeheure Zerstörungen getroffen. Zur Untermauerung der Reparationsforderungen wurden sie detailliert ermittelt. Danach waren u.a. 50% des städtischen und 75% des ländlichen Wohnraums im Kriegsgebiet beschädigt oder zerstört, 31'850 Industriebetriebe für 4 Millionen Arbeiter, 65'000 km Eisenbahngleise und 41'000



*Erinnerung an friedliche Zeiten*



*Für die verwundeten Partisanen (1944)*

Bahnhöfe vernichtet, 24 Millionen Stück Grossvieh geraubt oder getötet worden – insgesamt ein direkter Schaden, der mit 679 Mrd. Dollar beziffert wurde.

Der deutsche Überfall hatte weite Teile der UdSSR in Schutt und Asche gelegt. Ende 1945 war z.B. in den ehemals besetzten Gebieten – über 1,5 Millionen Quadratkilometer – nur etwa 30 Prozent der industriellen Vorkriegskapazität in Betrieb, obwohl die Wiederankurbelung der Industrie seit dem Umschwung an der Front 1943 um fast jeden Preis betrieben worden war. Die Situation war für den Sieger Sowjetunion umso düsterer, als selbst der Verlierer Deutschland trotz aller Zerstörungen hinsichtlich der Industriekapazität 1945 eher besser dastand als 1939 – ganz zu schweigen von der wirtschaftlichen Expansion der Vereinigten Staaten, die auch noch über die Atombombe verfügten. Für eine Weltmacht, die ihrem politischen Status wirtschaftlich gewachsen sein wollte, bestand mithin 1945 kein Zweifel daran, dass die beschränkten Ressourcen und Energien vorrangig der Schwerindustrie zugutekommen sollten. Die Frage war vornehmlich: In welchen Regionen? Die Ostgebiete jenseits der Wolga hatten während des Krieges einen grossen Aufschwung erlebt. Sie konnten 1945 ihre Produktion gegenüber

dem Vorkriegsstand verdoppeln, hätten aber erneut grosse Investitionen bei einem weiterhin relativ kleinen Anteil an der Gesamtproduktion verlangt, weil die entsprechende Infrastruktur jenseits des Ural weitgehend erst noch aufzubauen war.

In den traditionellen Industriegebieten des Westens hingegen hätten sich Investitionen schneller amortisiert, bei gleichem Kapitaleinsatz wäre der direkte Produktionsgewinn grösser gewesen. Sprachen für den Osten langfristige strukturpolitische und, nach den Erfahrungen des Krieges, auch militärische Erwägungen, so boten die Industrien des Westens die Aussicht schnellerer Befriedigung dringender Bedürfnisse – ein Zielkonflikt, der schon die Wirtschaftspolitik der Vorkriegszeit geprägt hatte.

Neben diesem Streit und zugleich mit ihm verwoben wurde eine Auseinandersetzung über das Tempo der Industrialisierung geführt, auch wenn dies nicht offen ausgesprochen wurde. Es ging bei diesen seit der «Industrialisierungsdebatte» der 20er Jahre immer wieder verdeckt ausgetragenen Differenzen um die Frage nach der volkswirtschaftlichen Balance, um das Verhältnis, in dem die Wirtschaftspolitik neben den aussen- und grossmachtpolitischen Interessen der Sowjetunion auch das Konsumenteninteresse ihrer Bürger berücksichtigen sollte.

Zweifellos bestand 1945 Anlass genug, trotz aller Grossmachtzwänge auch über die Bedürfnisse der Bevölkerung nachzudenken. Über deren Wünsche gab es keinen Zweifel. Der für alle evidenten Sinn der Anstrengungen für den Sieg über Deutschland hatte Soldaten wie Zivilisten die unmenschlichen Entbehungen des Krieges ertragen lassen. Für die Zivilbevölkerung waren sie weit über das hinausgegangen, was etwa die deutsche Bevölkerung hatte auf sich nehmen müssen. Aber jetzt, angesichts des Sieges, war das Gefühl, ein Anrecht auf Erleichterung, auf Freiheit und bessere Lebensbedingungen zu haben, weit verbreitet.

Die Intelligenz, materiell bessergestellt, erhoffte vor allem grössere Freiheit von der Furcht vor einer Wiederkehr des «Jahres siebenunddreissig», des Massenterrors. Auch allgemein in der Bevölkerung war die Erwartung von grösserer Freiheit, Ruhe und besserem Leben allgegenwärtig. Nicht nur der populäre Kriegslыriker Aleksej Surkov wusste, dass die Soldaten die Mühsal des Krieges auch deshalb ohne Murren ertrugen, weil sie darauf zählten, nach dem Sieg den «Becher leeren» und «nach Herzenslust ausruhen» zu können.<sup>2</sup> In zahllosen Zeugnissen

fand die Ansicht Ausdruck, dass es «so nicht weitergehen» könne, dass sich «alles ändern» müsse. Erstaunlich war vor allem die kurz zuvor noch undenkbare Offenheit, mit der Kritik an den Verhältnissen in der Sowjetunion geübt wurde.

Das hing zum einen mit der spürbaren Verminderung des inneren Drucks zusammen, zum anderen jedoch mit dem vielfältigen Auslandskontakt, einer ganz neuen, unerwarteten Erfahrung. Millionen Rotarmisten hatten selbst in ärmeren Ländern Europas einen Lebensstandard kennengelernt, der den ihren weit übertraf. Das wirkte ausserordentlich demoralisierend. Tausende von Rotarmisten desertierten, Millionen Demobilisierter und Repatriierter kehrten nach Hause zurück und verglichen ihre Eindrücke mit der sowjetischen Wirklichkeit. Unzufriedenheit und Unlust machten sich breit, Disziplin und Arbeitsmoral liessen generell nach. Aufforderungen an die Heimkehrer, die moralische Überlegenheit des Sowjetsystems zu sehen und sich nicht von «deutscher Dorfkultur» und kapitalistischem Flitter täuschen zu lassen, fruchteten nichts, solange die Verbesserung des Konsumgüterangebots auf dem Lande ein nicht einzulösendes Versprechen blieb. Selbst der Anschluss des Dorfs an die Stromversorgung, im Februar 1945 von der Regierung beschlossen,

war ein Wunschtraum, der bis 1950 nur für Prozent der Kolchosen in Erfüllung ging.

Vor allem aber gab es nicht die erhoffte Ruhepause. Seit dem Sieg im Westen, seit Mai 1945 ergingen vielmehr Appelle, die «militärische und wirtschaftliche Macht der Sowjetunion» weiter zu stärken. Von besonderer Erholung könne nicht die Rede sein, zunächst einmal sei noch viel zu arbeiten, erklärte z.B. Staatspräsident Kalinin im August 1945 in mehreren Reden vor Kolchosbauern und Parteiarbeitern.<sup>3</sup> Dabei war auch ihm bewusst, dass die heimkehrenden Soldaten nach den Entbehrungen des Krieges keinen «Gefallen an der Arbeit» mehr fanden, oder, wie ein anderer Funktionär klagte, sich die Produktionspläne «nicht einmal anhören» wollten.<sup>4</sup>

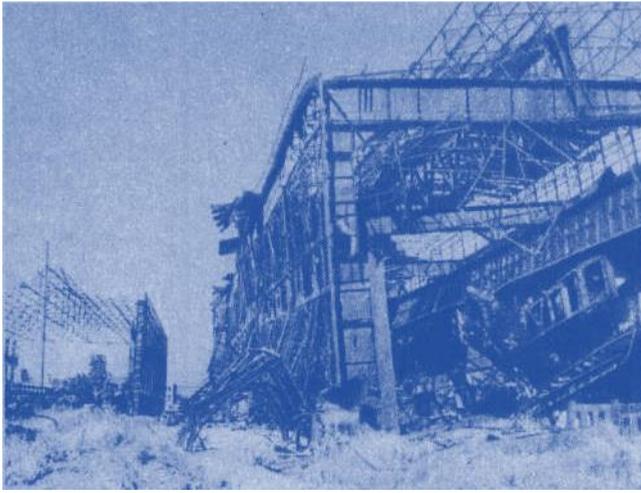
Kalinin, dessen Reden als offizieller Standpunkt in allen wichtigen Zeitungen und Zeitschriften verbreitet wurden, empfahl angesichts dieser Unlust, an den Patriotismus der Bauern zu appellieren, der diese während des Krieges unter materiell noch schlechteren Bedingungen motiviert habe, alles zu geben. Aber nicht nur auf die «Grösse des Sieges», vor allem die Gebietserwerbungen im Osten wie im Westen, sollte hingewiesen werden, um zu neuen Anstrengungen anzu-spornen, sondern auch darauf, dass der «er-rungene Sieg noch nicht alle Gefahren für

unser staatliches Dasein und unsere sozialistische Ordnung» beseitigt habe. Geschwunden sei nur die «konkreteste, unmittelbarste Gefahr ... von Seiten Hitler-Deutschlands». Um die «Kriegsgefahr tatsächlich für eine lange Zeit» schwinden zu lassen, sei es nötig, durch grosse Aufbauleistungen den «Sieg zu sichern».

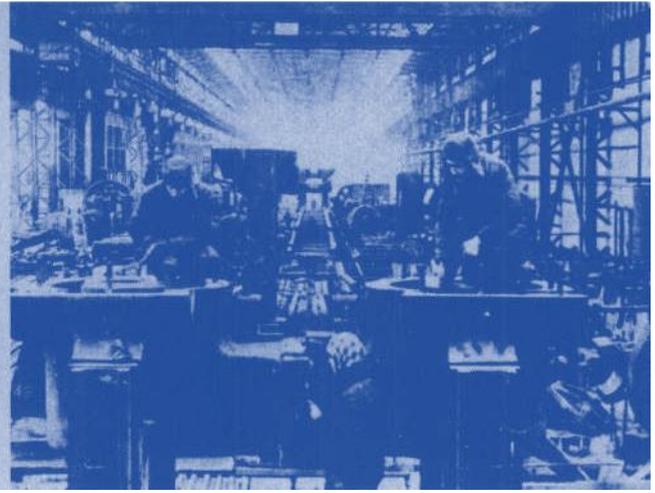
Damit hatte Kalinin ein Problem angesprochen, das die wirtschaftspolitischen Diskussionen und Entscheidungen der sowjetischen Führung 1945/46 nachhaltig beeinflusste. Die Frage war, wieweit die Sowjetunion sich angesichts der neuen internationalen Lage ungefährdet dem inneren Aufbau widmen konnte, oder aber sich auf neue militärische Verwicklungen vorbereiten sollte.

Wie die äussere Lage in Moskau intern beurteilt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Die bedrohlichen Tendenzen im Verhältnis zu den Kriegsalliierten und das Stärkegefälle im Vergleich zu den USA führten jedoch offenbar nicht zu der Überzeugung, dass die Sowjetunion akut bedroht sei. Insbesondere die Demobilisierung der Roten Armee von 11,4 Mio. Mann 1945 auf 2,9 Mio. 1948, d.h. etwa den Mannschaftsstand der amerikanischen und britischen Streitkräfte, lässt angesichts des amerikanischen Atomwaffen- und strategischen Bombermonopols keinen anderen Schluss zu. Dem entsprach ein aussen-





1946. Das völlig zerstörte Hüttenwerk «Zaporozstal» in der Ukraine



1947. Eine der Blechwalzstrassen des Werkes wird wieder errichtet

politisches Verhalten, das nicht ganz risikolos war.

In den aussenpolitischen Erklärungen der sowjetischen Regierung und besonders Stalins wurden zwar immer wieder gefährliche Erscheinungen in den internationalen Beziehungen beklagt, die Gefahr eines Krieges jedoch zumeist verneint und die Möglichkeit friedlichen Zusammenlebens mit den kapitalistischen Staaten hervorgehoben. Nichtsdestoweniger waren damit Gefahren für die Sowjetunion nicht für alle Zeit auszuschliessen, und dies war zweifellos das ausschlaggebende Argument derjenigen in der sowjetischen Führung, die ohnedies den Primat der Schwerindustrie vertraten.

Besonders deutlich wurde dieser Zusammenhang im Zuge der verdeckt geführten innerparteilichen Auseinandersetzung um den neuen 5-Jahr-Plan. Die Meinungsverschiedenheiten waren beträchtlich. Das Politbüro hatte den Planentwurf am 8. August 1945 zwar für den 15. Oktober angefordert, dann aber die Entscheidung verschleppt. Noch am 14. Februar 1946 konnte es sich nicht einigen. Bis dahin wurden von den Parteiführern in öffentlichen Reden aus Anlass der Wahlen zum Obersten Sowjet unterschiedliche Schwerpunkte nach einem deutlichen Muster gesetzt: Die Befürworter eines harten, die Schwerindustrie favorisierenden Kurses verwiesen in auffälliger Weise auf die «kapitalistische Einkreisung» und die Gefahr neuer Aggressionen gegen die Sowjetunion. Diejenigen, die für eine stärkere Berücksichtigung der Konsumgüterproduktion plädierten, betonten hingegen positive Aspekte der internationalen Lage und erwähnten mögliche Gefahren eher beiläufig.

Erst in der zweiten Februarhälfte scheint sich der Konsens ergeben zu haben, der dann am 4. März 1946 vom Politbüro beschlossen und

am 15. März von Nikolaj Voznesenskij, dem Vorsitzenden der Plankommission, dem Obersten Sowjet vorgelegt wurde. Ihm lag das Leitmotiv der forcierten Industrialisierung, das «Einholen und Überholen» der kapitalistischen Länder zugrunde. Es war bereits in Stalins Wahlrede vom 9. Februar als Ziel der nächsten drei 5-Jahr-Pläne genannt worden. Einen Tag nachdem Stalin in einer ausserordentlich scharfen Reaktion auf Churchills Rede vom «Eisernen Vorhang» die Gefahr eines neuen Krieges beschworen hatte, präsentierte Voznesenskij nun einen Plan, der keine Atempause vorsah.

Hohen Wachstumsraten der Schwerindustrie standen niedrigere oder vage Ziele in Bereichen wie Wohnungsbau, Konsumgüter und Landwirtschaft gegenüber. Das bedeutete, dass dem Sowjetbürger erneut Konsumverzicht abverlangt wurde. Begründet wurde der vorgesehene Kurs von Voznesenskij, der selbst kurz zuvor noch für die Konsumgüterproduktion plädiert hatte, mit der Gefahr neuer Aggressionen, die der Monopolkapitalismus hervorbringe. Mit dem abschliessenden Zitat Stalins von 1931: «Ein Verlangsamten des Tempos ... würde einem Rückschritt gleichkommen, – und die Rückständigen werden geschlagen» waren die Prioritäten unmissverständlich gekennzeichnet, hatte Stalin doch damals gerechtfertigt, warum das Land «angepeitscht» werden müsse. Allerdings war mit der Verabschiedung des Plans noch nicht alles entschieden. Die Realisierung sah anders aus als der Entwurf. Wie vor dem Krieg war der Plan eher Absichtserklärung als Handlungsanweisung. Der Streit um die Prioritäten ging weiter und konnte auch einmal zugunsten der Konsumgüter ausschlagen. So beschloss der Ministerrat am 23. Dezember 1946, die Leichtindustrie stärker zu fördern. Bis 1950 wurden

daraufhin 2 Mrd. Rubel mehr in diesen Industriezweig investiert als die vorgesehenen 8,2 Mrd. – bei 250 Mrd. Gesamtinvestitionen in der Industrie.

Letztlich wurden die Planproportionen dennoch zugunsten der Schwerindustrie und – militärischen Erwägungen zum Trotz – der Westgebiete verschoben. Immer wieder wurde dabei auf die bedrohliche äussere Lage hingewiesen, wenn die Konzentration der Kräfte auf die «Stossbaustellen», auf die Schwerindustriegiganten des Landes gerechtfertigt wurde. So geschah es z.B., als die beschleunigte Wiederinbetriebnahme des Hüttenwerks «Zaporozstal» verlangt wurde. Leonid Breznev berichtet: «In der Nacht (8./9. März 1947, B.B.) rief mich Stalin an. Das Gespräch war ernst. Alles, was wir mit Mühe erreicht hatten, was noch vor kurzem als Erfolg angesehen worden war, verwandelte sich plötzlich fast in eine Niederlage. Die Umstände hatten sich geändert – nicht bei uns im Gebiet, aber im Lande und in der Welt. Die Frist für die Inbetriebnahme des gesamten Stahlblechkomplexes wurde uns auf den kommenden Herbst vorverlegt. Wir sollten das Bautempo beschleunigen... das hing mit dem ‚Kalten Krieg‘ zusammen.»<sup>5</sup> Der Hinweis auf die Weltlage verlieh zweifellos einer Forderung Nachdruck, deren Berechtigung nicht als selbstverständlich empfunden wurde. Am 8. März war das Bautempo in Zaporoz'e in der Pravda bereits zum zweiten Mal kritisiert worden, während im Hüttenwerk selbst die allgemeine Kampagne zur Erfüllung des Jahresplans für 1947 bis zum 30. Jahrestag der Oktoberrevolution am 7. November – sie war bereits vor Verabschiedung des Plans gestartet worden! – noch keine Resonanz gefunden hatte. Nach Gründen brauchte man nicht zu suchen.

Nicht nur für Zaporoz'e galt, was der damalige Gebietssekretär Breznev berichtet: dass die «Disziplin schlecht» war, dass «bewaffnete Banden» die Nächte unsicher machten, dass Raub und Kriminalität «ernsthaft die Durchführung der dritten Schicht» gefährdeten. Nicht nur in Zaporoz'e hielt sich der Arbeitseнтуhusiasmus in Grenzen, hatte sich eine Einstellung des «Irgendwie-wird-es-schon-Werden» gebildet. Wie auch nicht! In einer Zeit des allgegenwärtigen Mangels, in der sich Andrej Ėdanov, der damals nach Stalin wichtigste Mann im Führungszirkel der Weltmacht Sowjetunion, persönlich um die Belieferung eines Stahlwerks mit Glühbirnen kümmern musste, in der lustlosen Bauarbeitern empfohlen wurde, fehlenden Zement durch Bewusstsein zu ersetzen, da gab es wahrhaftig Dinge, die die Aufmerksamkeit der Bevölkerung mehr beanspruchten als Hochöfen und Walzstrassen.

Jetzt jedoch wurde in Zaporoz'e reagiert: Sechs Tage nach Stalins Anruf, am 15. März, verpflichteten sich die Bauarbeiter, den Stahlblechkomplex und andere Werksteile bis zum 7. November fertigzustellen. Und nicht nur dort gelang es, die Arbeiter in

immer neuen Kampagnen dazu zu bringen, sich ins Zeug zu legen, notfalls auch Sicherheitsvorschriften zu missachten und, «wie an der Front, Festung um Festung zu nehmen». Die Atmosphäre des Schlachtfeldes wurde, wie bereits vor dem Krieg, auf die Produktionsschlacht übertragen. Schon 1947 wurde so der relativ hohe Stand der Vorkriegsproduktion in der Schwerindustrie erreicht. Doch zum Einhalten – keine Zeit: «Vorwärts», hiess es, «zu neuen Siegen!» Am Ende wurde das Globalziel des 5-Jahrsplans auf industriellem Sektor erheblich übertroffen. Doch um welchen Preis! Die Statistik zeigt, dass die Produktionsschlacht an der schwerindustriellen Front geführt und gewonnen, dass auf Nebenkriegsschauplätzen wie Konsumgütererzeugung und Landwirtschaft aber trotz allen Gefechtslärms eher hinhaltend gekämpft wurde:

	1944	1945	1946	1947	1948	1949	1950 (Plan)	Gesamtindustrie	104
Schwerindustrie	92	77	93	118	141	173	148		
Konsumgüter	136	112	82	101	130	163	205		
Landwirtschaft	54	59	67	82	99	107	123		
Getreideernte (Mio.t)	51	49	41	69	70	73	85	127	107
	487.47.3	39.6	65.9	67.2	70.2	81.2			

Quelle: Narodnoe chosjajstvo SSSR v 1961 godu. Moskau 1962, S. 170,292; A. Nove, An Economic History of the USSR, Harmondsworth 1972, S. 291, 303.

88 Prozent der Industrieinvestitionen – praktisch ebensoviel wie während des Krieges – und der grösste Teil der Aufmerksamkeit von Partei und Regierung galten der Schwerindustrie. Ihre Produktion wurde gegenüber 1940 mehr als verdoppelt.

Auch die Weltmacht Sowjetunion verfügte ab 1949 über die Atombombe. Das Nachsehen jedoch hatte der sowjetische Verbraucher, für den 1950 immer noch kaum mehr Stoff, weniger Schuhe und vor allem weniger Getreide produziert wurde als 1940.

Im Dezember 1947 wurde zwar die Rationierung aufgehoben, aber nicht etwa, weil bereits genügend produziert wurde, sondern weil die «Gleichmacherei» beendet und selbst über allernötigste Grundnahrungsmittel wieder ein Leistungsanreiz gegeben werden sollte. Das Angebot an Nahrungsmitteln und Verbrauchsgütern blieb nämlich weiterhin kümmerlich. 1946 kam gerade halb so viel auf den Markt wie 1940, erst 1950 etwa ebensoviel. Der Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage wurde über eine drastische Preiserhöhung auf etwa das Dreifache hergestellt. Das Kilo Roggenbrot kostete nun 3 statt 1 Rubel. Da auch dies den im Krieg geschaffenen Kaufkraft-Überhang nicht be-



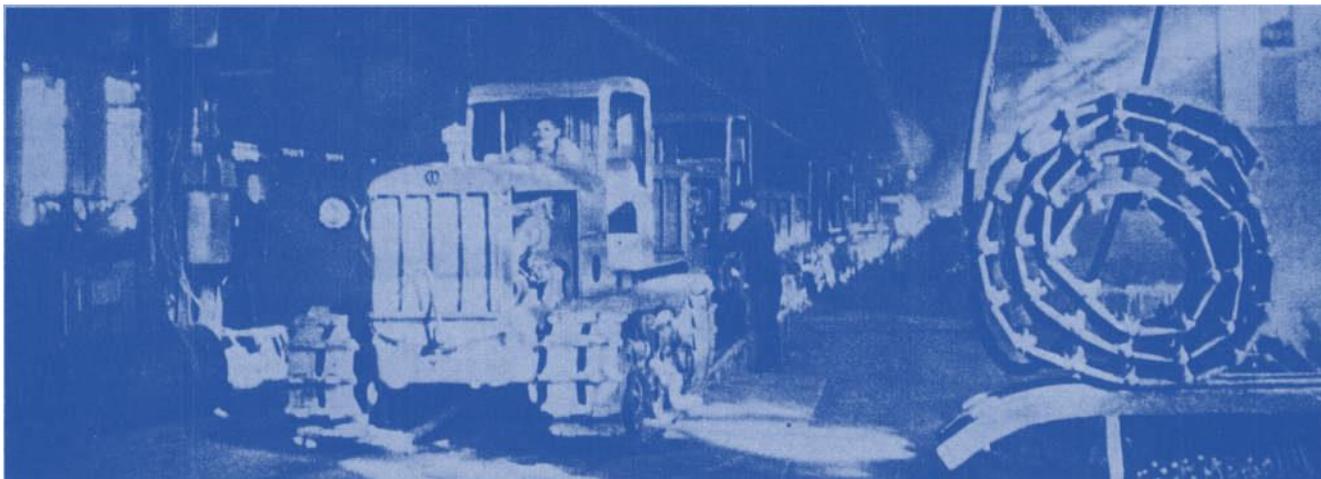
Stalingrad 2. Februar 1943



1945. Der Wiederaufbau Stalingrads beginnt



1947. Aus den Ruinen Stalingrads sind neue Strassenzüge entstanden



*Vier Jahre nach der totalen Zerstörung beginnt im Stalingrader Traktorenwerk wieder die Produktion*

seitigte, wurde gleichzeitig eine Währungsreform durchgeführt, die alle grösseren Sparguthaben – auch die in den staatlichen Zwangsanleihen – und Bargeldersparnisse reduzierte: Die Guthaben wurden im Verhältnis 1:1 bis 1:10 umgetauscht.

Für die Masse der Verbraucher bedeutete all dies erhebliche Realeinkommensverluste, denn Löhne und Gehälter wurden nicht entsprechend erhöht. Für Löhne unter 900 Rubel monatlich gab es zwar einen «Brotzuschlag» von 80 bis 110 Rubel, aber auch danach betrug der monatliche Durchschnittsverdienst nur etwa 550 Rubel. Für weniger qualifizierte Arbeiter lag das Einkommen trotz Zuschlags sogar noch unter 300 Rubel oder 100 kg Roggenbrot.

Zu den «neuen Siegen» an der Produktionsfront strebte der durchschnittliche Arbeiter 1947 nur mit der Hälfte des Realeinkommens von 1940. Erst seit März 1949 wurde durch jährlich vorgenommene Preissenkungen bei gleichzeitiger Erhöhung des Warenangebots ein spürbarer Umschwung herbeigeführt. 1950 war das Realeinkommen sowjetischer Arbeiter erst wieder so hoch wie 1940 und damit (nach Chapman) immer noch um 10% niedriger als 1937, dem Höchststand der 30er Jahre.

Allerdings, wie überall, so gab es auch in der Sowjetunion Privilegierte, die von dieser Kargheit wenig spürten: Funktionäre, Bestarbeiter, Spezialisten, einem Verband angehörende Kulturschaffende, Offiziere und Generäle. Zahlenmässig viel stärker ins Gewicht fällt jedoch eine andere Bevölkerungsschicht, die überall sonst gerade in schlechten Zeiten zu den Bessergestellten, in der Sowjetunion jedoch zu den Ärmsten der Armen gehörte: die Bauern in den Kolchosen. Unter den Bauern war während des Krieges die Hoffnung auf eine Lockerung, wenn nicht sogar Auflösung des Kolchossystems

weit verbreitet. In der Parteiführung hat es offenbar auch Befürworter einer Verstärkung des privaten Sektors gegeben. Die in den baltischen Republiken und Westweissrussland erst 1949 vollzogene Kollektivierung ist sicher auch auf interne Differenzen zurückzuführen. Für die bestehenden Kolchosen wurden jedoch durch eine ZK-Verfügung vom 19. September 1946 alle Illusionen im Hinblick auf Erleichterung oder gar Privatisierung genommen. Bis 1950 wurden daraufhin 7,3 Millionen ha «verschleuderten» Landes vor allem von Industriebetrieben an die Kolchosen zurückgegeben. Der private Sektor sollte auf diese und andere Weise eingeschränkt werden.

In diesem Jahr zeichnete sich nach der grössten Dürre seit 1891 eine Missernte vor allem in der Ukraine ab. Die Städte bemerkten davon nur, dass die für Ende 1946 angekündigte Aufhebung der Rationierung verschoben wurde. Auf dem Lande jedoch kehrte Hungersnot mit zahllosen Opfern ein. Selbst in normalen Jahren war der Hunger gerade auf dem Lande eine Alltagserscheinung. Zuzuschreiben war dies den Kriegsfolgen, dem vielen Herumadministrieren und vor allem der geradezu aberwitzigen Preis- und Steuerpolitik. Die staatlichen Aufkaufpreise für wichtige Agrarprodukte wie Getreide, Kartoffeln, Fleisch und Milch – bei technischen Kulturen wie Baumwolle war es anders – waren nach Anfang der 50er Jahre kaum höher, z.T. sogar niedriger als vor dem Krieg. Den Sowchosen (Staatsgütern) wurden z.B. 1952 62 Rubel/Doppelzentner Getreide als Selbstkosten erstattet. Die Kolchosen erhielten 8,25 Rubel und mussten ihre Betriebsmittel obendrein zu Einzelhandelspreisen kaufen, während die Sowchosen sie zu staatlichen Grosshandelspreisen erhielten. Die Kolchosen erzielten mithin Preise, die nicht entfernt die Selbstkosten deckten. Bei Kar-

toffeln deckte der Erlös nicht einmal die von den Kolchosen zu tragenden Kosten des Transports zur Sammelstelle. Kein Wunder, dass die Entlohnung der Kolchosbauern im europäischen Teil der UdSSR mit Naturalien und Geld 1950 noch weit unter dem Vorkriegsstand lag. Es gab sogar fast 2'000 Kolchosen, die ihren Mitgliedern für die geleistete Arbeit weder Geld noch Naturallohn zahlten!

Die Lebensgrundlage der Kolchosbauern blieb überwiegend das privat genutzte «Hofland», dessen Produkte frei verkauft werden konnten – sofern eine Stadt in der Nähe war. Aber auch hier wurde den Bauern das Leben schwermgemacht. Einerseits mussten sie auf das hoch angesetzte, fiktive Einkommen aus der Hoflandwirtschaft einç mehrfach erhöhte Einkommenssteuer zahlen, andererseits war das Hofland mit Pflichtablieferungen in Naturalien belastet, und zwar unabhängig davon, ob die entsprechenden Produkte auch erzeugt wurden. So mussten z.B. pro Haushalt und Jahr über 200l Milch und bestimmte Mengen Fleisch, Gemüse usw. abgeliefert werden. Viele Bauern – nur die Hälfte besass etwa eine private Kuh – mussten diese Produkte kaufen, borgen oder erbetteln. Von dieser Politik waren von 1945-1950 immerhin rund 65 Millionen Menschen betroffen.

Aber nicht nur die kümmerliche, aber doch garantierte Ernährungsration in den Straflagern erschien vielen Freien und besonders Kolchosbauern unter diesen Umständen als Luxus, sondern auch der Schlafplatz in der Baracke. Denn der Wiederaufbau der zerstörten Städte und Dörfer kam nur sehr schleppend in Gang. Ständig wurden zwar unhaltbare Zustände beklagt und Schuldige angeprangert, aber wenn 1946 die Wohnungsbaupläne in der Sowjetunion nicht einmal zur Hälfte erfüllt wurden, wenn der Plan der Industriestadt Dneprodzerzinsk 1947 nur zu 7 Prozent erfüllt wurde, dann waren das

durchaus keine Ausnahmen. Letztendlich wurde der 5-Jahres-Plan im Wohnungsbau zwar übererfüllt – statt 84,4 wurden 102,8 Millionen Quadratmeter Wohnraum neu gebaut oder, vor allem, instandgesetzt. Auf dem Lande wurden 2,7 Millionen Wohnhäuser wiederhergestellt oder neu gebaut. Der Wohnraummangel, bereits vor dem Kriege sprichwörtlich, blieb jedoch ein brennendes Problem. Die durchschnittliche Familie musste sich noch in den 50er Jahren glücklich schätzen, wenn sie ein eigenes Zimmer in einer Wohnung vom «Korridor» bewohnen konnte. Statistisch 7, ohne Gemeinschaftsräume wie Küche, Flur und Bad jedoch eher 5 m<sup>2</sup> Wohnraum standen dem Städter 1950 zur Verfügung. Völlig katastrophal war die Situation in den vom Krieg verheerten Gebieten Russlands, Weissrusslands und der Ukraine. Hier hatte man noch Jahre nach Kriegsende «im Winter den Eindruck, das Land sei unbewohnt, weil sämtliche Häuser zerstört waren und die Menschen in Erdlöchern lebten, die sie mit Zweigen, Flechtwerk und Erde zudeckten. Aus diesen sich kaum als winzige Kuppe abzeichnenden Dächern ragte gewöhnlich ein Stück Ofenrohr in den Himmel.» Angesichts dieser Mangellage konnte sich die Sowjetunion den Luxus grösserer innerer Freiheit nicht leisten. Noch bevor die Waffen schwiegen, wurden ganze Völker aus dem Kaukasus und der Krim sowie Hunderttausende von Einwohnern des Baltikums, Weissrusslands und der Ukraine deportiert oder in die Lager geschickt. Der Vorwurf des Landesverrats traf alle, die irgendwie mit dem Feind in Berührung gekommen waren, auch die nach Deutschland zwangsverpflichteten «Ostarbeiter». Erst nach dem 20. Parteitag wurden diese Völker und viele der «Repressierten» rehabilitiert.

Zweifellos waren unter ihnen tatsächliche Kollaborateure und Gegner des Sowjetstaats. Noch Jahre nach Kriegsende gab es z.B. in den neuen Westgebieten einen erbitterten Untergrundkrieg. Aber die meisten der Betroffenen waren bloss Opfer des Krieges. Gewiss, nicht alle Kriegsgefangenen, nicht alle der über 5 Millionen «Repatriierten», nicht alle Einwohner des besetzten Gebiets gingen in die Lager. Dazu hätten diese gar nicht gereicht, wie Chruscev 1956 in seiner «Geheimrede» bemerkte. Aber mit Misstrauen wurden sie grundsätzlich behandelt. Das spürten z.B. Studienbewerber noch in den 50er Jahren, wenn sie an der Moskauer Universität nur deshalb zurückgestellt wurden, weil sie als Kinder oder Jugendliche im besetzten Gebiet gelebt hatten.

Auch die Kultur blieb von dieser Verhärtung

nicht verschont. Die anfänglichen Illusionen der Intelligenz zerstoben sehr schnell unter der Wucht einer Politik, die als «Zdanovscina» in die sowjetische Geschichte eingegangen ist, benannt nach dem für Kulturfragen zuständigen ZK-Sekretär. Statt der erhofften Liberalisierung gab es eine unbarmherzige Ausmerzungen aller kleinen Freiheiten, an die man sich während des Krieges gewöhnt hatte.

Es begann mit einem ZK-Beschluss vom 14. August 1946, der namentlich besonders den Satiriker Michail Zoscenko und die Lyrikerin Anna Achmatova angriff, aber einen Kurswechsel der gesamten Kulturpolitik einleitete. Es ging weiter über Theater, Philosophie, Geschichts- und Wirtschaftswissenschaft, Film und Musik.

Unglaublich das verwendete Vokabular, die menschlichen Tragödien, aber auch all die Absurditäten, die im Namen einer sozialistischen Kultur hervorgebracht wurden.

Bedrückend zu sehen, dass zwar die gesamte Kultur ein Opfer war, dass aber gleichwohl einige ihrer Vertreter die Konjunktur durchaus nutzten, um alte Rechnungen zu begleichen und ihre Karriere zu fördern.

Hinter all den direkten oder vermittelten politischen Eingriffen in das Kulturleben der Jahre 1946-1949 wird vor allem ein Ziel deutlich: die Abgrenzung von der westlichen Kultur. Mit dem Feldzug gegen «Katzbuckelei» und «Kriecherei» vor dem Westen sowie gegen den «heimatlosen Kosmopolitismus» wurde der kalte Krieg auf die Kultur übertragen. Die Wissenschaft verarmte, die Genetik

wurde vernichtet, die Musik erhob Volkstümlichkeit zum einzigen Wertmassstab, die Literatur huldigte der «Konfliktlosigkeit» und viele, vor allem jüdische Künstler und Wissenschaftler wurden erniedrigt und verfolgt. Ilya Ehrenburg, selbst eines der Opfer, beschrieb später diese Zeit: «Ich hatte geglaubt, nach den Siegen des Sowjetvolks könnten sich die dreissiger Jahre nicht wiederholen – aber alles gemahnte an damals. Schriftsteller, Regisseure und Komponisten wurden zusammengetrommelt, man entlarvte ‚Mitschuldige‘, die Liste der Missetäter wurde tagtäglich durch neue Namen ergänzt.»<sup>7</sup>

So wie Ehrenburg erwarteten viele jede Nacht das berühmte «Klingelzeichen». Eine «Affäre» löste die andere ab und kostete, wie die «Leningrad-Affäre» von 1949, Opfer bis in die Parteiführung. Erst Stalins Tod zog einen Schlussstrich unter dieses wenig helle Kapitel der sowjetischen Geschichte. Zunächst gab es eine stille, ab 1956 dann eine offene Entstalinisierung. Sie liess zwar manches zu wünschen übrig, war aber ein unermesslicher Gewinn für die Sowjetunion.

<sup>1</sup> D.V. Pavlov, Stojkost'. Moskau 1978, S. 198

<sup>2</sup> Novyjimir 1946, Nr. 1-2, S. 48f.

<sup>3</sup> M.I. Kalinin, Stat'i i reči 1941-1946. Moskau 1975, S.486f

<sup>4</sup> J. Fischer, So sind die Russen. Zürich 1948, S. 39; Kalinin, Stat'i i reči, S. 508f. Die folgenden Zitate ebenda, S. 504-506

<sup>5</sup> L.I. Breznev, Vozrozdienie. Moskau 1978, S. 24. Die folgenden Zitate ebenda, S. 9,12,15, 22f., 29

<sup>6</sup> E. Crankshaw, Der Rote Zar. Frankfurt 1967, S. 164

<sup>7</sup> I. Ehrenburg, Menschen, Jahre, Leben. München 1965, Bd.3, S.268



1. Mai 1947 in Moskau

«Stalin hat, das musst Du wissen, zwei grosse Leistungen vollbracht.

Die eine war eine politische: Er hat die Linie der Schwerindustrialisierung der Sowjetunion als Primat gegen alle Änderungsversuche durchgeführt und damit die Basis für die wirtschaftliche und militärische Stärke der Sowjetunion, die Basis für den Sieg gegen den Faschismus geschaffen.

Die andere war eine persönliche. Er besass – noch nach 1945 – das tiefe Vertrauen des Volkes. Das wird Dir vielleicht angesichts der Zeit nach 1945, angesichts der Prozesse auch vor 1940, erstaunlich erscheinen. Aber ich will Dir einen Beweis geben: Auch nach 1956, nachdem sich herausstellte, welche Verbrechen unter seiner Führung begangen wurden, versicherten mir sowjetische wie deutsche Genossen, die während des Krieges in der Sowjetunion lebten, was es für sie bedeutet hatte, Stalin über das Radio sprechen zu hören, welche moralische und Kampfeskraft es ihnen gab.

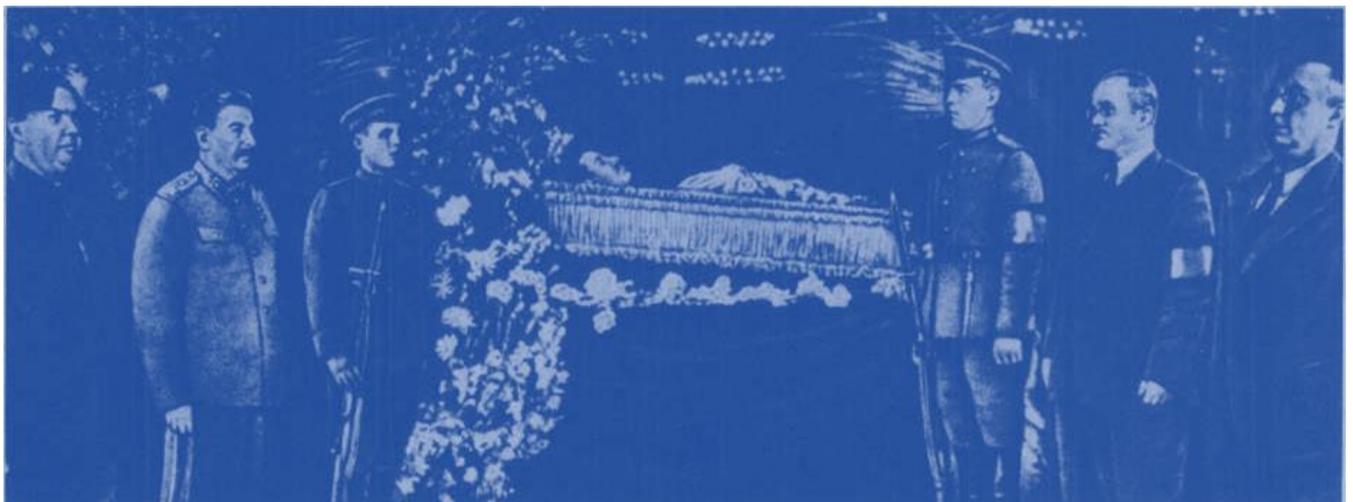
Zugleich jedoch hat er dieses Vertrauen, das letztlich auch mit auf die einzigartige Rolle Lenins und die Leistungen der Bolschewiki unter seiner Führung zurückging, auf das Schrecklichste missbraucht.

Kein Zweifel kann auch darüber bestehen, dass Stalin der hervorragendste Propagandist des Marxismus-Leninismus war, glänzend begabt, schwierige Sachverhalte einfach darzustellen. Der Unsinn war nur, dass er und wir diese propagandistischen Leistungen, diese für die Propaganda notwendigerweise vereinfachten Darstellungen für wissenschaftliche Leistungen hielten, eine Reihe propagandistischer Formulierungen zum Dogma erhoben und so auch den echten wissenschaftlichen Meinungsstreit abtöteten. Daraus ergab sich, dass wir uns von Stalins neuen wissenschaftlichen Ideen ebenfalls schnell überzeugen liessen, ohne sie als oftmals

falsch zu erkennen. Stalin war ein hervorragender Organisator – er verwandte diese Fähigkeit aber zugleich darauf, einen ihm als Generalsekretär der Partei blind ergebenen bürokratischen Parteiapparat aufzubauen. So kam es häufig fast zur Entsetzung der Diktatur des Parteiapparates mit dem Generalsekretär an der Spitze – nicht einmal Diktatur der Partei!, denn das Zentralkomitee und selbst das Politbüro spielten zum Schluss kaum noch eine Rolle. Die Kombination von nicht sehr grossen eigenen schöpferischen wissenschaftlichen Fähigkeiten sowie mangelndem Verständnis für schöpferische wissenschaftliche Arbeit anderer und vielfach praktizierter Diktatur des Parteiapparates führten zu einer Unterdrückung zahlreicher schöpferischer wissenschaftlicher (und auch künstlerischer) Kräfte. Wissenschaft und Kunst lagen auf vielen Gebieten, besonders nach 1945, darnieder. Einstein wurde zum «imperialistischen Agenten», zum «Kosmopoliten» erklärt, die allgemeine Relativitätstheorie entsprechend verurteilt. Die deutsche klassische bürgerliche Philosophie, insbesondere Hegel, wurde zu einer reaktionären Strömung. Ein Scharlatan wie Lyssenko – er wurde als Genie der Pflanzenzüchtung betrachtet – konnte die Biologie um ein halbes Jahrhundert und mehr zurückwerfen, noch vor den «Reaktionär» Mendel.

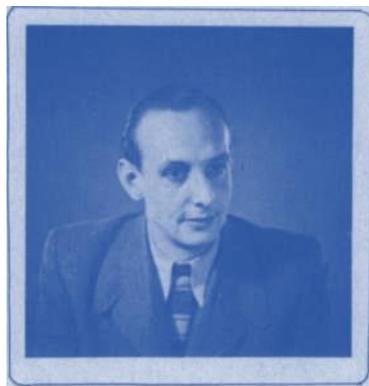
Du siehst also, wie zwiespältig die Gestalt Stalins und seine Zeit sich darstellen: Einzigartiges leisteten die Völker der Sowjetunion in diesen Jahren, und Grossartiges, ja, so muss man formulieren, leistete auch Stalin. Aber Schlimmes, Schreckliches brachte die Zeit zugleich für viele Menschen, darunter zahlreiche gute, treue alte und junge Genossen. (...)»

aus: Jürgen Kuczynski, *Dialog mit meinem Urenkel*, S. 78f.



Malenkov, Stalin, Molotov und Beria halten Totenwache am Sarge Êdanovs, dem für Kultur zuständigen ZK-Sekretär

Wolfgang Plat  
**Skora damoi – Es geht bald nach Hause**  
Erfahrungen einer Gefangenschaft 1945-1949



Wolfgang Plat 1949  
*nach der Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft*

Ich hatte den Krieg von seiner schlimmsten Seite erlebt: Verwundete verbunden, Kranke gepflegt, als Operationshelfer in einem Bunker auf dem Hauptverbandsplatz unter Artilleriebeschuss mit operiert, amputierte Beine hinausgetragen, Tote beerdigt, Selbstmörder sezziert.

Aber der 8. Mai 1945 strahlte. Am ersten Abend der Gefangenschaft lagerten wir in einem kleinen Tal. Auf den Hügeln rundherum flackerten kleine Feuer. Die russischen Wachen sangen die Volkslieder, die ich noch so oft hören sollte. Ich lag da und weinte. Niemand sah es. Es war Frieden, ich war nur zweimal leicht verwundet worden, ich war gesund, und ich war 21 Jahre alt.

Merkwürdig war, dass meine Kameraden meinten, wir würden jetzt nach Hause marschieren. Der Krieg war ja vorbei. Niemand glaubte an eine lange Gefangenschaft.

Mir sagte eine innere Stimme, dass sie sehr lange dauern würde. Hatten wir nicht alle gesehen, wie völlig zerstört und ausgeplündert dieses Land war zwischen der ostpreussischen Grenzè und Leningrad, zwischen Stalingrad und Brest-Litowsk? Und jetzt sollten wir diesen Trümmerhaufen, diese Leichenberge einfach hinter uns lassen und losmarschieren? Und wir marschierten los, riesige Kolonnen, denn über eine Viertel Million Soldaten und Offiziere waren in Kurland in Gefangenschaft geraten. Wir marschierten in Achterreihen, und unser Gesang dröhnte durch die lettischen Dörfer. So hatte ich niemals vorher und niemals nachher deutsche Soldaten singen hören. Die Frauen winkten, die russischen Soldaten grinsten oder schüttelten den Kopf. Dieser Friitz! Drei Tage marschierten wir so. Es gab die ersten Fusskranken, da waren über Sechzigjährige unter uns. Viele dachten: Wer nicht mitkommt, wird erschossen. Aber das geschah nicht. Das Wachpersonal – es waren sehr wenige Soldaten, und niemand hätte uns aufhalten können, wenn wir weggelaufen wären – requirierte einige Pferdefahrzeuge, und die Kranken fuhren mit uns. Das beruhigte uns sehr. Als ich einmal im Gespräch äusserte, wir hätten vier Jahre gegen die Russen gekämpft, nun müssten wir vielleicht vier Jahre hier arbeiten, schauten mich alle Umstehenden böse an: so etwas Absurdes! «Wie kannst du sowas sagen, das wäre ja unmenschlich!» meinte einer aus meiner Einheit zu mir.

Der erste Tag im Lager. Das war in der Nähe von Riga. Scheisshausparole: Wir werden auf ein Schiff geladen und fahren nach Hause. Und wirklich, ganz in der Nähe hörten wir Schiffssirenen. Später, als wir verladen wurden, sahen wir die «Schiffe» auch: Es waren russische Lokomotiven. Als wir am nächsten Morgen zur Zählung an traten, trauten wir unseren Augen nicht. Da gab es plötzlich eine besondere Formation von Kriegsgefangenen mit weiss-roten Armbinden. Weiss der Teufel, woher die sich über Nacht die Binden besorgt hatten. Es waren Österreicher, die eine besondere Formation bildeten, natürlich in der Hoffnung, sie könnten so Vorteile erlangen und «als Opfer der Nazis» ganz schnell nach Hause kommen. Wir waren verblüfft und empört über diese bodenlose Heuchelei. Es hat eine Weile gedauert, bis ich lernte, dass das Lagerleben ein gnadenloser Kampf aller gegen alle war – um den geringsten Vorteil.

Dann wurden unsere Köpfe geschoren. Eine rein hygienische Massnahme, ebenso, wie die anschliessende Sauna mit Entlausung, denn die meisten unter uns, auch ich, hatten schon seit Jahren Läuse und konnten sie einfach nicht los werden, trotz immer neuer Entlausungsaktionen. Einige Soldaten gebärdeten sich wie rasend, als ihnen die Köpfe geschoren werden sollten. «Die wollen uns zu Verbrechern stempeln», war die allgemeine Meinung. Die russischen Soldaten – alle mit geschorenen Köpfen – amüsierten sich.

Dann marschierten wir zur Entlausung und machten eine neue Erfahrung. Wer noch irgendwie konnte, hatte sich am Tage der Kapitulation neue Uniformstücke besorgt. Auch ich hatte Glück gehabt. Nun kamen wir aus der Sauna und wollten unsere entlausten Uniformen in Empfang nehmen. Aber keiner bekam seine Uniform. Unsere deutschen «Kameraden», die schon länger in der Kleiderkammer des Lagers arbeiteten, hatten alle einigermassen neuen Ausrüstungsgegenstände aussortiert. Die verkauften sie an die Zivilbevölkerung, wie ich später erfuhr.

Wir bekamen uralte Klamotten. Die Hose, die ich erhielt, hatte sicher schon den 1. Weltkrieg mitgemacht, sie war vielfach geflickt und drei Nummern zu gross. Die Schuhe: unbeschreiblich. Wir sahen aus wie eine Räuberbande. Die «Kameraden» Kamerabullen lachten, bis sie ein paar aufs Maul bekamen. Aber das



*Gefangennahme*

nützte nichts, auch nicht die Beschwerden beim Lagerkommandanten. Ich hatte zwei Päckchen Tabak gerettet, und damit erstand ich am nächsten Tag eine einigermaßen tragbare Hose und ein Paar ordentliche Schnürstiefel, die mir dann im Winter sehr gute Dienste leisteten. Dann die Verpflegung: Suppe, einen Klecks Brei, 600g Brot, Schwarzbrot, sehr feucht und grossporig, ein bisschen Tabak. Die Offiziere bekamen vom ersten Tag an zu unserer Verwunderung bessere Verpflegung entsprechend den Richtlinien des Internationalen Roten Kreuzes. Wir waren als Mannschaftsdienstgrade und Unteroffiziere nur zusammen mit Truppenoffizieren (bis einschliesslich der Hauptleute) in einem Lager. Diese Offiziere arbeiteten alle. Staboffiziere vom Major aufwärts brauchten nicht zu arbeiten.

Meinen Tabak – ich habe mit dem Tage der Gefangenschaft das Rauchen aufgegeben – tauschte ich grundsätzlich bei Mitgefangenen gegen Brot ein. Die Suppe war nicht selten wie Wasser, oft war sie mittelmässig, selten gut. Im Dezember 1945 erkrankte ich an Ruhr und Diphtherie. Ich kam ins Lazarett und überlebte. Aber viele starben.

Das Überleben in der sowjetischen Gefangenschaft hing von vielen Faktoren ab, auch vom körperlichen Zustand, mit dem der Soldat in Gefangenschaft kam. Ich selbst geriet in Gefangenschaft, nachdem wir fast ein Jahr (davon 8 Monate eingekesselt) in derselben Stellung gelegen hatten. Die lettischen Bauern hatten uns versorgt, und ich war in einem sehr guten Ernährungszustand. In welchem schrecklichem Zustand waren dagegen z.B. die Stalingrad-Kämpfer – halbverhungert, und sie starben wie die Fliegen an Entkräftung und an Fleckfieber, und mit ihnen starben 42 russische Ärzte und Schwestern.

Dann das Alter: Es gab 17jährige Gefangene, aber auch über 60jährige Angehörige der Organisation Todt. Soldaten, die zwischen 20 und 30 Jahre alt waren, hatten die grössten Chancen, das Lager zu überstehen.

Ganz junge, aber auch ältere Soldaten, oft Familienväter, gingen seelisch zugrunde. Sie liessen sich fallen, verwehrlosten völlig. Viele kamen schon durch das Kriegsgeschehen seelisch schwer geschädigt in Gefangenschaft. Nicht wenige ertrugen die lange Gefangenschaft, die völlige Ungewissheit, wann es nach Hause gehen sollte, die täglichen unsinnigen Gerüchte, die durch die Lager kreisten, auf die Dauer einfach nicht.



Ich habe keine Selbstmorde erlebt, aber nicht wenige, die völlig hoffnungslos waren und keinen Lebenswillen mehr hatten.

Auch die Ernährung spielte eine entscheidende Rolle. Auch dort, wo die Ernährung, gemessen an der russischen Gesamtsituation nach dem Kriege, als angemessen bezeichnet werden muss, reichte sie gerade fürs Überleben. Es gab Lager, in denen eine korrupte Lagerleitung alle einigermaßen wertvollen Lebensmittel unterschlug und unter der Hand verkaufte. Entsprechend war die Suppe: Wasser. Ich habe aber auch Lager erlebt, in denen nicht ein Gramm der Lebensmittel unterschlagen wurde. Im Lager Kolomna bei Moskau lernte ich einen Politoffizier kennen, Kapitän Poljakow, der weit über 60 Jahre alt und schon vor der Revolution Mitglied der Bolschewistischen Partei geworden war. Er hatte eiserne Grundsätze, und jede Art von Unregelmässigkeit bekämpfte er unnachsichtig. Seine Suppe brachte er von zu Hause in einer Feldflasche aus Aluminium mit. Und diese Flasche hängte er in der Küche in einen der grossen Kessel mit heissem Wasser. So wärmte er sein Mittagessen. Die Köche grinsten, man kann sich vorstellen, wie eine Suppe beschaffen war, die man in eine Feldflasche füllen konnte.

Ich habe zahlreiche Kriegsgefangene kennengelernt, die fast täglich ihre Portion Brot gegen Tabak eintauschten, auch von mir. Sie glaubten, wenn sie sehr abgemagert seien, würde die Ärzte-

kommission, die regelmässig die Lager besuchte, sie nach Hause entlassen. Bei manchen ging diese Rechnung auf, aber bei den meisten endete dieses Experiment tödlich.

Die Art und Schwere der Arbeit spielte, ebenso wie die Ernährung, eine sehr grosse Rolle für das Überleben. Ein grosser Unterschied war z.B., ob man im Freien oder in einem Raum arbeitete. Russland hat – klimatisch gesehen – sehr heisse Sommer und sehr kalte Winter schon im europäischen Teil diesseits des Urals, von den klimatischen Eiskellern jenseits des Urals ganz zu schweigen. Unsere Bekleidung war immer mangelhaft. Ich habe zwei Winter lang beim Eisbrecherbau auf dem Eis der Oka gearbeitet. Wir haben sehr gefroren, und die Arbeit war hart. Im Sommer 1946 arbeitete ich an der Rollbahn Moskau-Orel. Die Strasse einschliesslich der Gräben wurde durch uns vollständig erneuert. Alles in Handarbeit. Ausser LKWs gab es keine einzige Maschine. Es war ein sehr heisser Sommer, oft weit über 30 Grad. Und wir arbeiteten nicht im Schatten. Das glühend heisse Gemisch von Teer und Steinen wurde von den LKWs heruntergeschaufelt und über die Strasse verteilt. Abends waren wir völlig ausgelaugt. Andererseits: Die Handwerker unter uns, Schneider, Schuster, Schlosser, Tischler usw. hatten es oft sehr gut. Sie arbeiteten nicht unter freiem Himmel, und sie verdienten oft viel Geld.

Jeder Kriegsgefangene musste etwa 650 Rubel als Abgabe an das Lager für Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung, ärztliche Betreuung usw. erarbeiten. Einfache Arbeiten, die keinerlei Vorkenntnisse erforderten, wie z.B. LKWs mit Sand beladen, wurden schlecht bezahlt. Man kam dabei nie auf seine «Norm» und erhielt nie zusätzlich zur Lagerverpflegung Geld. Aber alles, was der Kriegsgefangene über den Lagerbeitrag hinaus erarbeitete, bekam er – wenn die Lagerleitung korrekt war, und das war sie natürlich nicht immer – bar ausbezahlt. Für dieses Geld konnten zusätzlich Lebensmittel gekauft werden. Im Lager war eine Kantine, wo es gegen Rubel Tee, Brot (auch Weissbrot), Margarine, Papyrossi usw. gab. Aber es gab sehr viele, die nie einen Rubel sahen und sich nie zusätzlich Lebensmittel kaufen konnten. Unterschlagungen und Schwarzhandel waren, wie immer in Zeiten der Not, weit verbreitet. Die Bevölkerung der Sowjetunion in den völlig ausgeplünderten und zerstörten Gebieten, die von den deutschen Truppen besetzt gewesen waren, hungerten noch lange nach dem Kriege.

Es gab immer wieder überraschende Überprüfungen der Lagerverhältnisse durch Kommissionen hoher Offiziere. Bei Feststellung schwerer Mängel wurden ganze Lagerleitungen ausgewechselt, sogar auf der Stelle verhaftet. Aber es gab auch Lager, die nie überprüft wurden und wo Gefangene einer korrupten Lagerleitung völlig hilflos ausgeliefert waren. Die Sterblichkeitsrate war dann entsprechend. Die sowjetische Regierung hat, und das geht ganz klar aus den gesetzlichen Bestimmungen und auch aus den vielfältigen Erfahrungen hervor, nie einen Augenblick daran gedacht, die deutschen Gefangenen physisch zu vernichten, während die Hitler-Regierung Millionen russische Gefangene systematisch töten oder zugrunde gehen liess.

Aber, so sagt ein russisches Sprichwort, «der Himmel ist hoch und der Zar ist weit.» Man musste in der Gefangenschaft auch Glück haben, und viele hatten keins.

Das Leben nach der Arbeit: Wo die Verhältnisse einigermassen erträglich waren, gab es teilweise ein sehr reges politisches und kulturelles Leben in den Lagern. Das hing weitgehend von den sowjetischen Politoffizieren, aber auch von der Eigeninitiative der Gefangenen ab. Im Lager Kolonna bei Moskau, wo ich den

grösseren Teil meiner Gefangenschaft verbrachte, bauten wir im Herbst 1946 – natürlich nach Feierabend – ein grosses Gebäude mit einer Bühne für Versammlungen und kulturelle Veranstaltungen. Es wurde als Esssaal benutzt, und dort war auch die Kantine untergebracht. Der Bau war ganz aus Holz und sah aus wie ein grosses Bauernhaus. Auf einer Versammlung fragte uns der Lagerkommandant, ob wir damit einverstanden wären, dass ein Teil der erarbeiteten Überschüsse für den Ankauf von Musikinstrumenten verwendet werden könnte. Viele waren dagegen, und es gab eine heftige Diskussion. Eine sehr knappe Mehrheit stimmte für Musik. Im Frühjahr 1947 hatten wir ein kleines Orchester und einen Chor. An jedem Wochenende wurde ein «Bunter Abend» veranstaltet. Es wurde musiziert und gesungen, es wurden Witze erzählt. Einer konnte zaubern, und es gab zwei Akrobaten. Nach unseren heutigen Vorstellungen waren diese Abende auf einem sehr niedrigen Niveau gestaltet, aber ich habe immer wieder beobachtet, wie eine solche Unterhaltung die Gefangenen aufrichtete. Einigen genügten solche Abende nicht. Bücher hatten wir nicht, aber zwei Lehrer konnten nicht wenige Teile der deutschen Lyrik auswendig hersagen. So gab es einen Goethe-Abend, einen Schiller-Abend, einen Abend mit Gedichten von Hölderlin. Etwas später bekamen wir einige Bücher, und es wurde ein Puschkin-Abend, ein Abend mit Lesungen aus dem Werk Gorkis und ein Majakowski-Abend veranstaltet. Das alles war ganz neu für uns; auch ein Abend mit Heine-Gedichten. Heine wird in der Sowjetunion ausserordentlich verehrt. In jedem Schullesebuch kann man Heine-Gedichte finden.

Niemand soll denken, dass wir auch nur einen Augenblick in einer Idylle gelebt hätten. Ganz im Gegenteil. Alles, was an Kulturarbeit im Lager geleistet wurde, geschah unter grossen Opfern. Der regelmässige Beitrag der Lagerleitung zum kulturellen Leben bestand darin, einmal in der Woche einen Filmabend zu veranstalten. Ein Dolmetscher war dabei und erklärte ein wenig die Handlung, denn keiner dieser Filme war synchronisiert. So habe ich im Verlauf der Gefangenschaft Hunderte Filme gesehen, alle klassischen sowjetischen Filme wie «Panzerkreuzer Potemkin», «Iwan der Schreckliche», aber auch eine unendliche Reihe von Schnulzen, die in Fabriken, vor allem aber auf Kolchosen spielten. Wir lernten sehr bald, zwischen den grossen Kunstwerken und den schnulzigen Streifen zu unterscheiden, obwohl wir ja durch die UFA nicht gerade verwöhnt worden waren. Wochenschauen wurden uns nicht gezeigt, aber täglich wurden die wichtigsten Nachrichten – aus der «Prawda» übersetzt – in den Baracken vorgelesen. Seit 1947 bekamen wir auch neben den «Nachrichten für Kriegsgefangene» Zeitungen aus der damaligen sowjetisch besetzten Zone, das heisst die Kriegsgefangenen wurden über das Geschehen in der Welt – aus sowjetischer Sicht natürlich – laufend informiert.

Ich habe dem Antifaschistischen Aktiv des Lagers von Weihnachten 1945 bis zur Heimkehr einige Tage vor Weihnachten 1949 angehört. Weihnachten 1945: Die erste Weihnachtsfeier nach so langer Zeit ohne Kanonendonner. Das «Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen» bekam für uns eine ganz eigene Bedeutung. Zu unserer grossen Überraschung hatten die wenigen Antifaschisten in dem Lager bei Riga eine Weihnachtsfeier vorbereitet. Es gab einen grossen Tannenbaum. Und er war geschmückt. Das Essen war merklich besser an diesem Tag, und viele von uns bekamen die erste Post aus der Heimat. Da sassen wir nun um den Baum herum und sangen die alten Lieder. Einer der Antifaschisten hielt eine kurze Ansprache und wünschte uns, dass diesem friedlichen Weihnachten noch viele friedliche Jahre

folgen möchten. Das alles hat nicht nur mich sehr beeindruckt. Am nächsten Tag gründeten ungefähr 30 Kriegsgefangene ein antifaschistisches Aktiv. Von da an begann ich mich sehr eifrig mit Politik zu beschäftigen. Es gab zu viele Fragen, die ich mir nicht beantworten konnte. Die Aufklärungsarbeit war mühsam. Die einfachsten Zusammenhänge mussten immer wieder erklärt werden. Damals erst habe ich begriffen, was für schlimme Zerstörungen die Nazis im Bewusstsein der Deutschen angerichtet hatten. Unsere Bemühungen trugen nur wenige Früchte. Ein einziges Beispiel: Unser Aktivältester im Lager Kolomna, ein Stalingrad-Offizier, der mein Vorbild war, ging jeden Abend durch die Baracken und las die Nachrichten vor. Er hatte eine kräftige, wohltonende Stimme. Die meisten Offiziere schauten an ihm vorbei. Sie sahen ihn gar nicht. Die Offiziere waren übrigens in einer eigenen Baracke untergebracht. An einem Abend Anfang Oktober 1946 las Leutnant S. nun die Nachricht über die Urteile des Nürnberger Gerichtshofes und wer zum Tode verurteilt worden war, vor. In der Offiziersbaracke erhob sich ein derartiges Gebrüll, dass er nicht weiterlesen konnte. Die Mehrheit dieser Offiziere war felsenfest davon überzeugt, dass alles, was da verlesen wurde, eine einzige «bolschewistische Lüge» sei. Sie hatten eineinhalb Jahre nach Kriegsende nicht im geringsten begriffen, was in Europa vor sich gegangen war. Es überstieg ihre Vorstellungskraft, dass man Feldmarschälle wegen ihrer Kriegsverbrechen aufhängen könnte.

Die Antifaschistischen Aktive standen nicht vollständig in der Tradition des Nationalkomitees Freies Deutschland, das – im Juni 1943 gegründet – im November 1945 aufgelöst wurde. Immerhin hatte sich das Nationalkomitee trotz aller Anfeindungen zu einer Bewegung entwickelt, deren Aufruf vom 8.12.1944 im-

merhin ein Feldmarschall und 49 Generäle unterschrieben hatten. Das Nationalkomitee war – neben der Bewegung des 20. Juli – die bedeutendste deutsche Widerstandsorganisation gegen Hitler. Es löste sich auf mit dem Vermächtnis: «In allen Schichten unseres Volkes gibt es Männer, die gewinnbar für die demokratische Freiheit sind.» In diesem Sinne wollte auch ich arbeiten. Und nicht alle Appelle an die geschichtliche Einsicht fielen auf unfruchtbaren Boden. Manche der Gefangenen erkannten, wie notwendig unsere Aufbauarbeit im humanitären Sinne war. Wir kamen in Dörfer, da bestand die Einwohnerschaft nur aus wenigen älteren Frauen und aus Kindern. Alles war zerstört oder halb zerstört. Die Menschen hatten keine Kuh, kein Pferd, nur ihre Hände. Ich sah alte Frauen, die vor dem Pflug gingen, wie Pferde. Und eine dritte Frau ging hinter dem Pflug. Auch das war die Sowjetunion 1945/46. Solche Bilder vergisst man nicht. Die Ironie des Schicksals wollte es aber, dass diejenigen, deren Herz nicht zu erweichen war, die nur Mitleid mit sich selbst hatten, in ihrer Haltung voll und ganz bestätigt wurden, als sie nach Westdeutschland zurückkehrten. Nicht als Opfer Hitlers wurden sie bemitleidet, sondern als Opfer des Bolschewismus. Voll und ganz fühlten sie sich bestätigt.

Auch für mich kam der so lang ersehnte Tag der Heimkehr. Vier-einhalb Jahre hatten wir die Posten gefragt: «Wann geht es nach Hause?», und immer kam dieselbe tröstende Antwort: «Bald.» In einem Gedicht von Brecht las ich später die bange Frage, wie die Heimat wohl den Heimkehrenden empfangen würde. Mich empfing die Heimat nicht. Es bewahrheitete sich der spöttische Hinweis, dass der Dank des Vaterlandes nach dem Krieg beantragt werden könnte. Ich habe ihn nicht beantragt.



„Heimkehrer auf dem Schlesischen Bahnhof“, meldet der Berliner Rundfunk ...

Und der Schneidermeister Erich Lorentowski ist unter ihnen. Zufällig hören seine Frau und Tochter, daß er, der 1943 Hitlersoldat werden mußte und 1945 in Gefangenschaft geraten war, dabei sei. Und ein paar Stunden nach der Funkmeldung ist er leibhaftig da und umarmt die Seinen!

aus: *Neue Berliner Illustrierte* 14/1946

## Klaus Gürtler Die vietnamesische Ausnahme

Am 19. August 1945 siegte in einem straff koordinierten Aufstand der Viet-Minh über die französisch-japanischen Truppen und übernahm die Macht in Vietnam, am 2. September rief Nguyen Ai Quoc, der sich damals schon Ho Chi Minh nannte, in Hanoi die Demokratische Republik Vietnam aus. Der Aufstand traf kaum auf Widerstand, denn die Japaner, die im Laufe des Zweiten Weltkrieges grosse Teile Asiens besetzt hatten und die Vietnam noch immer besetzt hielten, hatten im März die letzten Reste der französischen Verwaltung aufgelöst und waren nach ihrer Kapitulation handlungsunfähig. Zugleich war die Bevölkerung, die im letzten Winter gehungert hatte, äusserst unzufrieden und kampfbereit. Und sie war kampferfahren, denn der Aufstand setzte einen – leider nur vorläufigen – Schlusspunkt unter einen bereits achtzig Jahre andauernden antikolonialen Kampf.

«Der Sieg wurde uns leichtgemacht», schrieb der Viet-Minh-General Vo Nguyen Giap rückblickend. Aber: «Um die entscheidende Rolle einer richtigen Führung klarer einschätzen zu können, genügt ein kurzer Vergleich mit anderen Ländern Südasiens zu jenem Zeitpunkt. Trotz gleicher objektiver Bedingungen wurde die Revolution dort von vornherein abgewürgt.» Zwischen 1859 und 1885 hatte der französische Imperialismus die alte Feudalmonarchie besetzt. Doch während der Königshof in Hue und die Mandarine schnell mit den Franzosen kollaborierten, entwickelte sich unter den vietnamesischen Bauern eine Widerstandsbewegung, die unter der Führung der konfuzianisch gebildeten «Weisen» die Form der Guerilla annahm. Denn das französische Kolonialregime beschränkte sich auf die frühkoloniale direkte Ausplünderung des Landes: Allein Kotschinchina, der südliche Landesteil, musste im Jahre 1885 über 28 Millionen Goldfrancs an Steuern aufbringen – zur Zeit der Eroberung waren es nur drei Millionen gewesen. Die «liberale» kapitalistische Ausbeutung, wie sie etwa Grossbritannien in Indien entwickelt hatte, blieb in Französisch-Indochina immer untergeordnet. «Die Gandhis und die de Valeras hätten schon längst das Zeitliche gesegnet, wären sie in einer der französischen Kolonien geboren worden und aufgewachsen», schrieb Ho Chi Minh bereits 1922 über die Brutalität der französischen



*Ho Tsch Minh  
im ersten Indochina-Krieg*

Kolonialverwaltung, die fast die gleiche Kopfstärke wie die der Briten in Indien hatte – bei einer zwanzigmal kleineren Bevölkerung.

Die erste, noch monarchistische Guerilla wurde nach langen Kämpfen um die Jahrhundertwende niedergeschlagen, ohne dass damit die periodischen Bauernaufstände verhindert werden konnten.

Zugleich traten zwei neue Kräfte auf den Plan: Das Kleinbürgertum und die städtische Intelligenz organisierte sich in Zirkeln und Geheimbünden, aus denen die Nationale Partei Vietnams (V.N.Q.D.D. für Viet-Nam Quoc-Dan Dang) entstand. Die zweite Kraft war eine nach dem Ersten Weltkrieg neu entstandene Arbeiterklasse, die in Tongking (Nordvietnam) in den Minen oder in Kotschinchina auf den Gummipflanzungen unter elendsten Bedingungen arbeitete.

Sie war noch ihrer bäuerlichen Herkunft und der alten Widerstandstradition eng verbunden und trat mit einer grossen Streikwelle 1928/29 auf die politische Bühne und mit ihr der Kommunismus. Schon 1925 hatten Emigranten, darunter Ho Chi Minh, in Kanton die «Revolutionäre Liga der Annamitischen Jugend» gegründet. Sie war die erste Gruppierung, die das Ziel der kolonialen Befreiung mit dem Ziel einer gegen den Grossgrundbesitz gerichteten Bodenreform verband. Der ökonomische Kampf der Arbeiter

war direkt antikolonialistisch, da alle grösseren Industrien in französischer Hand waren. Aus der «Revolutionären Liga» gingen 1929 drei kommunistische Gruppierungen hervor, die von Ho Chi Minh 1930 zur Kommunistischen Partei Indochinas vereinigt werden konnten. Gerade rechtzeitig, um eine neue Welle revolutionärer Bewegung beeinflussen zu können.

Im Februar 1930 versuchte die V.N.Q.D.D. den allgemeinen Aufstand, an dem sich auch einige vietnamesische Truppenteile beteiligten, der aber wegen seiner Beschränkung auf die städtischen Klassen blutig scheiterte. Die V.N.Q.D.D. wurde völlig zerschlagen, ihre Führungsspitze hingerichtet. Trotzdem dehnte sich die Aufstandsbewegung auf das Land aus, wo sogar Sowjets gebildet wurden, derer die Franzosen nur durch den Einsatz der Luftwaffe Herr wurden. 27'000 Arbeiter streikten, auf dem Lande wurden Verwaltungsgebäude angegriffen und Notabende in Volksversammlungen verurteilt und hingerichtet.

Obwohl die Repression schwer auf der Bevölkerung lastete, ging die KP Indochina gestärkt aus dieser Bewegung hervor. Daran änderte auch die Verhaftung Ho Chi Minhs in Hongkong nichts. Er galt damals offiziell als tot, aber es war ihm eine abenteuerliche Flucht über Wladiwostok nach Moskau gelungen.

Die Jahre 1936/37 bescherten Indochina eine kurze Zeit der Liberalisierung, die von der französischen Volksfrontregierung zugelassen wurde. Bei Wahlen brachte eine Koalition aus Kommunisten und Trotzkisten mehrere Kandidaten in den Stadtrat von Saigon. Ab 1939 nahm die Repression wieder zu, und als sich das Vichyfranzösische Kolonialregime mit den Japanern arrangierte, gründete die kommunistische Partei, die inzwischen in den Untergrund gegangen war, 1941 den Vietminh, der 1945 seinen triumphalen Sieg feiern konnte.

Die Freude dauerte indes nur zwei Wochen. Im Lande marodierten noch nicht entwaffnete japanische Truppenteile, die im Norden dem Eindringen chinesischer Kuomintang-Truppen, in Kotschinchina der Intervention britischer Truppen den Vorwand lieferten. Die Franzosen rückten in Saigon ein, um ihre «angestammte» Kolonie wieder in Besitz zu nehmen.

Es kam zu Verhandlungen zwischen den Franzosen und der Regierung, die von beiden Seiten mit dem Ziel des Zeitgewinns geführt wurden. Am 6. März 1946 erkannte Frankreich Vietnam als freien Staat innerhalb der «Union Française» an und erhielt das Recht, Truppen zu stationieren. Ho Chi Minh erkaufte sich damit den Abzug der chinesischen und britischen Truppen, doch schon während der Verhandlungen rückten die französischen Truppen weiter vor. Die offenen Feindseligkeiten brachen am 24. November 1946 aus, als die Franzosen Haiphong bombardierten und Hanoi angriffen und besetzten. Der erste Indochina-Krieg hatte begonnen.

Die vietnamesische Führung wurde von der Geschwindigkeit, mit der Frankreich seine Verträge brach, überrascht. Gegenüber der Blitzkriegsstrategie der weit überlegenen französischen Truppen wurde die Strategie des lang andauernden Krieges gesetzt, doch hatten die vietnamesischen Truppen zuerst grosse Schwierigkeiten, sich geordnet aus den Städten aufs Land abzusetzen. Die französische Offensive gegen Viet Bac 1947 zielte auf das vietnamesische Führungszentrum und die regulären Truppen, doch unter der Führung des Generals Vo Nguyen Giap

gelang es den Vietnamesen, diese Bedrohung abzuwehren.

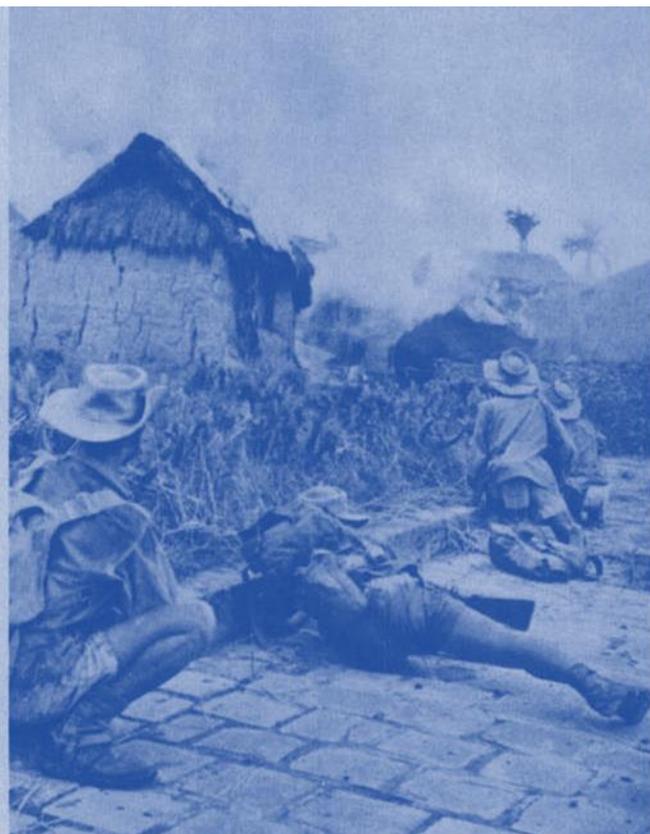
Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die militärische Defensive zu einer Einschränkung der politischen Aktivitäten des Vietminh geführt, zu einer «gewissen Vernachlässigung der antifeudalen Aufgabe», wie Giap schrieb. Die Korrektur dieser Mängel hatte zwei Aspekte: Einerseits wurde die Landreform in den befreiten Gebieten wieder aufgenommen, indem die Pachtzinsen abgeschafft und die Ländereien erwiesener Kollaborateure provisorisch verteilt wurden. Andererseits wurde die reguläre Armee teilweise aufgeteilt und baute ihre Grundeinheiten in den Dörfern auf. Die feudale dörfliche Führungsschicht (durch Bildung, Rang und Vermögen ausgezeichnete Mitglieder der Ratsversammlung) wurde durch gewählte Volkskomitees, Verwaltungs- und Widerstandskomitees ersetzt, von denen die politische und militärische Aktivität von Bevölkerung und Militär in den freien und besetzten Gebieten geleitet wurde. Wie sehr diese Reform das Leben in den Dörfern veränderte, ersieht man allein aus der Analphabeten-Rate: Von 1945 bis 1953 sank sie von 80 auf 30 Prozent.

Durch die volle Entfaltung der Guerilla und ihre immer stärkere Unterstützung durch die Bauernschaft geriet der französische Vormarsch in die Klemme. Spätestens 1950 wurde klar, dass der Vietminh in der Offensive war: Seiner neu formierten, in China ausgebildeten regulären Armee gelang es, das chinesisch-vietnamesische Grenzgebiet zu erobern und so den Nachschub dauerhaft zu sichern. Das Jahr 1950 brachte auch die Internationalisierung des Konflikts: nicht nur die chinesische und sowjetische Hilfe begann zu fließen, sondern auch die Hilfe der USA für die Franzosen. Die politische Konstellation des 2. Indochinakrieges deutete sich an.

Doch zunächst wurde dieser Krieg beendet, keine US-Hilfe konnte es ändern. 1952 wurde ein Grossteil des Landes befreit, und wie die französische Gegenoffensive in Dien bien phu 1954 endete, ist bekannt: Die Vernichtung des eingekesselten französischen Expeditionskorps war die spektakulärste Niederlage, die einer europäischen Kolonialmacht bis dahin beigebracht wurde. Trotz dieses überragenden Sieges blieb das diplomatische Ergebnis des Genfer Abkommens vom Juli 1954 unbefriedigend: Vietnam wurde geteilt.



Die Viet-Minh bauen eine Nachschubstrasse



Französische Gegenoffensive in Dien bien phu

Klaus Gürtler  
**Die indische Ernüchterung**

Indien, hellster Edelstein der britischen Krone, Objekt europäischer Phantasien, wenn es um die sagenhafte östliche Weisheit oder auch nur um sagenhafte Profite ging – Indien 1945 aber war nur noch Ernüchterung.

Der Traum vom unabhängigen Indien zerbrach in zwei Teile; der Traum von einem ganz anderen, friedlichen Modell kolonialer Befreiung ging unter in beispiellosen Massakern. Und die Ernüchterung Englands bezog sich auf die Kosten-Nutzen-Rechnung der Kolonie: Indien war durch den Krieg zum Gläubiger geworden, Indien brachte nichts mehr ein, der Geschäftsbereich wurde liquidiert.

Dabei war er immer ein blendendes Geschäft gewesen. Baumwolle aus Indien, in England verarbeitet und nach Indien verkauft – das hatte England reich und Indien arm gemacht. Seine einst hoch entwickelte Manufaktur auf dem Lande und in den Städten war zerstört. 1945 lebten 84 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande – 1893 waren es nur 60 Prozent gewesen, bei einer um ein Drittel höheren Getreideproduktion pro Kopf. Zwei Drittel des Bodens besaßen die Zamindari, die Steuereintreiber aus vorkolonialer Zeit, die von den Briten kurzerhand zu feudalen Grundeigentümern gemacht worden waren. Zwischen ihnen und den Produzenten hatte sich eine tief gestaffelte Schicht von Pächtern entwickelt, die sich mehr als das anderthalbfache der Landessteuer aneignete. Diese selbst diente der absurd aufgeblähten britischen Verwaltung – nur wenige Prozent flossen als Investitionen zurück in die ländliche Infrastruktur, in Schulen und das Gesundheitswesen. Trotzdem hatten die Briten in Indien mehr als in jeder anderen Kolonie eine Struktur errichtet, in der die Beherrscher sich selber beherrschten. Gemessen am riesigen Territorium und der Bevölkerungszahl bestand nur eine hauchdünne englische Verwaltung, der «Indian Civil Service», zu dem nach dem Ersten Weltkrieg auch Inder Zugang hatten – allerdings erst nach einem in London zu bestehenden Examen. Selbst die in Indien stationierten Truppen bestanden zu zwei Dritteln aus Indern.

Der nationalistisch orientierte Widerstand gegen die Herrschaft der Briten begann eher zaghaft. Seine Basis war die dünne Schicht der städtischen «westernized dass» – britisch gebildete Verwaltungsbeamte, Rechtsanwälte und Akademiker, städtische Pächter



Mahatma Gandhi

und Grundbesitzer, ergänzt um eine schmale Gruppe von Unternehmern, die im Ersten Weltkrieg entstanden war und im Zweiten das Geschäft ihres Lebens gemacht hatte. Der seit 1885 bestehende «Indian National Congress» war ihr politischer Ausdruck. In ihrer Frühzeit war diese Organisation keineswegs anticolonialistisch orientiert, sondern strebte – in deutlichem Eigeninteresse der «westernized dass» – lediglich eine höhere indische Beteiligung an der Verwaltung des Landes an, die als «ineffektiv» kritisiert wurde. Eine bäuerliche Opposition, die in diesem Rahmen hätte wirksam werden können, gab es nicht und konnte es aufgrund der traditionellen Isolation, in der die indischen Dörfer produzierten, auch gar nicht geben.

Erst Mohandas Karamchand Gandhi, genannt Mahatma («Grosse Seele»), führte den Kongress aus dieser bornierten Isolation heraus und machte ihn dadurch zum politischen Faktor. Nach dem Jurastudium in London (1888-91) hatte er seine ersten politischen Erfahrungen in Südafrika gemacht, wo die Briten mit härteren Methoden als in Indien regierten.

Als er 1914 nach Indien zurückkehrte, war seine Opposition zur britischen Kolonialherrschaft eindeutig, das Geschachere um mehr Posten in der Kolonialverwaltung war für ihn keine politische Perspektive. Zielstrebig ging er daran, aus dem Kongress eine anticoloniale Massenbewegung zu machen – die dennoch unter der Kontrolle der «westernized dass» verbleiben sollte. Dieser Widerspruch blieb bestimmend für Gandhis Politik, die sich, ihrer ideologischen Hülle entkleidet, als ein ständiges Schwanken zwischen Mobilisierung der bäuerlichen Massen sowie der städtischen Armut gegen die britische Kolonialherrschaft und teilweise abrupter Demobilisierung von Massenkampagnen darstellt, die der Kontrolle des Kongresses zu entgleiten drohten. «*Man ist den Massen, dem Pöbel ausgeliefert*», schrieb Gandhi 1920. «*So lange gegenseitige Sympathie herrscht zwischen dem Führer und dem Pöbel, ist alles recht. Sobald aber dieses Band reisst, kommt das Grauen.*»

Doch gerade auch die «ideologische Hülle» der Gandhischen Politik bewirkte ihren Erfolg. Die unvereinbaren Elemente der Politik verschwanden hinter einer wirkungsmächtigen utopischen Ethik der Gewaltlosigkeit und brachten folgerichtig dem indischen Bürgertum die Emanzipation, belassen die Bauern und die Arbeiterschaft jedoch in ihrer Abhängigkeit. Mehrmals hatte Gandhi politische Generalstreiks oder Kampagnen des «zivilen Ungehorsams» abgebrochen, weil es zu gewalttätigen «Pöbelaktionen» gekommen war. Seine Forderung nach unbedingter Gewaltlosigkeit kam dem rechten Flügel des Kongresses entgegen, der die Unabhängigkeit als gentlemen's agreement mit dem britischen Ziehvater wünschte. Diese als «National Party» firmierende Fraktion von Industriellen, Grundbesitzern und Beamten des «Indian Civil Service» hatte hingegen immer Schwierigkeiten mit Gandhis Kampagnen der «Non-Kooperation», beinhaltete doch schon deren erste Stufe den Rückzug aus allen Verwaltungs- und Regierungsämtern.



*Da jede Berührung mit einem Angehörigen niedrigerer Kaste als «Verunreinigung» gilt, lässt hier ein Gutsherr den Lohn vorsichtig und in ein Blatt gehüllt in die Hände seiner Arbeiter fallen.*

Bei allen Aktionen, mit denen Gandhi den Massenprotest eskalierte, fand er jedoch in den «Leftists» um Jawahrlal Nehru Unterstützung, der seit 1917 Gandhi als persönlicher Sekretär begleitete. Diese Fraktion war mehr von der radikalen Intelligenz und den kleineren Pächtern geprägt und hatte sich in der «Congress Socialist Party» zusammengeschlossen.

Nehru warf Gandhi vor, er vermische Politik und Religion. Doch neben der Fähigkeit zu zugleich symbolkräftigen wie massenwirksamen Aktionen beruhte Gandhis Popularität gerade darauf, dass er seine Politik als Religion formulierte.

Der Dauerkonflikt um die Kuhlötung zwischen Hindus und Moslems, nur überwindbar durch eine säkulare Politik, erfuhr durch Gandhi, für den diese «*tierisch rohe Naturanbetung*» (Marx) «*eine der wunderbarsten Erscheinungen in der Entwicklung der Menschheit*» darstellte, eine unheilvolle Aktualisierung.

Wirklich massenwirksam blieb Gandhis Politik auch nur unter den Hindus, obwohl es Gandhi zuweilen gelang, grosse Versöhnungsversammlungen zu veranstalten. Der

Widerspruch zwischen Moslems und Hindus war zu tief, um durch moralische Ansprachen gelöst zu werden. Auf der Seite der Hindus stand die 800jährige Erfahrung einer islamischen Fremdherrschaft, die oft nicht zimperlich in der Wahl ihrer Methoden gewesen war. Auf der mohammedanischen Seite stand die Erfahrung, dass unter der britischen Herrschaft die Hindus die koloniale Verwaltung dominiert hatten und die Moslems langsam sozial abgestiegen waren. Dieser Prozess war weniger auf britische Pläne zurückzuführen, er vollzog sich eher urwüchsig und vor allem auch durch den Kongress, der sich besonders in seiner Frühzeit als Seilschaft zur Erlangung von Verwaltungsposten verstanden hatte.

Die moslemische Führungsschicht stand den Umarmungsversuchen Gandhis sehr skeptisch gegenüber und witterte darin ihre endültige Entmachtung. Seit 1906 bestand ihre eigene Organisation, die Muslim-Liga, deren Verhältnis zum Kongress unter ihrem Führer, dem späteren Gründer Pakistans Muhammad Ali Jinnah immer mehr von unverhüllter Feindschaft und wachsendem Separatismus geprägt war.

Unter dem Eindruck des japanischen Vormarsches während des Zweiten Weltkrieges bot England 1942 den Dominion-Status an, also die Selbständigkeit unter formeller britischer Oberherrschaft – allerdings erst für die Zeit nach dem Krieg. Gandhi nannte das einen *nachdatierten Scheck bei einer in die Brüche gehenden Bank*, forderte die sofortige Unabhängigkeit und drohte mit einem gewaltlosen Aufstand. Die Briten verhafteten daraufhin die gesamte Kongress-Führung. Der Aufstand kam trotzdem, aber mangels illegaler Organisation völlig planlos und gewaltsam. Er wurde unter ungeheuren Opfern von den Briten niedergeschlagen. Der Kongress blieb bis 1945 verboten.

Auch danach blieb Britannien bei seinem Angebot. Die Bildung einer indischen Interimsregierung scheiterte jedoch an der Moslem-Liga, die alle muslimischen Sitze für sich beanspruchte. Die Provinzwahlen Anfang 1946 bestätigten deren Alleinvertretungs-Anspruch: In allen Moslem-Provinzen bis auf die kleine North West Frontier Pro-

vince wurde die Liga die stärkste Partei, alle übrigen Provinzen fielen an den Kongress. Das Pandjab, die Provinz der Sikhs, wurde zum Streitpunkt: hier entstand eine Kongress-Koalitionsregierung, obwohl die Moslem-Liga stärkste Partei geworden war.

1946 unternahm die Briten den zweiten Versuch, eine indische Zentralregierung und eine verfassungsgebende Versammlung zu bilden. Auch diese Verhandlungen scheiterten, doch der britische Vizekönig beauftragte am 12. August 1946 Nehru mit der Bildung eines Kabinettes. Jinnah, der eine Einigung zwischen Kongress und Briten auf dem Rücken der Moslems befürchtete, erklärte daraufhin den 16. August zu «Direct Action Day» – die Massaker begannen. In Calcutta wurden an diesem Tag über 4'000 Hindus ermordet. Das Militär schritt ein, konnte aber nicht verhindern, dass die Hindu-Mehrheit in der Nachbarprovinz Bihar über die Moslems herfiel. Gandhi wanderte durch die sich immer weiter ausdehnenden Unruhegebiete und bewirkte kaum mehr etwas.

Unter dem Druck der Unruhen trat die Moslem-Liga in die Nehru-Regierung ein. Der von ihr gestellte Finanzminister Liaquat Ali Khan legte einen Budget-Entwurf vor, der eine hohe Besteuerung von Wirtschaftsgewinnen vorsah. Der Kongress lief daraufhin Sturm für seine Geldgeber, die Regierung war wieder gelähmt. Unter blutigen Wirren brach die Kongress-Koalition im Pandjab zusammen, und im Kongress setzten sich die Gegner Gandhis durch, die eine Aufspaltung der Kolonie in Indien und ein zweigeteiltes Pakistan als einzigen Ausweg akzeptierten. Fieberhaft betrieb der letzte britische Vizekönig Mountbatten jetzt die Teilung, da er ständig ein Zerschlagen auch des Verwaltungsapparates befürchtete.

Am 15. August 1947 entstanden daher zwei Staaten, deren Grenzen, von Kommissionen hastig gezogen, noch nicht einmal veröffentlicht waren. Ausserdem blieb das Problem der Fürstentümer: Die Briten hatten etwa die Hälfte des Landes nicht direkt verwaltet, sondern abhängigen Fürsten überlassen. Die Briten hatten sich in den Teilungsverhandlungen ausbedungen, dass die Fürsten freie Wahl in der weiteren Staatszugehörigkeit erhielten. Diese unsinnige Regelung führte in der Folge bei den drei Fürstentümern Kaschmir, Haiderabad und Junadagh zu blutigen Konflikten.

Die Massaker begannen im Pandjab, das nach dem Teilungsplan unter Indien und Pakistan aufgeteilt werden sollte. Schon am Unabhängigkeitstag wütete hier ein Terror, dem Hun-

dertausende zum Opfer fielen: Sikhs, Moslems und Hindus fielen übereinander her, Flüchtlingstrecken in beide Richtungen, Eisenbahnzüge voller Leichen in beide Richtungen waren die Folge. Gandhi war im Osten und fastete im Muslimviertel Calcuttas. Durch seine Gebetsversammlungen verbrüdereten sich hier Moslems und Hindus, so dass Gewalttaten nur kurz aufflackerten. Doch kurz darauf billigte der Prediger der Gewaltlosigkeit das Eingreifen indischer Truppen in Kaschmir. Dort hatte der Hindu-Fürst für den Anschluss an Indien votiert, obwohl drei Viertel seiner Untertanen Moslems waren. Ein Aufstand war die Folge, in den zuerst die indischen, ab Frühjahr 1948 auch pakistanische Verbände eingriffen. Erst 1949 kam es durch Vermittlung der UNO zu einem Waffenstillstand und zur Teilung Kaschmirs.

Genau umgekehrt lagen die Dinge im Fürstentum Junagadh: Der mohammedanische

Fürst votierte für Pakistan, es kam zu Unruhen unter der Hindu-Bevölkerung, die durch das Eingreifen der indischen Armee beendet wurden. Hier wurde die Lage durch ein Referendum geklärt, das Indien in Kaschmir wohlweislich vermied. Auch das Fürstentum Haiderabad wurde im September 1948 von indischen Truppen in einer «Polizeiaktion» besetzt. Der Moslem-Fürst des zentralindischen Territoriums wollte die staatliche Unabhängigkeit, obwohl dieser Staat dann von Indien umschlossen gewesen wäre.

Doch Gandhi, der entheiligte Heilige, war schon am 30. Januar 1948 von einem Hindu-Fanatiker erschossen worden: Die von ihm durchgesetzte Teilung der Staatskasse mit Pakistan wurde ihm als Verrat ausgelegt. Doch Gandhis Tod kam vielleicht gerade rechtzeitig noch, um ihn dieser Gewaltorgie des jungen Indien einigermaßen unbefleckt zu entrücken.



**Klaus Gürtler**  
**Sieg im Volkskrieg**  
**Die chinesische Revolution**

Der Bürgerkrieg, der die Kommunisten an die Macht brachte, begann 1945 und endete vier Jahre später mit der Ausrufung der Volksrepublik China. Diese Revolution war sicher das folgenreichste Ergebnis des Zweiten Weltkrieges – nur vergleichbar mit der russischen Revolution als Resultat des Ersten Weltkrieges. Direkt betraf sie ein gutes Viertel der Weltbevölkerung, und entsprechend waren die Dimensionen des Kampfes: Die von der Kuomintang (Nationale Volkspartei) unter Tschiang Kai-shek gebildete Regierung in Nanking gebot über eine Armee von 4,3 Millionen Mann, denen gut 800'000 kommunistische Soldaten gegenüberstanden. Doch der Zusammenbruch dieser riesigen, für asiatische Verhältnisse gut ausgerüsteten Militärmacht erfolgte sogar zwei Jahre früher, als Mao Tse-tung vorausgesagt hatte. Trotz der direkten Intervention der USA und Grossbritanniens, trotz der von der US-Regierung zugegebenen Finanzhilfe von *«mehr als fünfzig Prozent der Barausgaben»* des Kuomintang-Staatshaushaltes. Und trotz der ausbleibenden Unterstützung der Kommunisten durch die Sowjetunion, die nicht an einen Sieg der Volksbefreiungsarmee glaubte und im übrigen zu keinem Zeitpunkt der chinesischen Revolution mit der Politik Maos einverstanden war.

Dieser vergleichsweise schnelle Sieg der Kommunisten lässt sich durch die Aufzählung der militärischen Operationen nicht erklären. Diese besiegelten nur den Bankrott der Kuomintang, einer Partei, die einst die Jahrtausende alte Monarchie beseitigt und eine einheitliche, nationalistische Republik erkämpft hatte.

Doch inzwischen waren die Fronten verkehrt: Tschiang Kai-shek, der seine Sympathien zum Faschismus offen zeigte, hatte sämtliche Oppositionsparteien verbieten lassen – es fehlte ihm nur an den Mitteln, nicht jedoch an der Motivation, um in China ein faschistisches Uritterdrückungsregime zu errichten. Er stützte sich immer mehr auf die alte Klasse der feudalen Grossgrundbesitzer. Die Unterstützung der Klassen, die die Kuomintang gross gemacht hatten, ging ihm immer mehr verloren.

Die KP Chinas hingegen konnte mit einigem Recht darauf verweisen, dass sie allein noch die ursprünglichen Ziele der Kuomintang und ihres Gründers Sun Yat-sen vertrete. Sie hatte ein Programm der *«Neuen Demokratie»* entwickelt, das antiimperialistisch und



*Mao Tse-tung  
zur Zeit des langen Marsches*

antifeudalistisch ausgerichtet war. *«Jedem Pflüger sein Feld»* war eine der Forderungen, die von Sun übernommen worden waren und den Bauern natürlich besser gefielen als die drückenden Abgaben, die ihnen das Kuomintang-Regime und die Grundherren auferlegten. Auch das Programm einer kontrollierten Entwicklung des Kapitalismus, das die KP Chinas von Sun Yat-sen (und von Lenins *«Neuer ökonomischer Politik»*) übernommen hatte, verfehlte seine Wirkung insbesondere in der Spätphase des Bürgerkrieges nicht, als auch die grossen, industriell einigermaßen entwickelten Küstenstädte von ihr erobert wurden. *«Es sind der ausländische Imperialismus und der einheimische Feudalismus, die für das heutige China überflüssig sind, aber nicht der eigene Kapitalismus; im Gegenteil, es gibt bei uns zuwenig Kapitalismus»*, schrieb Mao im April 1945. Die Zusage eines Mehrparteiensystems ergänzte das Programm der *«Neuen Demokratie»*.

Doch weit wichtiger noch als die programmatischen Erklärungen waren die politischen Voraussetzungen, die sich die KP Chinas während des Krieges gegen die japanischen Invasionstruppen erkämpft und geschaffen hatte. Sie bewirkten, dass Tschiang Kai-shek 1945, trotz der scheinbar ungeheuren

Überlegenheit seiner Truppen, den Kampf schon verloren hatte, bevor er begann.

Elf Jahre zuvor sah die Lage anders aus. Die Kommunisten hatten schwere Niederlagen hinter sich: Aufstandsversuche in verschiedenen Grossstädten waren blutig gescheitert, die 1931 in der Provinz Kiangsi gegründete *«Chinesische Sowjetrepublik»* hatte zwar vier *«Vernichtungsfeldzügen»* der Kuomintang standgehalten, war aber durch den fünften zerschlagen worden. In einem *«Langen Marsch»* vom Oktober 1934 bis Oktober 1935 hatte sich der Rest der kommunistischen Truppen vor der Kuomintang-Übermacht in die öde und schwach bevölkerte Provinz Shensi zurückgezogen, wo im Gebiet der Stadt Jenan bereits ein von kommunistischen Freischärlern befreites Gebiet bestand.

Die KP Chinas schien am Ende und gerade noch der völligen Vernichtung entronnen.

Trotzdem ist es keineswegs schönfärberische Verklärung, wenn der *«Lange Marsch»*, dieser vertust- und entbehrungsreiche Rückzug über gut 3'000 Kilometer, zu den grundlegenden Ereignissen der chinesischen Revolution gezählt wird. Er war ein Sieg innerhalb einer Niederlage, denn seine Teilnehmer – am Ende knapp 10'000 Mann – hatten sich zu einer einheitlichen Avantgarde entwickelt, die unter jeder Belastung politisch handlungsfähig blieb. Und sie hatte sich endgültig auf die politische Linie festgelegt, die durch Mao Tse-tung vertreten wurde: die Revolution als Bauernkrieg zu führen, vom Lande her die Städte einzukreisen und das Gewicht auf die lebendigen Kräfte zu konzentrieren. Diese Erfahrungen wurden bald gebraucht, die japanische Aggression ermöglichte einen schnellen Schritt aus der Defensive heraus.

Die japanische Besetzung Chinas entwickelte sich schrittweise seit 1928, doch die Kuomintang-Truppen leisteten nur hinhaltenen Widerstand mit lokalen Einheiten. 1931/32 besetzte Japan die Mandschurei und bildete den Marionettenstaat Mandschukuo mit dem letzten chinesischen Kaiser und einem ehemaligen Kuomintang-Führer an der Spitze. Tschiang Kaishek schloss daraufhin 1933 und 1935 mit den Japanern Verträge, mit denen er den gesamten Nordosten Chinas aufgab und die *«Bekämpfung antijapanischer Agitation»* zusicherte.

Diese betrieb er sehr energisch und unter Einsatz seiner Zentraltruppen: Es kam wieder zu mehreren «Vernichtungsfeldzügen» gegen die von Jenan aus kontrollierten kommunistischen Gebiete, die samt und sonders unter katastrophalen Verlusten scheiterten. Diese Politik des «Inneren Friedens, um Widerstand gegen Japan leisten zu können» rief auch innerhalb der Kuomintang und der Nationalchinesischen Truppen Widerstand hervor. 1936 wurde Tschiang Kai-shek von seinen eigenen Truppen in Sian gefangen gesetzt und zu Verhandlungen mit den Kommunisten gezwungen. Tschiang verzichtete daraufhin auf weitere Bürgerkriegsaktionen und erklärte gezwungenermassen 1937 Japan den Krieg.

An der grundsätzlichen Konstellation änderte sich jedoch nichts. Die Kuomintang-Truppen wichen zurück, kooperierten zuweilen sogar offen mit den Japanern oder traten in die Truppen «Mandschukuos» über, von wo aus sie gegen die kommunistischen Gebiete vorgingen. Ab 1939 begann Tschiang Kai-shek wieder seine «antikommunistischen Kampagnen».

Den kommunistischen Einheiten standen zwei Drittel der japanischen Truppen und 95 Prozent der *Marionettentruppen* gegenüber. Trotzdem gelang es der KP China, nicht nur die von ihr kontrollierten Gebiete zu halten, sondern bis weit ins japanisch besetzte Hinterland hinein befreite Zonen zu errichten. Dabei entwickelte sie eine kombinierte

Kampftechnik von Guerilla und Bewegungskrieg, der weder die Japaner noch die Kuomintang-Truppen etwas entgegensetzen konnten. Doch vor allem beschränkte sie sich nicht auf militärische Aufgaben, sondern sah diese nur als Ergebnis ihrer politischen Ziele.

In jedem befreiten Dorf wurden mit Pacht- und Zinssenkungen sowie der provisorischen Verteilung der grossen Ländereien, deren Besitzer geflohen waren, die ersten Schritte der Bodenreform eingeleitet. Und dass diese Armee etwas völlig Neues war, merkten die Bauern schnell: Die Soldaten halfen bei der Landarbeit, stahlen nichts und bezahlten, was sie benötigten. Was allein dieses Verhalten bewirkte, angesichts der Soldateska verschiedenster Herkunft, die in den Jahrzehnten zuvor das Land ausgeplündert hatte und in den Kuomintang-Gebieten immer noch plünderte, lässt sich kaum abschätzen. Die Armee war zugleich eine grosse Schule, die anfang, das Lesen und Schreiben zu lehren, mit Musik und Theater von der Unterdrückung der Bauern und Arbeiter zu berichten und dem Kampf dagegen. Örtliche Selbstverwaltungsorgane wurden aufgestellt, in Versammlungen wurde über die Mächtigen der Vergangenheit geurteilt, soweit man ihrer habhaft werden konnte. Und schliesslich wurde eine örtliche Miliz aufgestellt.

Gestützt auf diese politisch-militärische Struktur konnten die zentralen Truppen eine

ausserordentliche Beweglichkeit entfalten, da sie sich in Aufklärung und Logistik auf die örtlichen Milizen verlassen konnten. Nur so konnte die Taktik funktionieren, eindringenden feindlichen Truppen zuerst grosse Geländegewinne zu gestatten und ihre dadurch zersplitterten Einheiten einzeln zu schlagen, was eine mit grosser Geschwindigkeit durchgeführte Folge von Konzentration, Kampfhandlung und Auflösung der eigenen Einheiten voraussetzte. Die Kommunistische Armee war ein «Fisch im Wasser» und in der Lage, weit überlegene Gegner zu binden und zu schlagen. Die trotz ihrer Motorisierung schwerfällige Nationalarmee hingegen musste während der letzten japanischen Offensive 1944 fluchtartig riesige Gebiete räumen.

Zum Zeitpunkt der japanischen Kapitulation konnte sich so die KP Chinas nicht nur einer breiten Sympathie unter der Bauernschaft erfreuen. Für alle nationalistisch gesonnenen Kreise hatte sie sich als einzige Kraft bewiesen, die zu einer wirksamen nationalen Verteidigung in der Lage war. Die Bürgerkriegspolitik Tschiang Kaisheks war nach dem Kriege sehr unpopulär. So entsprach die KP Chinas einer weit verbreiteten Stimmung, als sie die Kuomintang zur Bildung einer demokratischen Koalitionsregierung aller Parteien aufforderte. Doch die Verhandlungen im September/Oktober 1945 zwischen Tschiang Kai-shek und Mao scheiterten – Tschiang wusste nur zu gut, dass er bei all-



*Die Belagerung Kantons durch die Kommunistische Armee*

gemeinen Wahlen nicht mehr viel zu melden gehabt hätte. Es mehrten sich die «Zwischenfälle», und der auf amerikanischen Druck im Januar 1946 zustandegekommene «Waffenstillstand» markiert als Paradox den Beginn des Bürgerkriegs.

Die Kämpfe begannen in der sowjetisch besetzten Mandschurei, die die Sowjets entgegen den Wünschen der KP Chinas der Tschiang-Regierung übergeben hatte. Gleichzeitig hatten sich auf dem Lande die Kommunisten verankert, von wo aus sie schnell zum Angriff auf die grösseren Städte übergangen. Es kam dabei zu keiner Zusammenarbeit mit den Sowjets, diese waren, sehr zum Ärger der KP Chinas, mit der Demontage der von den Japanern errichteten Fabriken beschäftigt.

Bereits 1947 zeichnete sich ab, dass die kommunistischen Truppen, die sich jetzt Volksbefreiungsarmee nannten, vollständig die Initiative an sich gerissen hatten und nun auch grössere Schlachten für sich zu entscheiden wussten.

Die Entwicklung wurde beschleunigt durch den vollständigen wirtschaftlichen Zusammenbruch der Kuomintang-Gebiete. Es setzte eine rasante inflationäre Entwicklung ein, die von 1946 an die Preise um das 70fache steigen liess. Auch eine Währungsreform im August 1948 änderte nichts, da die Regierung ihren Krieg nur noch mit der Notendruckpresse bezahlte. So wurde selbst von den städtischen Kapitalisten die Niederlage der Kuomintang herbeigesehnt – für sie bestand nur die Wahl zwischen der sofortigen Pleite und der später drohenden Enteignung.

Die schnelle Eroberung riesiger Gebiete und das rasante Anwachsen der Volksbefreiungsgruppen durch übergelaufene Kuomintang-Verbände und Freiwillige brachte jedoch auch Probleme mit sich. Die früher sehr kontrolliert verlaufene Landreform geriet jetzt häufig zu einer radikalen Gleichmacherei, die sich auch gegen die Eigentümer mittelgrosser Ländereien richtete. Zeitweilig kam es zu einer Welle unkontrollierter Racheakte und zur Errichtung lokaler Despoti-

en, die mit massenhaften Hinrichtungen von «Reaktionären» im Hinterland schwerste Probleme bereiteten.

Die Partei führte ab 1948 eine Gegenkampagne durch. Sie veranstaltete auf den Dörfern Versammlungen, auf denen sich die Funktionäre der Kritik der Dorfbewohner stellen mussten. Hierbei wurde eine ganze Anzahl von Funktionären abberufen und bestraft. Mühsam gelang es so, die Lage auf den Dörfern wieder zu stabilisieren.

Das Ende des Krieges kam schnell: Im September 1948 wurde der gesamte Nordosten Chinas befreit, und die Schlacht von Huai-hai von November 1948 bis Januar 1949 brachte die Entscheidung. Bei dieser Schlacht, bei der fast eine Million Soldaten aufeinandertrafen, wurden die militärischen Hauptkräfte der Nationalarmee vernichtet und aufgelöst. Tschiang Kai-shek trat zurück und bereitete seine Flucht nach Taiwan vor. Am 1. Oktober 1949 wurde die Volksrepublik China ausgerufen. Fan-shen, die Revolution hatte ihren ersten Sieg errungen.



*Die erste Aufnahme von Mao Tse-tung in Peking nach dem Sieg der Revolution*

Rainer Höynck

1945



*Der Autor 1945*

Nichts Besonderes habe ich zu erzählen vom Jahre 1945. Nichts, das nicht unzählige andere ähnlich erlebten. Gerade darum erzähle ich es. Es geht nicht um belletristischen Anspruch in Fabel und Form, sondern um einen Versuch, zu vermitteln, was damals Alltägliches zu bestehen war. Zum Beispiel für einen Siebzehnjährigen, der mit fünfzehn Soldat geworden war, Luftwaffenhelfer, aber das waren Soldaten, mit der Besonderheit, dass ihnen zwei Stunden täglich Latein- und Mathelehrer auf die Nerven gingen. Im übrigen machten wir den normalen Dienst und schleppten nachts während der Luftangriffe Granaten zu den Flakkanonen. Dann zwei Monate Arbeitsdienst, dann als Grenadier zur Schützenausbildung ins Heer.

Silvester und Neujahr 1945? Ich erinnere mich nicht, nur an die eiskalte Unterkunft in der Alexanderkaserne Ruhleben, wir gingen mit möglichst viel Wäsche ins Bett. Dann Reserveoffizierslehrgang. Für welche Armee? Nie hätte ich damals gedacht, dass es in Deutschland je wieder eine geben würde. Draussen in der Sandgrube wurden Deserteure und «Wehrkraftzersetzer» hingerichtet, wir Kinder mussten in Sichtweite Wache schieben, brauchten aber nicht zu schießen.

Einer der Ort im hektischen Hin und Her war Paretz in der Mark. Angesichts eines schönen Aquarells des Schlosses in der Friedrich-Gilly-Ausstellung dachte ich an die Mahlzeiten: Abends gabs Brot, Marmelade, Wurst. Eine Stunde später war die 24-Stunden-Ration alle, mittags nur eine Suppe zu erwarten. Auf dem Feld geklaute Kartoffeln brachten wir der Bäuerin zum Kochen, weil wir weder Salz noch Kochtopf hatten. Sie haute auch mal ein Ei mit rein.

Döberitzer Kasernen (1936 Olympisches Dorf). Einsatzbataillone der Schützendivision Potsdam wurden gebildet aus Jugendlichen und Landsturm. Ältere sprachen von den Nazi-Völkermorden, ich hatte vorher nichts davon gehört, im Elternhaus schon gar nicht. Auf der Heerstrasse ein unaufhörlicher Flüchtlingszug Richtung Hamburg. Ich durfte, als Schütze der «Sperr-Bataillons Elbe I», in die Gegenrichtung, ins brennende Berlin marschieren. Am 23. April an der Siegestsäule. Keine Gelegenheit, mit den Eltern in Verbindung zu kommen. Nachts im Freien im Tiergarten, da wo heute der Rosengarten angelegt ist, an die Pergolen erinnere ich mich, eine alte Frau sah uns auf den Treppenstufen sitzen und rief: «Die Russen sind in Berlin, und ihr lungert hier herum.»

Häuserkampf im Wedding, in Pankow und um den Flakbunker Humboldthain. Am Gleimtunnel machte das dumpfe Dröhnen

der Sowjetpanzer Angst. Im «Tagesspiegel» schrieb ich ein Jahr danach Tagebuchnotizen:

«25. April. Am Gesundbrunnen wird eine Panzersperre gebaut. Ein SS-Rottenführer bewacht die Männer und Frauen, die aus einer Ruine Bretter und Balken schleppen. Ein alter Mann, schwerbeschädigt, bittet, eine andere Arbeit tun zu dürfen, da er sich nicht bücken kann. ‚Ich befehle, weiterzuarbeiten!‘ brüllt der SS-Mann, ‚sonst schieße ich!‘ Der alte Mann muss lächeln. ‚Dann schießen Sie doch‘, sagt er und ahnt nicht, dass es kein Mensch war, mit dem er gesprochen hat. Zwei Sekunden später liegt er tot auf der Strasse.

30. April. Der Melder hat einen ‚Panzerbär‘ mitgebracht, die letzte Frontzeitung Berlins. Der Wehrmachtbericht meldet die Einkreisung von Berlin. ‚Um ihren Führer geschart...‘ Alles steht um den Leutnant, der immer erzählt hat, dass wir bald befreit werden. ‚Nein‘, sagt er, ‚das kann nicht stimmen, eingeschlossen sind wir noch nicht.‘ Er tritt an die Hauswand, nimmt einen Bleistift aus der Tasche und schreibt auf die Zeitung ‚Feindpropaganda‘. Deutsche Soldaten wurden von der Waffen-SS und Gendarmerie, oft von ihren eigenen Kameraden an Laternenpfählen und Baumstämmen aufgehängt. Man band ihnen Schilder um: ‚Ich war zu feige, für meine Frau und meine Kinder zu kämpfen.‘ Dieselbe Schuld wie die Generäle, die befahlen, tragen auch Soldaten und Offiziere, oft nur wenige in einer Kompanie, die alle anderen terrorisierten und mit ‚Umlegen‘ drohten, wenn sie Äusserungen vernahmen, die in ihren Augen ‚Verrat und Defaitismus‘ bedeuteten.»

Am 2. Mai nachmittags kapitulierte Berlin. 4 Uhr früh aus einem Radio-Empfänger: die Nachricht von Hitlers Tod. Ab 6 Uhr war der «Ausbruch» aus der Stadt befohlen, obwohl seit dem 23. April der Ring geschlossen war. Man hatte uns erzählt, die Armee des General Wenk (die schon längst aufgegeben war) sei kurz davor, Berlin zu befreien und das Kriegsglück zu wenden.

Acht Stunden gelaufen und gerannt. Schönhauser Allee, Hermsdorf, Blankenburg. Ein Steckschuss in den Rücken (da ist er heute noch), die Mörsergranate detonierte ganz nahe in einem Kleingarten, der Tornister mit der gerollten Wolldecke dämpfte den Aufprall. Meine einzige Waffe, eine kleine Offizierspistole, war nur zum Knallen gut. Als ich in einem Gartenschuppen ausruhte, hatte ich sie in der Tasche. Der Russe, der mich entdeckte und vor Schreck in die Balken schoss, fand sofort die Pistole und meine Armbanduhr. Die Patronen liess ich in der folgenden

Nacht auf die Erde fallen, zu etwa 20 Mann standen wir in einer Hütte, zum Liegen reichte der Platz nicht.

Am nächsten Tag Krankenhaus Buch, das erste Essen seit zwei Tagen, weisses Bett, eine russische Ärztin. Verladung in Güterwagen. Fahrt durch das zertrümmerte Berlin nach Frankfurt/Oder. Da im Notlazarett, eingerichtet in den Pferdeställen einer Artillerie-Kaserne, malte mir als Geschenk zum 18. Geburtstag eine Schwester einen Blumengruss auf ein Eckchen Pappkarton. Dann ins Sammellager Fürstenwalde, zum Arbeitslager gings wieder nach Frankfurt, zu Fuss über die Autobahn. Wer nicht mitkam und ans Ende der Marschkolonne geriet, wurde erschossen. Die fehlenden Männer holten sich die Wachposten aus den zuschauenden Zivilisten am Strassenrand, damit die Zahl wieder stimmte.

Vom Gefangenenlager gibts nicht viel zu erzählen. In einem kleinen Zimmer lagen 40 Jungen eines Zuges auf der nackten Erde, als Zusatzverpflegung gabs für die Jugendkompanie einen Becher Zucker, die gerechte Verteilung – für jeden ein Häufchen auf ein Stückchen Zeitung oder Blech – war kompliziert, der Zugführer, der's besorgte, nahm seins als letzter, bloss kein Krümelchen zuviel.

Den feldgrünen Wintermantel für Sibirien habe ich heute noch. Aber bei der Musterung durch Sowjet-Ärztinnen (Entscheid I ab nach Osten, II arbeitsfähig, III entlassen) kam ich dann doch frei. Zu Fuss nach Berlin in zwei Tagen, nachts im Strassengraben, die Bauern schützten ihre Dörfer mit Knüppeln und Hunden gegen Überfälle. Am Stadtrand 20 Pfennig geschenkt bekommen zur S-Bahn-Fahrt von Grünau nach Zehlendorf. Die Mutter war da, der Vater noch vermisst. 26. August '45.

Der Rest des Jahres war ruhiger, gehungert wurde weiter. Mit Lebensmittelkarte V für Hausfrauen und sonstige Familienangehörige war nicht auszukommen, für den Schwarzmarkt nach zwei Mal Ausbomben wenig übrig.

Das Regie-Volontariat bei Jürgen Fehling – in einem Zehlendorfer Kino Berliner Strasse (heute Supermarkt) wurde der Urfaust einstudiert, mit O.E. Hasse als Mephisto und Joana Maria Gorvin als Gretchen – war eine unerwartete Chance zum Lernen durch Zusehen und Zuhören, aber ich musste es aufgeben, der Karte I zuliebe. So schleppte ich Steine als Bauhilfsarbeiter.

Ab 1. November in der Redaktion des «Tagesspiegel». Warum mich Erik Reger, Walter Karsch und Edwin Redslob bei soviel Bildungslücken akzeptierten, ist mir immer noch ein Rätsel, aber Bernd Conrad (heute für die «Welt» in Bonn) und ich waren die beiden ersten Volontäre des Tagesspiegel. 200 Westmark Gehalt, das reichte für ein halbes Pfund Butter. Dass Volontäre Leitartikel schreiben durften (da gabs eine Geldprämie), verhinderten die Erwachsenen bald. Zwei davon voller Bandwurmsätze und reichlich Pathos wurden noch gedruckt. Als «Juventus» durfte ich weiter Glossen verfassen, neben dem Gärtner «Agricola» (gutgehütetes Geheimnis: Erik Reger selber) und anderen Kolumnisten. Schwab-Felisch (später «Merkur»-Herausgeber) gehörte zu meinen Lehrern.

Für die Spätschicht in der Nachrichtenredaktion gabs eine Pall Mall Zigarette, die man auch für zehn Mark verkaufen konnte; und ein unbeheiztes Untermietzimmer nahe dem Druckhaus Tempelhof, weil eine nächtliche Heimfahrt wegen der militärischen Ausgangssperre nicht möglich war. Aber geschlafen habe ich in diesen Monaten kaum. Jetzt waren alle Bücher greifbar, uns bisher verboten oder unbekannt. Und das Freischreiben, für den Papierkorb, zum Schaden der Leser auch häufig für den «Tagesspiegel».

Manchmal, wenn von Tendenzen zum Null-Bock oder zum Karriere-Streben die Rede ist, von Reizüberflutung oder Sinnentleerung oder Sektengläubigkeit bei der Jugend von heute – dann denke ich an das Jahr, in dem ich keine Wahl hatte und keine Selbstbestimmung und keine Langeweile und keine Perspektive, an das Jahr 1945, in dem ich 18 wurde und das ich überlebte.



*Das letzte Aufgebot*

**Rüdiger Liedtke**  
**Zeitung gefällig? Greifen Sie zu!**  
**Zur Lizenzierung von Zeitungen nach 1945**  
**im besetzten Deutschland**

April 1945: Den Amerikanern bot sich ein Bild völliger Zerstörung. Frankfurt am Main war eine Trümmerwüste. Nahezu alle Häuser waren zerbombt, alle Mainbrücken gesprengt, es fuhr kein Zug, keine Strassenbahn, es gab weder Wasser noch Strom. Nur knapp die Hälfte der 550'000 Einwohner hatte die Bombenangriffe überlebt oder gerade noch die Stadt verlassen können. Mit den in die Stadt einrückenden alliierten Soldaten kamen auch die Presseoffiziere. Junge, intellektuelle, idealistische, intégre Männer, deren Order und Ziel es war, eine freie, unabhängige, demokratische Presse aufzubauen, ohne Konzentration und Grosskonzerne, ohne altdeutsche Traditionen und radikal frei von jeglichem faschistischen Gedankengut. Ernest Adler und Cedric Beifrage – der eine Amerikaner, der andere Engländer – kannten die deutsche Presselandschaft der Weimarer Republik und des Nazi-Deutschland sehr gut. Sie wussten, wer Hugenberg war, kannten Mosse, Ullstein und Scherl, die Gefahr übermächtiger Pressemonopole, die schon frühzeitig mit den Faschisten sympathisierten, hatten sich kundig gemacht über die gefügigen Generalanzeiger, die reaktionäre Heimatpresse. Die Presseoffiziere der während des ganzen Krieges von London aus operierenden «Abteilung für Psychologische Kriegsführung» der alliierten Streitkräfte hatten schon frühzeitig Vorbereitungen für den Wiederaufbau der deutschen Presse nach der Kapitulation getroffen. Sie wollten durch eine neue Presse, der sie die entscheidende Erziehungsfunktion für die Deutschen auf dem Weg in einen demokratischen Staat zudachten, einen Schlussstrich unter das dunkelste Kapitel deutscher Pressegeschichte ziehen, seit 1848 die Pressefreiheit in den deutschen Grundrechten verankert und die staatliche Vorzensur aufgehoben worden war: die totale Gleichschaltung der Presse während der zwölf Jahre des Faschismus. Sofort nach der Besetzung begannen Cedric Beifrage und seine Gruppe mit der Suche nach geeigneten Lizenzträgern für die erste Zeitung in der amerikanischen Zone. Die neuen unabhängigen und demokratischen Zeitungen sollten ausschliesslich und kompromisslos von aktiven und engagierten Nazigegnern herausgebracht und ediert werden, von deutschen Antifaschisten, die den libera-



len amerikanischen Presseoffizieren am prädestiniertesten für die angestrebte Umerziehung der Bevölkerung erschienen. Vor allem sollten die früheren Zeitungsverleger auf keinen Fall Lizenzen erhalten, egal, ob sie bis zum Ende der Nazi-Diktatur eine Zeitung herausgebracht hatten oder ob ihnen das Verlagsrecht durch die Nazis abgekauft oder entzogen worden war. Die Amerikaner verfahren in den ersten Monaten der Besetzung nach einem ganz speziellen Lizenzierungsmodus. Die neu zu gründenden Zeitungen sollten nicht Einzelpersonen übertragen werden, auch keinen gesellschaftlichen Gruppen, sondern ausschliesslich sogenannten «panels», Herausbergremien mit mindestens drei Lizenziaten aus unterschiedlichen politischen Lagern. Durch dieses Verfahren erhofften die Amerikaner einen repräsentativen Querschnitt aller antifaschistischen Kräfte in Deutschland zu erfassen, von der katholischen Publizistik bis hin zu den Kommunisten. Die Lizenziaten sollten durchaus weltanschaulich engagiert sein, den Zeitungen aber wurde Überparteilichkeit – nach traditionellem amerikanischen Vorbild – zur Pflicht gemacht. Ebenso die strikte Trennung zwischen Nachricht und Kommentar. Die Presseoffiziere taten sich anfänglich schwer, in allen Städten die geeigneten Lizenziaten zu finden, da ja der grösste Teil der engagierten Antifaschisten von den Nazis liquidiert worden war. Und da es sich bei fast allen aktiven Anti-Nazis, die 1945 aus

Zuchthäusern und Konzentrationslagern befreit worden waren oder aus Illegalität und Emigration auftauchten, um Sozialisten – welcher Couleur auch immer – handelte, mussten sich die Lizenzträger zwangsläufig weitgehend aus diesem Personenkreis zusammensetzen.

Durch diese konsequente Politik der Beifrage-Gruppe wurde am 1. August 1945 – ganze vier Monate nachdem Frankfurt von den Amerikanern eingenommen worden war – die «Frankfurter Rundschau» als erste Zeitung in der amerikanischen Zone lizenziert. Das Lizenzträger-Gremium bestand aus drei Sozialdemokraten, zwei KPD-Mitgliedern, einem KPD-Sympathisanten und einem Linkskatholiken des alten Zentrums. Wie in Frankfurt, so erhielten in der amerikanischen Zone in nahezu allen grösseren Städten 113 Lizenzträger 58 Zeitungen sowie von Altverlegern requirierte technische Betriebe und entsprechende Papierzuteilungen – sozusagen gratis. Und in vielen Fällen waren Kommunisten mit von der Partie. Hatten die liberalen Presseoffiziere wohl tatsächlich die idealistische Vorstellung einer auf Dauer möglichen von allen die Gesellschaft repräsentierenden antifaschistischen Gruppen erscheinenden Presse – gestützt auf die Anti-Hitler-Koalition des Potsdamer Abkommens, nach dem keine alliierte Macht, auch nicht die UdSSR, von Deutschen kritisiert werden durfte –, so kam durch die ständig wachsenden Spannungen zwischen den USA und der Sowjetunion, der zunehmenden antikommunistischen Haltung der Amerikaner und des heraufziehenden kalten Krieges die pressepolitische Wende. Die liberalen Presseoffiziere wurden von strammen Antikommunisten abgelöst, die Lizenzen – kein Vertrag, sondern ein einseitiger Hoheitsakt der Siegermächte – den fortschrittlichen Zeitungsmachern entzogen. Schon bald waren alle Kommunisten und all diejenigen, die daran gedacht hatten, den Zeitungen, der neu entstehenden Presse auch von Verlegerinteressen unabhängige Besitzverhältnisse zu verschaffen, aus den Lizenzträger-Gremien herausgedrängt, und das war eigentlich zu erwarten. Denn die Auswahl aktiver Anti-Nazis für die Herausbergremien musste – so schrieb Beifrage später – zwangsläufig zu einem offenen Widerspruch führen zwischen dem, «was die Militärregierung uns aufge-



### Axel Caesar Springer

Die Voraussetzungen für den 1912 in Hamburg-Altona geborenen Axel Caesar Springer waren zu Kriegsende äusserst günstig: Springer besass Verlagserfahrung – er war stellvertretender Chefredakteur der «Altonaer Nachrichten» seines Vaters, die 1941 ihr Erscheinen einstellen mussten – verfügte über eine – wenn auch durch Bomben zerstörte – Druckerei, hatte flüssiges Kapital und niemals auf irgendeiner Ebene mit den Nazis kooperiert. Die Kombination all dieser Vorteile, dazu verlegerisches Geschick, die raffinierte Ausnutzung der Chancen alliierter Pressepolitik sowie beste Beziehungen zur Militärregierung und zu Zeitungskreisen der Londoner Fleet Street, liessen Springer schnell zum Zeitungszaren werden. 1945 begann er mit den «Norddeutschen Heften», 1946 mit der Programmzeitschrift «Hör Zu». Es folgten u.a. «Kristall» und 1948 das «Hamburger Abendblatt». Durch diese Ballung publizistischer Macht innerhalb kurzer Zeit und eines damit für die Konkurrenz uneinholbaren Vorsprungs hatte Springer die ökonomischen Voraussetzungen geschaffen, um – dem Beispiel des britischen «Daily Mirror» folgend – 1952 «Bild» ins Leben zu rufen, womit ihm der millionenfache «Einbruch in die Masse der Nichtabonnenten und des lesenden Alphabetentums» gelang. Ein Jahr später schliesslich erstand Springer – als Trophäe sozusagen – von den Engländern die überregionale Tageszeitung «Die Welt». Dieses Geschäft stellte den vorläufigen Höhepunkt einer immer expansiver werdenden Pressepolitik dar, die nicht mehr wie vor 1933 von Berlin, sondern nach 1945 von Hamburg ausging.

tragen hatte» und von dem sie vorgab, dass sie es wünschte, und ihren wirklichen Absichten, nämlich den Sozialismus in Deutschland um jeden Preis zu verhindern. Die Amerikaner konnten – so Beifrage weiter – in ihrer Zone keine antifaschistischen Zeitungen mehr erlauben, nachdem diese Zeitungen unvermeidlich nach links geschwenkt waren. Für die Amerikaner war das oberste Prinzip das der kapitalistisch ausgerichteten Presse. So gingen mit der «Generallizenz» von 1949, der organisierten Rückkehr der Altverleger, die aufgrund ihrer aktiven und passiven Unterstützung des Hitler-Faschismus bei dem Neuaufbau des Pressewesens nicht berücksichtigt werden durften – die lizenzierten Zeitungen in den Besitz der Lizenzträger über. Es galt für die verbliebenen Lizenzträger lediglich, die Lizenzbestimmungen einzuhalten, nicht aufzufallen und das Ende der Besatzungszeit abzuwarten, um ruhigen Auges in eine blühende verlegerische Zukunft zu schauen. Jetzt wurde schlagartig klar, dass es ein Irrglaube war, es könnte in den Westzonen etwas anderes als eine privat-kapitalistisch organisierte Presse geben. Im Gegenteil, das Studium amerikanischer Richtlinien und Direktiven beweist, dass die kapitalistisch eingerichtete Presse dem Lizenzsystem der Alliierten immanent war, dass für Zeitungsunternehmen niemals etwas anderes avisiert worden war, als die Form privatwirtschaftlicher Erwerbsbetriebe, in denen die Ware «Zeitung» die ökonomische Funktion eines Werbeträgers hat, mit dem Ziel, möglichst hohe Profite zu erwirtschaften. Und inhaltlich deckten sich mit Beginn des kalten Krieges die Zeitungen mit den Interessen der Besatzer. Viele Blätter gingen dazu über, die amerikanischen Ideale, das System, deren Freiheitsbegriff und wirtschaftliche Konzeption zu lobpreisen bei gleichzeitiger antikomunistischer und antisowjetischer Propaganda. Das Potsdamer Abkommen stand auf dem Kopf. Ähnlich wie die Amerikaner gingen auch die Briten und Franzosen in ihren Zonen vor, wengleich sie der Lizenzpresse einen ihrer eigenen Pressetradition entwachsenen Stempel aufdrückten.

Bis zum Herbst 1945 verfahren die Briten ähnlich den Amerikanern und vergaben die Lizenzen an «panels», also an Lizenzträgergremien, die in ihrer Zusammensetzung eine Widerspiegelung der antifaschistischen Kräfte darstellen sollten. Doch dann wurden parteigebundene Zeitungen, sogenannte «Gesinnungszeitungen» lizenziert. «Britische Politik ist, politische Zeitungen zu schaffen, um die Entwicklung des politischen Lebens zu fördern», schrieb das Organ der britischen

Besatzungsbehörde «Die Welt» in ihrer ersten Ausgabe am 2. April 1946 und fuhr fort: «Im allgemeinen erscheinen in allen grösseren Städten zwei oder mehrere Zeitungen, die die wichtigsten politischen Parteien vertreten.» Die politischen Zeitungen der britischen Zone durften sich an die Anschauungen der Parteien anlehnen, jedoch nicht abhängig von ihnen sein. Dadurch unterschied sich dieses System wesentlich von der Parteipresse der Weimarer Republik, denn die Lizenzen sollten nicht den Parteorganen direkt, sondern einer zuverlässigen Persönlichkeit aus den Reihen der Partei übertragen werden. Die Briten unterstützten anfänglich bei der Lizenzvergabe und der Papierzumesung besonders stark die SPD- und KPD-Blätter, da sie als Verfolgte des Faschismus galten und seit 1933 von der publizistischen Bildfläche verschwunden gewesen waren. Die bürgerlichen Parteien wurden erst mit dem Erstarren der CDU gefördert. Das sich verschärfende politische Klima zwischen Ost und West und wiederholte Kritik der KPD-Blätter an den britischen Besatzern führte gegen die KPD-Presse zu einer Welle von Verboten, Konfiskationen und Erscheinungsstops. Darüberhinaus traten die KPD-Zeitungen häufig als parteieigene Organe in



Erscheinung, was besonders wegen der sich 1947/48 abzeichnenden Tendenz der Briten, mehr und mehr überparteiliche Zeitungen zu lizenzieren, Konsequenzen haben sollte. So wurde beispielsweise das Detmolder «Volks-Echo» wegen seiner kritischen Berichterstattung über die Politik der Besatzungsmächte mehrmals mit einem Erscheinungsverbot überzogen, andere Zeitungen wie die «Freiheit» in Düsseldorf, das «Hamburger Volksblatt» und das «Westdeutsche Volks-Echo» in Dortmund wurden liquidiert. Mit der Aufhebung des Lizenzzwanges begann auch in der britischen Zone sofort das Konkurrenzprinzip zu wirken. Je politisch engagierter sich die Zeitungen seit ihrem Erscheinen gegeben hatten, desto grössere Schwierigkeiten bekamen sie jetzt gegenüber der neuentstandenen Massenpresse, weil die Massen- und Billigpreispresse in starken Konzernbildungen in der Londoner Fleet-Street ihren Ursprung hat. So sind die Entwicklungen der Konzerne Springer und Bauer im britisch besetzten Hamburg kein Zufall, die Bild-Zeitung nicht, aber auch nicht die heute noch einzigen parteigebundenen Blätter mit grossen Auflagen in der Bundesrepublik, die in Nordrhein-Westfalen noch vorzufinden sind. Die französische Lizenzierungspraxis war eine Art Mischform

zwischen amerikanischen und britischen Vorstellungen, zwischen der überparteilichen Presse und den parteinahen Zeitungen. Die Engländer gründeten bis zur Auflösung der Militärregierung 71 Zeitungen, die Franzosen in ihrer Zone 20.

Bei allen Differenzierungen im Wiederaufbau der Presse nach 1945 in den Westzonen hatten die drei Westalliierten aber folgendes gemeinsam: Die lizenzierten Zeitungen wurden den Lizenziaten schliesslich zum Geschenk gemacht, nachdem die unliebsamen, sprich fortschrittlichen Kräfte aus den Lizenzträgergremien herausgedrängt worden waren. So zählt Fritz Eberhard -1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates und später Leiter des Instituts für Publizistik an der Freien Universität Berlin sowie Intendant des «Süddeutschen Rundfunks» – die Restauration traditionell kapitalistischer Wirtschaftsmacht im Pressewesen zu den «beklagenswerten Tatsachen der Pressenachkriegsgeschichte».

Gibt es also in der Lizenzierungspraxis der Westalliierten nur graduelle Unterschiede bei gleicher Zielsetzung, so findet sich der gravierende Einschnitt beim Wiederaufbau einer deutschen Presse im Vergleich zur Ostzone, also in der Betrachtung der divergierenden Gesellschaftssysteme auf deutschem Territorium. Die Pressepolitik der Sowjet-

union hatte zum Ziel, das bürgerliche Monopol an den Produktionsmitteln der Presse zu brechen, indem sie versuchte, die Pressepolitik in ihrer Zone in strikter Ausübung der Beschlüsse von Potsdam anzugehen. Das hiess nach ihrem Selbstverständnis eine Umgestaltung der Wirtschaft durch die Enteignung des Grossgrundbesitzes und der Grossindustrie, die laut Potsdamer Abkommen für die Erstarkung des Faschismus und des deutschen Militarismus in hohem Masse verantwortlich waren. Aber auch eine Hilfestellung für alle antifaschistischen Kräfte, ein Pressewesen aufzubauen, das radikal Konsequenzen aus der bisherigen Entwicklung des deutschen Pressewesens ziehen sollte. Das bedeutete für die Pressepolitik der Sowjetunion in ihrer Zone, den in Parteien, Gewerkschaften und anderen gesellschaftlichen Organisationen vereinigten demokratischen Kräften alle Mittel zur Herausgabe von Pressezeugnissen zur Verfügung zu stellen. Das aber hiess auch: eine durch Parteien und Gewerkschaften ausgeübte Kontrolle über die Presse (natürlich dominierten die Linksparteien und schliesslich die SED), keinerlei Gewinnmaximierung, keine privaten Lizenznehmer, eine gesteuerte Information, also ein Pressewesen, das in etwa analog zu dem in der UdSSR angesehen werden kann.

Fazit: Das Lizenzsystem für den Wiederaufbau einer deutschen Presse nach dem Krieg diente den jeweiligen Siegermächten zur Etablierung ihrer politischen und ökonomischen Zielsetzungen, Wertvorstellungen und Ideale. Vor diesem Hintergrund konnte das Pressewesen in den Westzonen und dann in der Bundesrepublik keinen anderen als den eingeschlagenen Weg gehen, obwohl das Potsdamer Abkommen einen Springer ausdrücklich nicht vorsah. Durch die ihr oktroyierte Wirtschaftsform wurde die Restauration einer Monopolpresse bewusst kalkuliert, die Zeitung wie zu Weimarer Zeiten in die private Verfügungsgewalt gestellt.

PS.: Der eingangs erwähnte Presseoffizier der amerikanischen Zone – Cedric Beifrage – wurde 1953 vor dem McCarthy-Ausschuss als angeblich russischer Agent angeklagt und im Zuge der Anti-Kommunismus-Hysterie wegen sogenannter kommunistischer Umtriebe aus den USA ausgewiesen. – Beifrage war nie Kommunist. Er kam nach Deutschland mit dem Ziel, eine unabhängige, freie und demokratische Presse zu installieren, in der Hand engagierter Antifaschisten verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, die gegen den Hitler-Faschismus Widerstand geleistet hatten.



Die Redaktion der «Süddeutschen Zeitung» nimmt ihre Arbeit auf

Erik Neutsch

## Eberhard Gatt, Arbeiterkorrespondent

Ein Neubeginn in der Ostzone

(...) Ich habe noch fünfzig Kilometer zu laufen. In Hemd und Hose und barfuss. Und als ich zu Hause ankomme, brech ich zusammen. Schlafe und schlafe und kotze. Weil mein Magen die Ziegenmilch nicht mehr verträgt, die der Nachbar mir einflösst. Mit einem Trichter, dessen Kanal er mir zwischen die Zähne klemmt. Das ist meine Heimkehr. Ich verschlafe die Ankunft der Roten Armee. Ich verschlafe die Neueinteilung der Zeit. Mehr noch. Ich bin mutterseelenallein, heule in mein Bett hinein und denke, dass es nun erst recht keinen Anfang mehr gibt. Nicht für mich, einen spindeldürren Kerl von achtzehn Jahren. Auf dem Grab meiner Mutter wächst Rotdorn. Ich sehe ihn auch auf dem Grab meines Vaters, das mir im Traum als blutiger Hügel erscheint, auf den Gräbern meiner Brüder. Ich kann ihn nicht mehr ertragen. Ich lasse ihn später ausreissen und pflanze Efeu und Thujahecken. Totenblumen erschrecken mich nicht.

Doch mit achtzehn liegt das Leben noch vor mir. Mansfeld ist rot wie seine Erde, und die sowjetischen Truppen werden mit Blumen empfangen. Man singt die Internationale. Einer aus der Strasse, in der ich wohne, wird Bürgermeister, einer aus der Grube Polizeikommandant. Die Herren von den Hütten und Schächten, auch der Petrus mit dem wabbligen, hilflosen Gesicht sind mit den Amerikanern über die Berge verschwunden. Und die sind nicht weit. Die Abendsonne färbt ihre Gipfel auf beiden Seiten der Grenze. Manchmal knattern nachts die Motoren, schlagen Türen. Verräter, Nazis werden geholt. Mansfeld hat gelitten und vergisst nicht. Aber bald steh ich auch den anderen gegenüber. Sie erklären, dass es nun weitergehen muss. Auf dem Wege zur Volksmacht. Brüder, zur Sonne, zur Freiheit. Ich fahre wieder ein, steig unter Tage. Die Karte für Schwerstarbeit ist mir wichtiger als der Lohn. Man kann sich nichts dafür kaufen, kriegt alles nur zugeteilt. Ich spüre den Hunger im Bauch und noch mehr als den Hunger die Wut. Ich rackere mich ab. Jede Hand wird gebraucht, doch wir haben nur wenig Hände. Die, die arbeiten könnten, kletten sich an die Züge, fahren bis hinauf an die Nordsee. Wir leben im Hungerjahr. Ziegenmilch, als Brei gekocht, mit gemahlenem Weizen eine Delikatesse. Heringe tauscht man gegen Schnaps. Sie werden in Rucksäcken herangeschleppt, die von Salzlake triefen und stinken. Bremerhaven ist das Mekka der Schieber und Spekulanten. Ich aber höre, dass die Volksmacht das Kupfer braucht. Ich schufte im Berg Tag und Nacht, bis mir die Lunge rasselt. Kein Speck auf den Rippen. Und ich schreibe, weil meine Wut noch grösser ist als der Hunger, einen Artikel. An die «Sächsische Volksstimme». Mehring, Marchlewski, die Linke. Doch davon erfuhr ich erst später. Ich verlange, dass man die Heringsbändiger, wie sie heissen, in den Schacht schickt zu uns. In der Waschkaue kann sich keiner vor dem anderen verstecken. Dort ist jeder nackt. Prüfung der Wahrheit. Ob du einen vollen Wanst hast oder nur Wasser in den Beinen. Und wir brauchen jede Hand, wie gesagt. Und die Volksmacht braucht Kupfer.

Eines Tages spioniert mich einer aus, ein hutzliges Männchen. Es kommt in die Parteiversammlung. Ich bin inzwischen Mitglied. SED, wo denn sonst. In Mansfeld gehört es zum guten Ton, rot zu sein. Max Hölz, von dem sich die Alten noch heute

Geschichten erzählen wie anderswo von Rübezahl. Brosowski, Koenen. Du siehst, ich habe Tradition auf dem Buckel. Ich trat ein, als die Kommunisten und die Sozialdemokraten zusammengingen. «Die Waffen nieder» war die Losung. Und vielleicht überzeugte mich die am meisten. Rotdorn ... Der Mann aus Sachsen bringt eine Zeitung mit. Darin ist der Artikel gedruckt, an den ich mich kaum noch erinnere. Der Artikel und mein Name, Aufmachung auf der ersten Seite. Überschrift: Die Stimme des Volkes, Stichzeile: Eberhard Gatt, Arbeiterkorrespondent. Er drückt mir zehn Mark in die Hand. Ich quitiere. Aber der Schein ist für die Katz. Nicht mehr wert als ein Hering und ein Schwanz von einem Fisch. Und der Mann sagt zu mir: Genosse Gatt, die Redaktion ist der Meinung... Mithelfen soll ich, eine Zeitung zu schreiben. Ich soll mir die Finger krumm und lahm schufte wie vorher den Rücken. Weiter solche Artikel verfassen. Arbeiterfäuste, sagt er, auf dem Papier.

Ich sträube mich. Ich halte nichts davon, denn ich bin kein Schriftgelehrter. In den Berg will ich gehen und mein Geld mit ehrlicher Arbeit verdienen. Ich fordere nur, dass die anderen es auch tun. Mehr nicht. Wenn du die Schippe nimmst, antworte ich dem Männchen, oder den Hammer und Schiefer hackst, vielleicht tausche ich dann mit dir das Büro. Ich kann dir nicht sagen, wie lange ich mich zur Wehr setzte. Einen Monat, zwei. Der Genosse lässt nicht locker. Nach der dritten Parteiversammlung gebe ich allen Widerstand auf, hänge den Bergmannsberuf an den Nagel, die Lampe, die Kappe und geh in die Zeitung.

Das heisst, sie holen mich ab. In einem klapprigen Ford, der bei jeder Kurve auseinanderzufallen droht. Doch zum ersten Mal fahre ich Auto, streck mich ins Polster, ein Herrschaftsgefühl, und zum ersten Mal höre ich auch, was ein kollektiver Organisator, Propagandist und Agitator ist. Lenin. Die Presse. Ob ich will oder nicht. Parteauftrag. Die Zeitung denen, die bisher von der Zeitung betrogen wurden. Ich bin Bergmann, wer ist mehr... Heute, Kumpel, siebzehn Jahre danach, müsste ich fragen: Wer ist weniger als ich?

Ein knapper Monat Redaktion genügt, und ich schlage Lärm. Ich habe dir nicht erzählt, wie mein Artikel über die Heringsbändiger aussah. Stimme des Volkes. Die Formulierung stammte nicht von mir. Man hatte sie eingeschmuggelt in die Überschrift und in sieben anderen Stellen. Fettdruck, wiederholt bis zur Lächerlichkeit, als sei mein Gehirn eine Gebetsmühle. Anfangs war es mir nicht einmal aufgefallen. Ich hatte mich nur gewundert, wie gestelzt ich schreiben konnte. Vielleicht, dachte ich damals, liegt es daran, dass dir der Zorn überschüssiges Blut in den Kopf getrieben hat. Bedingter Reflex. Stottern ist ein Versagen der Nerven, nicht der Zunge und schon gar nicht der Hand. Doch diese anmassende Formel, Stimme des Volkes, erweckte mein Misstrauen, als ich den ersten Artikel, der mir als Pflichtübung aufgelegt war, trotz aller Verstümmelung im Druck wiederfand. Es war ein Interview.

Ich wurde in den ersten Wochen durch sämtliche journalistische Genres gehetzt. Bericht, Reportage, Kommentar, Nachrichten. Nur die Knüller blieben mir vorenthalten. Denn die verlangten eine besondere Kunstfertigkeit und wurden deshalb nur von



...ung für mich. Ich klaube mir das nötige Kleingeld für den Anfang in München zusammen. Dann hau ich ab,

Künstlern gemacht, meist Männern mit Haarkränzen und Goldzähnen. Ich war auf den Hauptbahnhof gegangen. Längst fuhren die Züge wieder. Aber das Bahnhofsgelände war noch immer nicht entrümmert. Es war von geborstenen Steinen übersät. Durch die Geröllhalden waren Schneisen gehackt worden. Unter den Rädern der Lokomotiven knirschten Mörtel und Glas, und der Wind fegte durch die zerlöchernten Dächer und wirbelte den Staub von den Schuttbergen. Ich fragte die Frauen nach ihrer Meinung. Trümmerfrauen. Und ich schrieb auf, was sie mir gesagt hatten. Dem Sinne nach kein Wort zuviel, aber auch keins zuwenig. Die eine sah ich noch vor mir wie heute. Das russgeschwärzte verhärmte Gesicht wurde vom derben Stoff eines Kopftuches halb verdeckt. Sie trug viel zu weite Männerhosen und darüber aus geplündelter Fallschirmhülle einen selbstgeschneiderten Mantel, der keiner Bewegung nachgab.

Sie hatte mir geantwortet: «Ich habe drei Kinder zu Haus zwischen zehn und vierzehn. Sie betteln nach Brot, und ich krieg sie kaum satt. Deshalb muss ich Geld verdienen. Mein Mann ist noch nicht zurück.» In der Zeitung stand: «Ich habe drei Kinder zu Haus. Sie wollen in Frieden leben. Deshalb helfe ich bescheiden mit, ein neues Deutschland aufzubauen.» Auch lachte sie plötzlich begeistert, und ihre freie, selbstbewusste Stirn war nicht mehr russig, sondern lediglich von den leichten Schweißtropfen heroischer Arbeit überhaucht.

Eine andere hatte sich einen Rock aus weisser Fallschirmseide genäht. Die halbe Stadt schien sich aus den Vorratskammern der Elitetruppen versorgt zu haben. Er reichte ihr nicht einmal bis an die Knie, so dass sich alles nach ihr umdrehte und auf die nächste Bö wartete. Sie hatte erklärt: «Das hier ist nur eine Übergangslö-

... kratze die Kurve.» In der Zeitung las sich das etwa so: «Das hier ist eine Übergangslösung für mich. Bald werde ich die Spitzhacke mit dem Federhalter vertauschen. Ich will Neulehrerin werden und mir für das Geld, das ich hier verdiene, Bücher zum Studium kaufen.» Ich kam mir vor wie ein Lügner. Ich wusste nicht mehr, woran ich bin. (...)

Ich durchschaute den Mechanismus der Redaktion noch nicht. Hoffte, die Trümmerfrauen würden niemals die Zeitung lesen. Grübelte, fühlte mich hinters Licht geführt und bebte vor Zorn. Dann wieder glaubte ich, wohl mehr um mich selbst zu beschwichtigen, es handle sich um einen der ebenso sagenhaften wie gefürchteten Druckfehler. So naiv war ich. Die halbe Zeitungsseite ein Druckfehler. Oder irgendein Setzer, ein verkappeter Faschist, habe die Sätze der Frauen im Mund und mir unter der Hand umgedreht. Doch in der Besprechung wird das Interview gelobt. Meine Verbitterung nimmt nur zu. Ich folge, in Gedanken zunächst, dem Gang des Artikels, Wirtschaftsabteilung. Dritter Stock. In meinem Zimmer der brüchige Schreibtisch. Hier schrieb ich. Blick aus dem Fenster, und von gegenüber winkten mir wieder die Mädchen aus der Kleiderfabrik zu. Da ich den Bleistift noch immer handhabte wie einen Bohrhammer, war mehrmals die Mine abgebrochen. Die deutsche Sprache ist wie Gestein, in das man hineinhämmern muss. Nachdem ich den Text aufs Papier gebracht hatte, Rückseiten von Kathreinertüten, ging ich zur Stenotypistin. Ich diktierte ihr in die Maschine. Sie unterbrach mich dauernd. Wechsle doch mal den Ausdruck, Genosse. Sagte, sagte, immerzu sagte... Nimm: erkläre; oder: gestand unter Erröten. Es gibt doch Leute, die nicht lesen, sondern nur die Wörter zählen, die sich auf einer Seite wiederholen...

Vielleicht lag hier schon die erste Fehlerquelle. Ich zeigte ihr den ausgedruckten Artikel. Sie bestreitet es zornrot, verlangt empört, dass ich mich sofort entschuldige. Danach dann hatte das Manuskript dem Abteilungsleiter vorgelegen. Er hatte nichts geändert. Von ihm wanderte der Artikel ins Sekretariat. Dort war einkorrigiert worden: Sie sollen im Frieden leben. Der Setzer, brav und bieder, kein Faschist, hatte die Korrektur nur gewissenhaft übernommen. Auf der Fahne dann, wiederum im Sekretariat, hatte man hinzugefügt: Deshalb helfe ich mit, ein neues Deutschland aufzubauen. Und auf dem Seitenabzug: bescheiden...

Ich schreibe die Wahrheit, sage ich. Schlage die Faust auf den Tisch. Ich lüge nicht. Ihr sitzt mit eurem breiten Hintern hier im Sessel und fälscht. Wenn's euch nicht passt, dass ich die Wahrheit schreibe, geht selbst hin und fragt die Leute aus.

Koslowski, Leiter des Sekretariats, im Range eines Stellvertretenden Chefredakteurs, jung, aber mit grauen Schläfen schon, lächelte mich gelangweilt an. Er trommelte mit seinen gepflegten Fingernägeln auf die Glasplatte. Je mehr ich mich aufrege, desto heftiger klopft er. Foxtrott. Seine dünnen Lippen aber bleiben sich gleich. Ich sehe ein Grinsen. Ein paar Büroklammern hüpfen aus der Schale und beginnen zu tanzen. Er aber antwortet mit einer Ruhe, die mich aufbringt. Ich sehe rot. Und er? «Einverstanden. Kritik und Selbstkritik ist das Entwicklungsgesetz der neuen Gesellschaft. Du bist nicht parteilich genug gewesen. Dein Klassenstandpunkt lässt zu wünschen übrig. Das ist dein Fehler. Wir haben berichtet, ohne dich vorher zu konsultieren. Das ist unser Fehler.» Begreifst du den Unterschied? Nicht Fälschung, sondern Berichtigung. «Ab morgen bessern wir uns. Du schreibst parteilicher. Und wir informieren dich, sobald wir uns eine andere Meinung erlauben.» Du merkst es am Ton, an der kalten, herablassenden Höflichkeit. Von dieser Stunde an beginnt für mich ein Spiessrutenlauf in der Redaktion. Die Peitsche ist die Grammatik. Mein Kopf wird wund davon. Es ist ein Schmerz, sage ich dir, der dich nachts aufschrecken und mit den Zähnen knirschen lässt. (...)

Ich fürchte mich nur vor dem Augenblick, da eins meiner Manuskripte entdeckt wird. Ein Text, den die Stenotypistin noch nicht korrigiert hat. Es würde für mich sein wie ein Grubenunglück.

Die Stunde kommt. Die Freunde des Redaktionssekretärs schnüffeln ein paar handgeschriebene Seiten von mir aus. Sie fischen sie aus dem Papierkorb, lassen sie im Haus kursieren. Ich bin vorerst noch ahnungslos. Ich begegne nur spöttischen Blicken. Sie sind hinter mir her, und ich vermag sie nicht zu deuten. Die Stenotypistinnen stehen auf den Fluren und tuscheln. Bis eine absichtlich ein Blatt fallen lässt. Es taumelt vor meine Füße. Ich bücke mich, hebe es auf, starre auf eine Hektographie meines Artikels. Die Fehler sind mit roter Tinte unterstrichen.

Ich kann dir die Zahl nicht mehr nennen. Unter einem dicken Querstrich jedenfalls das Urteil. Wie in der Schule. Rechtschreibung: Fünf. Zurückversetzt in die unterste Klasse. (...)

Schluss. Ich pack meine Flebben jetzt, haue dem Kadermann meine Kündigung auf den Tisch. Endgültig Schluss. Von euch Sesselfurzern lass ich mich nicht schikanieren. Ich bin dir auf den Leim gegangen, Genosse Lockvogel. Staat und Macht. Die Kommandohöhlen erobern. Die Zeitungen denen, die bisher von den Zeitungen betrogen wurden. Arbeiterfäuste auf dem Papier. Doch ich weiss jetzt, woran ich bin. Und überall, wo ich hinkomme, werd ich den Leuten ein Licht aufstecken. Über solche wie dich. Ich verschwinde. Zurück in den Berg. Das ist ehrlich Stein und Erz. Da kann mir keiner mit Papierfetzen ein Bein stellen. Und deinen klapprigen Ford lass im Stall. Ich find meinen Weg schon allein. Lieber zu Fuss. Mansfeld leuchtet. Mansfeld ist rot.

So red ich und rede. Meine ganze Wut schrei ich hinaus. Er aber mustert mich nur von oben bis unten. Und erst, als mir die Luft ausgeht, kriecht er hinter dem Schreibtisch hervor und kommt auf mich zu.

Zwei Köpfe kleiner, krumm und lahm. Ich seh wieder, dass er hinkt. KZ. Ich entsinne mich dunkel. Dann zieht er die Jacke aus, reisst sich das Hemd vom Leibe. Die Brust zerfetzt, den Rücken voller Narben. Löcher im Fleisch, so tief, dass deine Fäuste darin Platz hätten. Da, sagt er, schau genau hin, Genosse. Zwölf Jahre. Auf dem Bock. Im Steinbruch. Und wenn du willst, zeig ich dir noch, wie man fachgerecht einen Kreuzverband mauert.

Wozu das alles? Ich verstehe dich nicht... Aber ich halt schon die Zunge im Zaum, starre auf seinen nackten Körper und bin erschüttert.

Wozu? Dafür nicht, um mich von dir eines Tages beschimpfen zu lassen. Oder meinst du, ich habe das alles ertragen, die Zähne zusammengebissen, nur mit dem einen Gedanken: Durchkommen, durchkommen...., weil ich hinter einem Schreibtisch hocken wollte?

Dann schaff doch Ordnung hier. Besseres fällt mir nicht ein.

Allein? Ich hab dich geholt, weil du ein Arbeiter bist. Doch nun kapitulierst du nach der ersten Ohrfeige. Was soll ich denn tun? Sie, die anderen, Abitur. Und ich? Eine erbärmliche Dorfschule. Lernen, lernen und nochmals lernen.

Geschenkt. Das hängt schon an jeder Hauswand. Noch immer nicht gross genug, dass du es begreifst. Er zieht wieder das Hemd an. Er humpelt wieder an seinen Stuhl zurück. Ein unscheinbares, hutzliges Männchen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er soeben noch wie ein Riese vor mir stand. Aber ich schwöre, diese arrogante Bande zu Fall zu bringen. So oder so. Mit der Grammatik. Mit dem Lernen. Lern sie tot, denk ich. Erwürg sie mit den Kommata am richtigen Platz, der Kadermann hat's verdient.

**Reinhard Hippen**  
**Lyrisches Lazarett**  
**Das politische Kabarett in Trizonesien**

Die Waffen schwiegen. Der Zweite Weltkrieg war zu Ende. Auf den «totalen Krieg» war der totale Zusammenbruch gefolgt. Die Menschen krochen aus den Luftschutzkellern und Bunkern und besahen ihre Stadt. Sie bot einen trostlosen Anblick.

In Berlin war jedes fünfte Haus zerstört, jedes zweite beschädigt. In vielen Stadtvierteln gab es kein Wasser. Strom, Gas und Lebensmittel waren Mangelware und blieben jahrelang kontingentiert: Lager, Bunker und Baracken, Schiebertum, Ruinen, Razzien und Schwarzmarkt bestimmten das Leben. Die Menschen hatten nichts zu lachen, wollten aber gerade deshalb etwas zum Lachen haben. Denn inmitten des allgemeinen Chaos wuchsen aus halb zerbombten Theatern, Vereinsbühnen und Caféhauspodien kleine lyrische Lazarets, Zapfstellen für Überlebensmut.

«Wenn sich alle Pläne dieser Woche verwirklichen», so Erich Kästner im August 1945, «gäbe es bald mehr Kabarets als unzerstörte Häuser.» Dass tatsächlich viele dieser Projekte verwirklicht werden konnten, lag zum einen an der Hilfsbereitschaft der Siegermächte, die an kulturellen Aktivitäten wie an politischer Aufklärung stark interessiert waren, zum anderen am immensen Informations- und Unterhaltungsbedürfnis der Bevölkerung.

In Dutzenden von Kabarets, die wie Pilze aus den Bombentrümmern sprossen, rezitierte man die politischen Prophetien von Brecht, Mehring, Kästner und Tucholsky und die kauzigen Poesien von Ringelnatz aus den späten zwanziger und dreissiger Jahren, trugen übrig- und saubergebliebene Texte und Schauspieler ihr bewährtes Repertoire von gestern und vorgestern vor. Das Besinnungskalkül bemächtigt sich der Namen, es ist das Erbe der Verbannten, Verbotenen und Verbrannten. Das Kabarett war schlagartig wieder zu einem Forum politischer Meinungsäusserung geworden, und dabei erreichte man eine beachtliche Breitenwirkung.

### Treffpunkt der Versprengten

Zu den führenden Kabarets dieser Jahre gehörte die Münchner «Schaubude», die bereits im August 1945 in den Münchner Kammerspielen eröffnet wurde. Obwohl ihr erstes



*Ursula Herking singt Erich Kästners  
Chanson «Das Lied vom Warten»  
im Kabarett «Die Schaubühne»*

Programm noch reichlich improvisiert war, sprach Otto Osthoff, der Initiator dieses Kabarets vom «ersten energischen Willen zur verantwortungsbewussten Aktualität, zum politischen Kabarett.» Was die Mehrzahl der Deutschen als «Katastrophe» und «Zusammenbruch» empfand, war für die oppositionelle Minderheit der Kabarettisten Aufbruch und Ende der Katastrophe, so wie es Horst Lommer 1945 beschrieb:

«Wir Deutschen haben vieles gutzumachen:  
Aus unsrer Mitte kam die Nazipest.  
Die Stunde schlägt! Jetzt gilt es aufzuwachen!  
Und wehe dem, der sie verrinnen lässt!

Nicht jene, die das Ritterkreuz erworben  
aus Hitlers Hand im wüsten Nazistreit –  
die für die Freiheit im KZ gestorben,  
das sind die wahren Helden unsrer Zeit.»

Beherrschender Autor in der «Schaubude» wurde sehr bald Erich Kästner, der in den zwanziger Jahren mit seinem Konzept der «Gebrauchsliteratur» hervorgetreten war und mit

mit seinem politischen Skeptizismus Walter Benjamins kompromissloses Urteil «linker Melancholie» auf sich gezogen hatte. Kästners «Elegie mit Ei» bildete den Auftakt zum ersten Programm der «Schaubude». Die bittere Anklage einer «jungen Generation», die sich endlich von der «Schuld der Väter» befreien will, war bereits 1928 im neusachlichen Erstling des Autors («Herz auf Taille») erschienen. Diese späte Reaktion auf den ideologischen Bankrott der Vätergeneration schien ein geeigneter Kommentar zur Situation im Sommer 1945 zu sein, wo erneut eine junge Generation vor dem Nichts stand, die «Schuld der Väter» wohl oder übel übernehmen musste. In der Mehrzahl seiner Kabarettbeiträge ging es Kästner aber nun um die lyrische Kommentierung der durch Flüchtlingselend, Versorgungsprobleme und allgemeines Chaos gekennzeichneten Zustände in Deutschland, so etwa in seinem «Marschlied 1945», mit dem Ursula Herking bereits im Eröffnungsprogramm der «Schaubude» auftrat. Sie spielte eine Flüchtlingsfrau, in Männerhosen und altem Mantel, mit Rucksack und zerbeultem Koffer, die ihre Familie, ihre Heimat und ihr gesamtes Habe verloren hat:

«In den letzten dreissig Wochen zog ich sehr durch Wald und Feld. Und mein Hemd ist so durchbrochen, dass man's kaum für möglich hält. Ich trag' Schuhe ohne Sohlen, Und der Rucksack ist mein Schrank. Meine Möbel hab'n die Polen Und mein Geld die Dresdner Bank. Ohne Heimat und Verwandte, Und die Stiefel ohne Glanz – Ja, das wär nun der bekannte Untergang des Abendlands!»

Dennoch gibt sie nicht auf, da sie – wie der einprägsame Refrain lautet – «den Kopf ja noch fest auf dem Hals» hat. Wer politisch unbedenklich war, erhielt eine Lizenz, kabarettistisch zu wirken. Sogenannte «Theater-Kontroll-Offiziere» überwachten die Programme, die nun im «Struwelpeter» in Frankfurt oder in wöchentlich wechselnder Aktualität in der Hamburger «Bonbonniere» von dem Texter Eckart Hachfeld und dem Komponisten Lothar Olias herausgebracht wurden. Oft stehen geschäftliche Interessen gegen «Wahrheit», Amüsierbetrieb gegen anspruchsvolles literarisches Kabarett. «Der Mut zur Wahrheit», Amüsierbetrieb gegen

anspruchsvolles literarisches Kabarett. «Der Mut zur Wahrheit geht immer, um den Preis des Grauens, gegen das Publikum. Amüsiert euch, oder schaut der Zeit ins Gesicht! Zeitverbrämung oder Zeitgericht», schreibt Rolf Trouwborst in seinem Artikel «Vom literarischen Kabarett», vor dieser Entscheidung stand das Kabarett auch in München. Nicht selten wurde die «neue Freiheit» des Kabarett, das heisst die Freiheit des beinahe unzensierten Wortes, von vielen Bühnen missbraucht, die die miserablen Verhältnisse auf gefühlvolle Art beschönigten und kein wirkliches Interesse am demokratischen Aufbau zeigten. Im Dienste dieser amüsanten Unverbindlichkeit standen in den ersten Nachkriegsjahren in München die Kabaretts «Barbarina», der «Bunte Würfel», der «Cabaret Club Bei Popp» und das «Wespenest». Den Widerspruch zwischen Engagement und Amüsement reflektierte Wolfgang Borchert 1947 in seinem Hörspiel und Drama «Draussen vor der Tür»: In der grotesktragischen vierten Szene stellt sich der junge, hoffnungslos umhergetriebene Beckmann dem Kabarettregisseur als Mitarbeiter vor:

«Direktor: Ja, aber Kunst muss reifen, Ihr Vortrag ist noch ohne Eleganz und Erfahrung. Das ist alles zu grau, zu nackt. Sie machen mir ja das Publikum böse. Nein, wir können die Leute nicht mit Schwarzbrot... füttern, wenn sie Biskuit verlangen... Dies ist schon ganz brav, wie gesagt, aber es ist noch keine Kunst.

Beckmann: Kunst, Kunst! Aber es ist doch Wahrheit!

Direktor: Wahrheit! Mit der Wahrheit hat die Kunst doch nichts zu tun!... Damit machen Sie sich nur unbeliebt ... Wer will denn heute etwas von der Wahrheit wissen?»



Beckmann 1947 in Wolfgang Borcherts Stück «Draussen vor der Tür»

### Werner Finck darf widersprechen

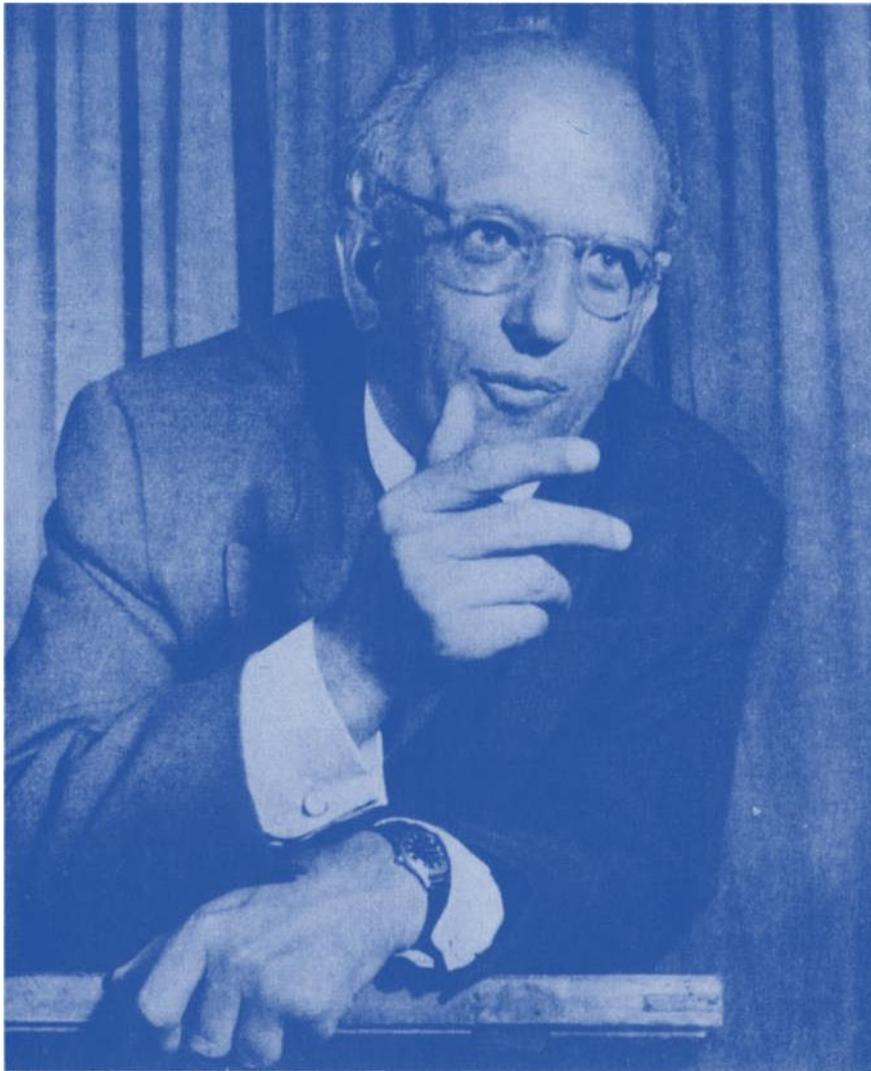
Schwerer als die jungen Kabarettisten tat sich, dem schützenden Soldatenrock heil und unversehrt ent schlüpft, Werner Finck. Im Sommer 1945 führte er zunächst mit zwei Kollegen, Rudolf Schündler und Walter Kilaulehn, in München ein «Schmunzelkolleg» durch, eine Parodie auf die akademischen Vorlesungen über die ersten Prinzipien des Humors. Wenig später gründete er in Stuttgart sein Kabarett «Die Mausefalle», wo er, noch stärker als in seinen Anfängen in den dreissiger Jahren, für eine stark humoristisch gefärbte Satire plädierte.

1946 eröffnete er mit seiner «Kritik der reinen Unvernunft» das erste politische Kabarett in Berlin, den «Ulenspiegel». In diesem Programm, dem Muster für zahlreiche wei-

tere Soloprogramme, erzählt Finck im wesentlichen seine Lebensgeschichte, wobei er gleichzeitig den Versuch unternimmt, die deutsche Geschichte aus der Schwejkperspektive aufzurollen. Seine Witztechnik, die Wortspiele mit Doppelbedeutungen und Andeutungen haben erklärermassen zum Ziel die Demontage von Herrschaftsformeln und autoritären Ritualen. Einen Massenaufmarsch der Nazis kurz vor 1933 schildert er in diesem autobiographischen Programm auf folgende Weise:

«Dann aber kam auf den Strassen diese Unruhe. Es wurde doch sehr massiv in Berlin. Grosse Gruppen von Menschen lärmten auf den Strassen. Sie haben die Arme ausgereckt und ‚Heil‘ gerufen. Immer so in Dreier-Reihen ‚Heil-Heil-Heil‘, dass es knallte. Wie eine Ironie des Schicksals: Gerade in diesem Land, wo am meisten ‚Heil‘ gerufen worden

ist, ist am wenigsten heil geblieben. Ich kann sagen, ich habe gezittert, mir war es furchtbar unangenehm. Ich habe richtige Angst gehabt. Ich dachte, um Gottes Willen, wie wird das enden. Wenn ich natürlich damals schon gewusst hätte, was man heute weiss – dass das alles nur Mitläufer waren, dann hätte man doch nicht gezittert. Aber das ahnte man doch nicht. Das hat mir doch kein Mensch damals gesagt.» Die zeitgenössische Situation betrachtete Finck ähnlich illusionslos wie Kästner und andere Autoren dieser Zeit. Aus der Verachtung der nationalsozialistischen Politik wurde tendenziell die Verachtung von Politik überhaupt. Die Schwejkperspektive vieler Kabarettisten stand auch im Dienst einer Haltung, der es primär darauf ankam, sich aus der Politik möglichst herauszuhalten. Man war eben mit dem Be-



Werner Finck 1946 im «Ulenspiegel»

wusstsein belastet, dass auch ein neuer, hoffnungsvoller Anfang nicht unbedingt zu dem erwünschten Ziel führen muss.

### Wer bellt? Was bellt?

In der sowjetischen Besatzungszone sah die Vergangenheitsbewältigung anders aus. Die aus dem Exil heimgekehrten Texter wie Erich Weinert, Karl Schnog, Louis Fürnberg und auch Bertold Brecht glaubten nicht mehr an eine Erneuerung unter westlichen Vorzeichen. Sie setzten noch am ehesten die Tradition des kompromisslosen, im antifaschistischen Exil entstandenen Kabarets fort. Im Westen dagegen andere, versöhnlichere Töne. Wenn Just Scheu, der spätere Vater der populären Funklotterie, sich mit der

deutschen Vergangenheit und Gegenwart auseinandersetzte, so geschah dies eher schmunzelnd als satirisch. Aus Amerika heimgekehrt, bemühte sich Valeska Gert um ein groteskes Menü in ihrer Berliner «H xenküche». Und auch Willi Schaeffers, der lebenswert vergrantelte père noble der deutschen Kleinkunst, meldete sich 1946 wieder zu Wort und präsentierte unter dem alten Namen «Kabarett der Komiker» ein neues Ensemble. Doch es gab auch vereinzelte Ansätze, provokativer aufzutreten. Vor allem Studentenkabarets wie die «Amnestierten» (seit März 1947) oder Reisekabarets wie die «Hinterbliebenen» (seit 1945) riskierten mehrfach Eklats und Verbote. So griffen etwa die «Amnestierten» den deutschen Chauvinismus an, indem sie rücksichtslos das Deutschlandlied parodierten:

«... von der Ruhr bis an die Neisse alles,  
alles... keinesfalls!  
Von der Isar bis zum Belt – Wer bellt?  
Was bellt?  
Deutschland, Deutschland keinesfalles,  
keinesfalles in der Welt!»

Im August 1946 kam Günter Neumann, der als Siebzehnjähriger bei Werner Finck in der Berliner «Katakombe» begonnen hatte, nach Berlin zurück, und schon im September des gleichen Jahres stellte er seine erste neue Revue unter dem Titel «Alles Theater» vor. Als Pianist, Texter und Komponist verfügte Neumann über das Talent, das Nachkriegskabarett mit neuen Impulsen und neuem Atem zu beleben. Überraschend war vor allem die Form, die Neumann seinen Nummern und Revuen gab, eine feine Ziselierung der Pointen und die geistreiche Dramaturgie der Musik. Verstärkt wurde dies alles in seiner zweiten Revue «Der schwarze Jahrmarkt». Thematisch geht es auch hier um die breite Ausstellung der ökonomischen Notsituation im Jahre 1948. Politische Fragen der Zeit werden aber nie konkret, sondern schlagwortartig präsentiert oder gelegentlich in allegorischer Form vorgetragen: Die Politik erscheint so als «Zirkus», der deutsche Durchschnittsbürger als «dummer Aujust», der sich missbrauchen lässt, und das ganze Leben ist letztlich ein «Jahrmarkt», eine bunte, unübersichtliche, zuweilen groteske Mischung von «Attraktionen und Abnormitäten», wie es anfangs heisst. Das Militärische wird als unausrottbarer Charakterzug der Deutschen hingestellt. In der Szene «Alte Kameraden» trifft ein ehemaliger Oberst der Wehrmacht, mittlerweile natürlich stellungslos, einen seiner alten Untergebenen wieder, der jetzt Budenbesitzer auf dem Jahrmarkt ist. Sobald sich beide wiedererkannt haben (sie begrüßen sich und verhalten sich in der gesamten Szene militaristisch), wird der «traurige Zivilistenclub» attackiert, der sogar das Schiessen in Jahrmarktsbuden verboten hat. Beide stimmen schliesslich – der Budenbesitzer hat anfangs noch etwas gezögert – unter Marschmusikbegleitung in folgenden Schlussgesang ein:

«Demokratie is ja ganz schön  
Bloss 'n Führer müsste oben stehn.  
Was fängt man an, was fängt man an  
als deutscher Mann  
wenn man keinem  
treu gehorchen kann.»

Noch populärer wird diese Haltung ironisiert durch das antikommunistische Rundfunk-Kabarett «Die Insulaner», das, wiederum mit Neumann als spiritus rector, zu Weihnachten



1948 zum ersten Mal über den Äther geht. Ursprünglich war nur eine Veranstaltung geplant, aber das Hörerecho war so gross, dass daraus zehn Jahre wurden, in denen die «Insulaner» den Berlinern das Selbstbewusstsein erhielten und den Selbstbehauptungswillen stärkten.

Echte Ansätze eines zeitbezogenen und konsequent kritischen Kabarets finden sich auch beim 1947 gegründeten «Kom(m)ödchen», einem der wenigen Kabarets, das die Währungsreform im Jahre 1948 überlebte und in der Adenauerära zu einem der führenden Rundfunk- und Fernsehkabarets aufstieg. Schon früh warnte das «Kom(m)ödchen» vor der Remilitarisierung und den Folgen atomarer Rüstung, die immer stärker in die strategischen Planspiele integriert wurden, und es beschäftigte sich auch erstmals mit den ökonomischen Hintergründen der Rüstungsdiskussion. Als am 15. September 1949 Konrad Adenauer mit nur einer Stimme Mehrheit zum ersten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland gewählt wur-

de, spielte das «Kom(m)ödchen» bereits sein siebtes Programm. Der Titel: «Nichts Treffendes bitte streichen.» Das Deutschland dieser Übergangsjahre bis zur Gründung der Bundesrepublik wurde, da immer wieder ausschliesslich auf das eigene Leid eingegangen wurde, in erster Linie als Opfer betrachtet, und zwar als Opfer des Faschismus, als Spielball der Besatzungsmächte und schliesslich auch als Opfer eines befürchteten neuen Krieges. Ein zeitgenössischer Kritiker schrieb: «Die Masse des deutschen Publikums ist von den Ereignissen der letzten Jahre wie betäubt. So hat es auch das Ausmass der Katastrophe nicht begriffen und fürchtet sich, in das Begreifen zu erwachen. Es fühlt sich als hypnotisiertes Opfer eines Irrwahns. Sie nehmen das Urteil der Geschichte hin, ohne nachzudenken.» Wie wahr diese Sätze sind, belegte der Schock, der 35 Jahre später entstand, als das deutsche Fernsehen die Filmfolge «Holocaust» übertrug. Das Kabarett jener Jahre reproduzierte im wesentlichen die Sicht der Gesamtbevöl-

kerung und ging nur in Ansätzen darüber hinaus. Eine wirkliche Perspektive im Sinne eines demokratischen Aufbaus, die am Anfang überall fehlte, konnte auch das Kabarett nicht vermitteln. Das Kabarett jener Jahre wusste besser, wogegen es war, als wofür es eintreten wollte, denn es bestand die grosse Skepsis allem Politischen und Ideologischen gegenüber. Vielleicht eine vertane Chance, wie es Erich Kästner für das Eröffnungschanson der «Kleinen Freiheit» in München in den fünfziger Jahren noch einmal formulierte:

«Die grosse Freiheit ist es nicht geworden.  
Es hat beim besten Willen nicht gereicht.  
Aus Traum und Sehnsucht ist Verzicht geworden.  
Aus Sternenglanz ist Neonlicht geworden.  
Die Angst ist erste Bürgerpflicht geworden.  
Die grosse Freiheit ist es nicht geworden,  
die kleine Freiheit – vielleicht!»

Helmut Peitsch

## «Der Eiserne Vorhang... ist gefallen»

Ein Brennpunkt der Nachkriegsliteratur:  
Der deutsche Schriftstellerkongress in Frankfurt am Main 1948

«Der Eiserne Vorhang, im Vorjahr noch in drohender Schwebelage, ist gefallen», berichtete am 26.5.1948 die «Kasseler Zeitung».

Vom 19. bis 21. Mai 1948 hatte in Frankfurt am Main ein Schriftstellerkongress stattgefunden, der noch die Fronten der alten und schon die der neuen Spaltung der deutschen Literatur unübersehbar machte – ein Jahr, nachdem in Berlin der 1. Deutsche Schriftstellerkongress aller Zonen getagt hatte. Die Veranstalter des Frankfurter Kongresses setzten die Zählung nicht fort. Die Beschlüsse des Berliner Kongresses wurden von ihnen nicht verwirklicht. Keine der Einheitsgewerkschaften angehörenden Schriftstellerverbände organisierten, wie in Berlin beschlossen, diesen Kongress, sondern der Offenbacher Bollwerk-Verlag und die sozialdemokratisch regierte Stadt Frankfurt, insbesondere ihr Oberbürgermeister Walter Kolb. In dieser Ausrichtung liegt vermutlich begründet, weshalb die Schriftsteller der sowjetischen Besatzungszone absagten. Dafür spricht, dass Walther Pollatschek in der von der KPD-Grosshessen herausgegebenen Zeitschrift «Wissen und Tat» indirekt zu dem Motiv der Absage schrieb: «Die Tagung deutscher Schriftsteller, die während der Paulskirchenfeier in Frankfurt am Main stattfand (...), war von einer keineswegs kompetenten Seite einberufen worden, und zwar von einem SPD-Parteiverlag, der es erst unlängst fertiggebracht hat, die Memoiren Noskes zu veröffentlichen.»<sup>1</sup> Nicht allein die ostdeutschen Autoren, sondern auch der in Berlin gegründete Arbeitsausschuss deutscher Schriftsteller-Organisationen und namentlich die Münchener, Hamburger und Frankfurter «Schutzverbände deutscher Schriftsteller» lehnten die Teilnahme ab.<sup>2</sup> Obwohl die parteipolitische Fixierung des Kongresses auf die SPD die ostzonalen Autoren fernhielt, weil die SED der SPD eine Vorreiterrolle im kalten Krieg zuschrieb und die Reise nach Frankfurt nicht befürwortete, wurden sozialistische Exilautoren oft genannt. In vielen Zeitungsartikeln wurde beklagt, dass Johannes R. Becher und Anna Seghers zu vermissen waren. Während Seghers vor allem mit ihrer Erzählprosa Reso-



Günther Weisenborn

nanz gefunden hatte, wurde Becher bis 1948 auch in den Westzonen respektiert als der deutsche Literaturpolitiker, der in der internationalen Öffentlichkeit, so auf den PEN-Kongressen in Zürich und Kopenhagen, wirksam für eine Anerkennung der zwischen 1933 und 1945 in Deutschland entstandenen nicht- und antifaschistischen Literatur eingetreten war.

Als dritter Autor der SBZ wurde in den Zeitungsberichten immer wieder Günther Weisenborn vermisst. Er hatte in der Weimarer Republik erfolgreich als Dramatiker debütiert und unter dem Faschismus nicht nur Unterhaltungsromane geschrieben, sondern in der Widerstandsgruppe Harro Schulze-Boyssens und Arvid Harnacks mitgearbeitet. Weisenborns Theaterstück «Die Illegalen» stand im Mittelpunkt heftiger Diskussionen. Während es auf den Bühnen der SBZ zu den meistgespielten Stücken gehörte, wurde es in der westzonalen Theaterkritik seiner «Zeitnähe» wegen heftig angegriffen. Wie andere Zeitstücke wurde es als «dokumentarische

(...) Zeitpublizistik» ihrer «Tendenz» und «Einseitigkeit» wegen verurteilt.<sup>3</sup>

Die meisten Exilautoren waren bis 1948 in die Sowjetzone heimgekehrt, wo sie wichtige Positionen in den neu geschaffenen kulturellen Institutionen der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung übernahmen. Johannes R. Becher kam als einer der ersten im Juni 1945 nach Berlin und wurde Präsident des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Seghers konnte erst 1947 aus Mexiko nach Deutschland einreisen, Brecht verliess in demselben Jahr die USA. Aus der Sowjetunion war als Polit-Instrukteur des ZK der KPD für Mecklenburg schon am 5. Mai 1945 Willi Bredel gekommen. Der ebenfalls aus dem sowjetischen Exil heimgekehrte Friedrich Wolf setzte sich nicht nur als Dramatiker mit der Nachkriegssituation auseinander («Wie Tiere des Waldes»), sondern arbeitete in vielfältiger Weise an der Programmatik eines antifaschistischen Zeittheaters mit, u.a. in der Zeitschrift «Theater der Zeit».

Einige sozialistische Exilschriftsteller waren zunächst in die Westzonen gegangen, bis sie dann mit der Verschärfung des kalten Krieges und der Einengung ihrer Wirkungsmöglichkeiten in SBZ übersiedelten, wie Eduard Claudius und Stephan Hermlin, die beide aus der Schweiz gekommen waren.

Die harte, an US-amerikanischen Vorbildern von Ambrose Bierce bis Ernest Hemingway geschulte Schreibweise, in der Claudius wie Hermlin sich mit dem Thema des Kampfes gegen den Faschismus beschäftigten, fand auch in den Westzonen eine grosse, und, solange der Antikommunismus noch nicht dominierte, positive Resonanz. Claudius' Erzählungen «Der Mensch auf der Grenze» oder «Hass» und sein Roman «Grüne Oliven und nackte Berge» wurden ebenso oft besprochen wie Hermlins phantastische Erzählung «Der Leutnant Yorck von Wartenburg», in der der Verschwörer des 20. Juli im Moment des Todes die Notwendigkeit des Bündnisses mit der Arbeiterklasse so blitzartig wie vergeblich erkennt. Schon 1946 wurden zwei Auflagen verkauft, die erste betrug

20'000 Exemplare, obwohl in den Westzonen in der Regel nur Durchschnittsauflagen von 5'000 Stück zugelassen wurden.<sup>4</sup> Hermlin wurde, ähnlich wie Anna Seghers, von der Literaturkritik der Westzonen seiner «ins Visionäre», «gesteigerte(n) Realistik» wegen als «Könner der surrealistischen literarischen Richtung» rubriziert.<sup>5</sup>

Den Kommunisten unter den sozialistischen Exilschriftstellern bedeutete die Rückkehr nach Deutschland kein subjektives Problem, es sei denn, die westalliierten Behörden behinderten die Einreise, wie es z.B. Alfred Kantorowicz beschreibt, der Heiligabend 1946 endlich in Bremen ankam. Diejenigen Exilautoren, die in den Westen Deutschlands heimkehrten und dort blieben, kamen fast alle erst nach der Gründung der BRD, wie z.B. Hermann Kesten 1950.

Für viele Sozialdemokraten, Liberale und Konservative hingegen schuf die Übernahme des Kollektivschuld-Vorwurfs, der in unterschiedlichen Varianten von den Regierungen der bürgerlich-demokratischen Gastländer vertreten wurde, ein starkes Hemmnis. Für sie fiel die Anklage des deutschen Volkes als ganzes und das Gefühl der Zugehörigkeit in problematischer Weise zusammen, während die in Deutschland Gebliebenen aus ihrem Gefühl der Zugehörigkeit wiederum die Exilierten anklagten. Ein prominenter Sozialdemokrat beschrieb 1947 den «Dualismus, der die antifaschistischen Kräfte in Deutschland ohnmächtig macht und jede konstruktive Anstrengung paralyisiert»: «Es gab eine innere Opposition, wie es eine Emigrantenbewegung gab, die den Nazismus bekämpfte. Tragisch hierbei ist, dass diese beiden Gruppen nach der Kapitulation nicht zu einer Versöhnung gekommen sind, da die Emigranten die These von der deutschen Kollektivschuld vertraten und der inneren Widerstandsbewegung jeden Verdienst absprachen, während letztere die Emigranten als Deserteure und manchmal als Ausländer betrachtete, die alle Thesen ihrer Adoptivländer übernommen hätten.»<sup>6</sup> Weil der antifaschistische Kampf nicht als erinnerte oder gegenwärtige Gemeinsamkeit wirksam werden konnte, wurde der Streit zwischen prominenten Exilautoren, die alle von den Regierungen der Gastländer anerkannt waren und nicht zurückkehren wollten, wie Thomas Mann, Franz Werfel, zu schweigen von dem extrem nationalistischen Emil Ludwig, und ziemlich zweideutigen Inneren Emigranten wie Frank Thiess, Walter von Molo, aber auch Manfred Hausmann zu einem «sinnlosen Wettstreit über die wechselseitigen Bürden an Leid und Verfolgung».<sup>7</sup>

In der sowjetischen Besatzungszone wurde



*Am Rande des 1. Deutschen Schriftstellerkongresses aller Zonen in Berlin 1947.  
v.l.n. r.: Rudolf Leonhard, Friedrich Wolf, Herta von Gebhardt und Hans Mayer  
unten: Ricarda Huch, die Ehrenpräsidentin des Kongresses*



durch das Wirken des Kulturbundes der Konflikt so gelöst, dass die nationale Selbstkritik aller die vorbehaltlose Anerkennung des Widerstands einschloss. Der Buchmarkt der sowjetischen Besatzungszone wurde deshalb bis 1949 nicht nur von den in die Ostzone heimgekehrten Exilschriftstellern bestimmt, sondern auch von Autoren wie

Ernst Sommer, dessen bedeutender Roman über jüdisches Leiden und jüdischen Widerstand «Revolte der Heiligen» im SED-Parteiverlag erschien, Heinrich Mann, Oskar Maria Graf und Lion Feuchtwanger, die in ihren Gastländern blieben oder wie Leonhard Frank in die BRD heimkehrten.

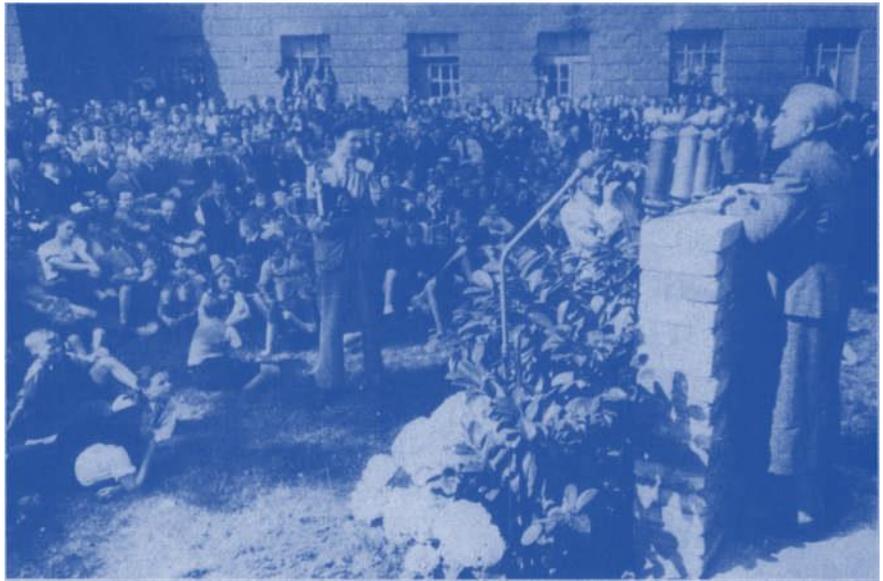
In den Westzonen hingegen hatte der Streit die Relativierung und schliessliche Auflösung des Widerstandsbegriffs zur Folge. Die bloss innerliche, oft nur private Ablehnung des Nationalsozialismus geriet in der Öffentlichkeit in den Ruf, als «geistige» und «deutsche» die einzig wahre Opposition gewesen zu sein.

So druckte selbst der Rowohlt-Verlag ausser Exilierten wie Kurt Tucholsky, Kurt Hiller oder Hans Habe die Rechtfertigungsschriften eines Rittmeisters Gerhard Boldt und des Reichswirtschaftsministers Hjalmar Schacht; Döblin wurde in kleine oder konfessionelle Verlage abgedrängt, und zwielichtige, nur zeitweise im Exil gewesene Autoren wie Ernst Glaeser und Bernard von Brentano konnten sich in den Vordergrund spielen.

Wie produktiv die Selbstkritik bürgerlicher Autoren sein konnte, die während des Faschismus in Deutschland geblieben waren, beweisen die Spätwerke Hans Falladas und Bernhard Kellermanns. «Jeder stirbt für sich allein» (1947) und «Der Totentanz» (1948), die zu dem Thema des antifaschistischen Widerstands und der Mitschuld der Intelligenz vorstiessen.

Für junge Autoren aus dem Osten und dem Westen war die satirische Zeitschrift «Ulen-spiegel» von Bedeutung, die 1948 die US-amerikanische Lizenz abgab und nun mit sowjetischer erschien. Wolfgang Weyrauch, der für die Förderung des Nachwuchses verantwortliche Literaturredakteur des «Ulen-spiegel» druckte hier Erzählungen so unterschiedlicher Autoren wie Rolf Schroers, Luise Rinser und Walter Kolbenhoff. Weyrauch gab 1947 im Verlag des Kulturbunds, dem Aufbau-Verlag, die Anthologie «Die Pflugschar» heraus, deren Titel als Metapher für «den Drang zur Überwindung der Schuld und zur Errichtung humanistischer Wegzeichen» gedacht war: «Sie kann das Vergangene nicht einfach bereinigen und seine Last beseitigen. Wenn sie hilft, den Schutt zu zerpulvern und das Distelkraut unterzupflügen, war es Wert, Hand anzulegen.»

Während die «Pflugschar» zwar auf die Exilliteratur fast vollkommen verzichtete – Ausnahmen waren bezeichnenderweise Claudius und Hermlin –, aber Lyrik und Prosa älterer und jüngerer Autoren mischte, bot Weyrauchs zwei Jahre später veröffentlichte, wesentlich berühmter gewordene Anthologie «Tausend Gramm» nur noch Kurzgeschichten der jungen Generation. Sie war noch in der redaktionellen Arbeit des «Ulen-spiegel» entstanden und ursprünglich im Ulen-spiegel-Verlag angekündigt,<sup>8</sup> erschien jedoch 1949 dann im Rowohlt-Verlag, weil Weyrauch die Ostzone verlassen hatte.



Anna Seghers spricht zum Tag des verbrannten und befreiten Buches 1947

Es ist ein Indiz für das ideologische Kräfteverhältnis in den Westzonen zu Beginn des kalten Krieges, dass Hans Mayer – damals Vorsitzender der hessischen Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes und Dozent für Soziologie an der Akademie der Arbeit in Frankfurt, in deren Räumen der Kongress übrigens tagte – nicht nur eins der Hauptreferate des Frankfurter Schriftstellerkongresses hielt, sondern dass er auch im Präsidium sass und de facto den Vorsitz der Verhandlungen «fast ununterbrochen»<sup>9</sup> führte. Neben Mayer – der nie Mitglied der KPD gewesen war – sass ein Kommunist – Herbert Burgmüller – im Präsidium des Frankfurter Schriftstellerkongresses; die übrigen Präsidiumsmitglieder repräsentierten unterschiedliche literarische Strömungen: Rudolf Alexander Schröder und Elisabeth Langgässer vertraten auf verschiedene Weise die christliche Innere Emigration, Kasimir Edschmid stand mit seinem vielgepriesenen, zur «Rechtfertigungsliteratur»<sup>10</sup> zählenden Roman «Das gute Recht» für diejenigen, die schlechten Gewissens, aber umso lauter den Anspruch auf Innere Emigration anmeldeten. Theodor Plievier, der, obwohl kein Kommunist, im sowjetischen Exil den Faschismus überlebt und dort den Roman «Stalingrad» geschrieben hatte – was ihn schliesslich zur Zentralfigur des Frankfurter Schriftstellerkongresses werden liess –, sprach schon nicht mehr für die Exilschriftsteller. Er formulierte schon das neue Selbstverständnis einer westdeutschen Literatur, die sich von der ostdeutschen abgrenzte und deshalb die Unterschiede zwischen Innerer Emigration, Exilierten und junger Generation aufhob. Hans Werner Richter schliesslich war der Gründer der «Gruppe 47» und sass deshalb im Präsi-

dium, ohne programmatische Beiträge liefern zu müssen. Mayers Referat «Der Schriftsteller und die Krise der Humanität» war eine Analyse der ideologischen Situation der Nachkriegszeit und der Versuch, eine positive Bestimmung der Funktion der Literatur zu liefern. Mayer plädierte für einen Optimismus der Erziehung, indem er gegen die «begierig genossene Nahrung weiter Kreise heutiger Intellektueller» polemisierte: «Theorie der Unmenschlichkeit»<sup>11</sup> nannte er die Werke der «Pessimisten vom Schlage Koestlers und Jüngers, Sartres und Burnhams»,<sup>12</sup> ihnen setzte er Thomas Mann, dessen «Doktor Faustus» und Nietzsche-Rede er zitierte, und Kafka entgegen: «(...) was bei Franz Kafka inneres Entsetzen war, gilt ihnen als Wollust der Unmenschlichkeit. Sie lieben die gnadenlose Welt bürokratischer Sinnlosigkeit und Ungerechtigkeit, die Welt des ‚Schlosses‘, und haben sich häuslich in solchem Grauen eingerichtet. Die Welt ist absurd – und damit gibt man sich gern zufrieden.»<sup>13</sup> Trotz seiner unhaltbaren Gleichsetzungen von Faschismus, US-Imperialismus und Existentialismus bemühte sich Mayer um Differenzierung. Er befasste sich mit dem von allen anderen Diskussionsrednern heftig abgelehnten Beitrag Walter Kolbenhoffs. Dessen «Beispiel vom Spiegel Stendhals» nannte Mayer «falsch, denn der Schriftsteller ist kein Objekt, kein gnadenlos und interesselos reflektierender Spiegel.»<sup>14</sup> Mayer griff auf Hegel und Lenin zurück, wenn er betonte, «wir kennen den gleichen Gegensatz unmittelbarer und ‚vermittelter‘ Anschauung der Wirklichkeit aus der Arbeiterbewegung»,<sup>15</sup> um – ohne es ausdrücklich zu sagen – den zentralen Begriff der Poetologie der existentialistischen jungen Genera-

tion zu kritisieren: «Realismus des Unmittelbaren» nannten Wolfgang Weyrauch<sup>16</sup> oder Ernst Schnabel ihre Versuche, Schreibweisen der «amerikanischen Story»<sup>17</sup> auf die Erfahrung ihrer Generation der Kriegsteilnehmer und Kriegsgefangenen anzuwenden.

Gegen die Forderung nach Erlebnis und Unmittelbarkeit setzte Mayer die nach historischer Erkenntnis und nach moralischer Wertung, was bedeutet, dass «wir den Ursachen der Entmenschung nachgehen, um die Möglichkeiten ihrer Überwindung zu finden. Hegel sprach bereits das tiefe Wort, dass die bloße Schilderung von Zuständen, die ‚reine Gegenwart‘ abstrakt sei, so konkret sie auch wirken möge. Genauso steht es etwa mit unserer heutigen Jugend. Sehen wir sie und die Welt der Trümmer und der Bahnhofsunker einfach als heutige Gegebenheit, ohne Gestern und Morgen, dann hat der Nihilismus seine gewisse Berechtigung. Ganz anders, wenn wir an die Möglichkeiten der Erziehung, Aufklärung, Entwicklung der Geister und Herzen, und die Veränderung der Zustände denken.»<sup>18</sup> Den Anspruch, «das, was ist», zu «schreiben»,<sup>19</sup> erhoben alle die jungen Autoren, deren literarische Parole «Wahrheit statt Schönheit» hiess und die entweder erst nach 1945 zu veröffentlichen begannen oder schon im Faschismus in Verlagen und Zeitschriften, wo nichtfaschistische Literatur bevorzugt wurde, in Erscheinung getreten waren. Zu der zweiten Gruppe gehörten z.B. Alfred Andersch, Hans Georg Brenner, der in der Nachkriegszeit vor allem als Sartre-Übersetzer einflussreich wurde, Günter Eich, Luise Rinser, Ernst Schnabel und Wolf dietrich Schnurre. Aus beiden Gruppen rekrutierte sich die «Gruppe 47».

Charakteristisch für sie alle war die Absage an Ideologien und politische Programme sowie die Orientierung am eigenen Erlebnis. Zwar zogen sie hinsichtlich der Schreibweise aus ihrer Erfahrung sehr unterschiedliche Konsequenzen, aber die vermeintlich unmittelbare Erfahrung weniger des Faschismus als vielmehr des Kriegs bildete die Trennungslinie zur liberalen wie zur sozialistischen Exilliteratur. Alfred Andersch ging seinerseits in seiner literaturprogramatischen Schrift «Deutsche Literatur in der Entscheidung» (1947) mit den Vertretern des «realistischen Tendenzromans»<sup>20</sup> der Exilliteratur ins Gericht. «Heute nun, da die Brüchigkeit aller sich uns anbietenden objektiven Wertsysteme immer sichtbarer wird, da uns nichts bleibt als schlechthinige Existenz des Menschen, erscheint uns ein Realismus, der sich an propagandistische Vorzeichen bindet, doppelt absurd.»<sup>21</sup> Noch



scharfer fielen die Äusserungen des Gründers der «Gruppe 47», Hans Werner Richter, zur Exilliteratur aus, die ihm «eine Literatur der Stagnation» und des «Leerlauf(s)» war: «Der natürliche Kreislauf der Erlebnisse in einem Volk wurde zur blossen politischen Reflexion.» Bei Richter klangen nationalistische Töne an, wenn er der Exilliteratur eine «Entfremdung» von Deutschland vorwarf.<sup>22</sup> Die Deutungsmuster, mit deren Hilfe die Angehörigen der Jungen Generation in ihren literarischen Arbeiten die Erfahrung von Krieg und Nachkrieg bearbeiteten, bewegten sich zwischen dem Zweifel, ob die Angebote des «demokratischen Sozialismus» ausreichen, und der Gewissheit religiöser Wahrheiten. Als politische Publizisten scharten sie sich um die von Alfred Andersch und Hans Werner Richter bis zum 15. April 1947 herausgegebene Zeitschrift «Der Ruf».

Auch ähnliche Organe der Jungen Generation – «Horizont», «Ende und Anfang» – propagierten eine Verbindung von Demokratie und Sozialismus, in der die geistige Freiheit des einzelnen wichtiger genommen wurde als die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Als Realisten schieden sie sich in die «beiden Hauptströmungen» eines «blanken» und eines «magischen» Realismus. In der Null-Nummer der Zeitschrift «Skorpion», deren Nichtzulassung durch die US-amerikanischen Behörden Anlass zur Gründung der «Gruppe 47» wurde, stritten sich Walter Kolbenhoff und Wolf dietrich Schnurre über diese beiden Varianten des Realismus der Jungen Generation als «Wege zum gleichen Ziel» (...) «der geistigen Durchdringung des Chaos, der Neuwertung des Menschen.»<sup>23</sup>

Gegen Kolbenhoffs Referat richteten sich in Frankfurt die Zwischenrufe ausgerechnet Luise Rinsers. Die Verfasserin der berühmten Kurzgeschichte «Die rote Katze», in der ein Kind vom Hunger seiner Familie und seines geliebten Tieres erzählt, «wandte sich (...) gegen die vorherrschende Sucht, ‚nach Kadavern und hungrigen Kindern geradezu zu suchen‘».<sup>24</sup>

Während Kolbenhoffs Auffassung vom Realismus einerseits der Tendenz der sozialistischen Autoren des Exils, andererseits dem «Objektivismus» nahekam, den Wolfgang Weyrauchs Verleger Walter Kahner gefordert hatte, verband Wolf dietrich Schnurres Formel vom «Magischen Realismus» die Literaten der Jungen Generation mit einigen älteren Schriftstellern, die im Faschismus recht erfolgreich publiziert hatten, ohne dass sie Nazis gewesen wären, die sich aber auch nicht programmatisch nachträglich zur Inneren Emigration rechneten.

Zu einem der bekanntesten Nachkriegsautoren in den Westzonen wurde Ernst Kreuder mit seiner Erzählung «Die Gesellschaft vom Dachboden.» Sehr schnell wurde sie übersetzt, und der britische Kontrolloffizier, Peter de Mendelssohn, schrieb über die Aufnahme in der britischen Literaturkritik: «Wenn dies der Vorbote der neuen deutschen Prosa ist, so meinte man, so sei sie uns von Herzen willkommen. Kreuders blühende, skurrile Phantasie, sein zarter Humor, sein schönes Sprachgefühl kamen dem englischen Wesen mühelos entgegen; auf atmend verzeichnete man, dass endlich die deutsche Grüblerstim, die schwere teutonische Hand, der ‚tierische Ernst‘ der Grazie, der Klarheit, der Geschliffenheit Platz gemacht hatten.»<sup>25</sup>

Was Mendelssohn als typisch englisch bezeichnete, kam auch in der westzonalen Lite-

raturkritik zum Ausdruck: die Befriedigung über das Ausweichen vor dem Nachkriegsstoff wie über die Lieferung eines metaphysischen Sinns.

Stereotyp wettete Kreuder gegen die «Tatsachenliteratur» der «chininbitteren Realisten» mit ihrem «trübe(n) Ernst»: Sie widme sich, «unterstützt durch Photographie, Statistik und Reportage»; «mit Vorliebe dem sozialen Elend: Überwindung der Realität? Keine Spur.»<sup>26</sup>

Ebenso wie Heinrich Böll, Schnabel oder Schnurre war aber auch er in Zeitungen und Zeitschriften mit Kurzgeschichten vertreten. Überhaupt waren Kurzgeschichtenanthologien wie Fritz Heinrich Ryssels «Unser täglich Leben» (1947), Paul E. H. Lüths «Der Anfang» (1947), Franz A. Hoyers «Erzähler der Zeit» (1948) und Weyrauchs «Tausend Gramm» (1949) eine typische Zeiterscheinung und vor den Sammelbänden einzelner Autoren die Regel. Erst 1950 debütierte Böll mit «Wanderer, kommst du nach Spa...» und Schnurre mit «Die Rohrdommel ruft jeden Tag». Davor waren 1949 von Gaiser «Zwischenland» und von Schnabel «Sie sehen den Marmor nicht» erschienen und bereits 1947 Wolfgang Borcherts «An diesem Dienstag» und Elisabeth Langgässers «Der Torso».

Ein besonders abstossendes Beispiel «dieser unflätigen Elends-Literatur unserer Jüngsten»<sup>27</sup> fand Kreuder in Günter Eichs Beitrag zum «(nie lizenzierten) Organ der ,Gruppe 47', dem ,Scorpion', «Ein schönes Kommando», den Kreuder «eine geradezu schweininische Geschichte»<sup>28</sup> nannte.

Eich erzählt schonungslos die Selbstentlarvung eines Mitläufers. Die Brutalität der Kurzgeschichte ist die einer Mentalität, die Eich vorführt, um den Leser erschrecken zu lassen. Dass diese Kurzgeschichte leider auf Wunsch Ilse Aichingers bis heute nicht in Eichs «Gesammelte Werke» aufgenommen werden durfte,<sup>29</sup> bestätigt nur die Diskontinuität, die die Jahre 1945 bis 1949 im Werk Eichs auch bedeuteten. Abgesehen von der 1954 veröffentlichten Erzählung «Der Stelzengänger» fallen alle Kurzgeschichten Eichs in diesen Zeitraum, überdies tendieren die meisten zur satirischen Decouvrierung des gewöhnlichen Faschismus.

Auch bei Elisabeth Langgässer bedeuteten die Nachkriegsjahre einen Bruch. In dem Sammelband «Der Torso» hatte sie Kurzgeschichten veröffentlicht, von deren Alltagsnähe und Härte sie sich nun mit ihrem Frankfurter Referat distanzierte. Elisabeth Langgässer, die im Nationalsozialismus trotz des 1936 verhängten Schreibverbots ihren Roman «Das unauslöschliche Siegel» geschrie-

ben und so einen Beitrag zu der vielfach bestrittenen «Schubladenliteratur» geliefert hatte, nahm in Frankfurt nicht nur ihre Werke, sondern auch einen Teil ihres Literaturprogramms zurück. Auf dem I. Deutschen Schriftstellerkongress in Berlin hatte sie «die beiden riesigen Gefahren» genannt, «denen der Schriftsteller während der Hitler-Diktatur ausgesetzt war»: «die Esoterik und das Spiel mit sechserlei Bällen.»<sup>30</sup> Schärfer noch als mit den Esoterikern, denen sich «ihre Welt auf das Idyllische hin, auf das Lokale, das falsche Sichbescheiden oder auf tiefsinnige Aftelerlegenden und romantische Seifenblasen» «verengerte» und deren «anakreontische(s) Tändeln» «mit Blumen und Blümchen über scheusslich, weit geöffneten, aber eben mit diesen Blümchen überdeckten Abgrund der Massengräber» der Langgässer «verabscheuungswürdig» schien,<sup>31</sup> war sie zum Zweck der «Gewissenserforschung»<sup>32</sup> mit denen ins Gericht gegangen, die nach 1945 von sich behaupteten, zwischen den Zeilen gegen die Nazis geschrieben zu haben: «(...) ‚eigentlich‘ ist meine ganze Dichtung nur eine Ablehnung ihrer Weltanschauung gewesen, gerade weil ich mich anscheinend ihrer Ausdrücke bedient habe.»<sup>33</sup>



Elisabeth Langgässer 1947

1948 war von der Schärfe dieser Forderung nach Bilanz nichts mehr zu hören: Elisabeth Langgässer begnügte sich nun mit ihren religiösen Gewissheiten, die sie für «die richtigen Konsequenzen» aus der «Katastrophe» hielt.<sup>34</sup>

Die Ausblendung der Gegenwart als Gegenstand der Erkenntnis und der Wertung kenn-

zeichnete noch entschiedener das Referat des Protestanten und Klassizisten Rudolf Alexander Schroeder: «Gegenwart ist der Zeitbegriff der Primitiven und der Kinder.»<sup>35</sup> Ihm ging es mit dieser mehrfach wiederholten Denunziation unter ausführlichem Rückgriff auf Goethe darum, das Amt des Dichters, den er einer schlechten deutschen Tradition gemäss polemisch vom Literaten und Schriftsteller schied, die er «unentwegt Zeitgemässe und Gegenwartsanbeter»<sup>36</sup> nannte, unlösbar an die Ewigkeit zu binden.

Neben W.E. Süskind und K.W. Marek gehört Rudolf Hagelstange zu den problematischen Vertretern der in Deutschland vor 1945 veröffentlichten Literatur: Alle drei hatten sich im nazistischen Propagandaapparat exponiert. Marek hatte als Angehöriger der Propagandakompanien 1941 «Wir hielten Narvik» veröffentlicht; Süskind förderte als Chefredakteur der Zeitschrift «Die Literatur» und als Leiter der Literaturkritik der «Krakauer Zeitung» des «Generalgouverneurs» Franck «mit allen Mitteln die Nazikultur»;<sup>37</sup> Hagelstange wurde im Sommer 1940 «zu dem kommandiert, was er schon zuvor getan hatte, nur dass die Zeitung, die ich nun zu redigieren hatte, ein Armeenachrichtenblatt war», dem er noch 1953 «Fairness» bescheinigte.<sup>38</sup> Hagelstange sah sich nie veranlasst, selbstkritisch seine propagandistische Tätigkeit für die Nazis zu überprüfen, weil er mit seinem Gedichtzyklus «Venezianisches Credo» ein Alibi geistigen Widerstands zu haben meinte. Gerade weil die Verbreitung der klassizistischen Verse Hagelstanges nicht zum antifaschistischen Widerstand gehörte, konnte dieser Akt vermeintlich geistiger Opposition des Verfassers Renommee als «ein leidenschaftlicher Verfechter der Autonomie des Geistes»<sup>39</sup> nur fördern. Ausschliesslich gegen den linken Antifaschismus richtete sich Hagelstanges vage Polemik gegen «anhaltende(s) Bemühen», «der Kunst ihren autonomen Rang dadurch zu nehmen, dass man ihr die Rolle eines fleissigen Aschenputtels zuweist»,<sup>40</sup> oder ihr naheulegen, «Vorschriften zu empfangen».<sup>41</sup> Hagelstanges Begriff von Autonomie war allerdings so autonom nicht wie er schien: Er setzte die Identifikation mit der bürgerlichen Demokratie voraus. Hagelstange formulierte den für die 50er Jahre typischen Begriff der repräsentativen Autonomie, wenn er behauptete, den Raum der Kunst «verteidigen, heisst die Freiheit aller verteidigen; und die Freiheit aller verteidigen, heisst zugleich die Freiheit der Kunst verteidigen. Es ist ein ethischer und existentieller Bezug in eins, der sich hier ausspricht.»<sup>42</sup>

Im publizistischen Echo des Frankfurter

Kongresses spielte die Unterscheidung von poesie pure und littérature engagée eine Rolle. Einige Beobachter sahen den Kongress durch diesen Gegensatz bestimmt und damit als europäisch erwiesen. «Man konnte den Namen Bretons durch Hagelstange ersetzen und den Aragons vielleicht durch Hans Mayer oder Burgmüller.»<sup>43</sup> Oft wurde allerdings der Vorwurf erhoben, dass der Kongress durch Leute bestimmt worden sei, die «entweder gar keine Schriftsteller oder dies nur in zweiter Linie sind»: «Regierungsbeamte, Professoren, Lizenzträger, Verleger, Redakteure, Dramaturgen, Photographen, Rundfunkleute, Buchhändler»,<sup>44</sup> und dass deshalb der «Schriftsteller als Diener der Freiheit» den Dichter «als Wahrer der Freiheit, als Hüter der Kunst: littérature pure»<sup>45</sup> verdrängt habe.

Insbesondere die Referate des Rowohl-Lektors K.W. Marek und des Redakteurs der «Süddeutschen Zeitung» W.E. Süskind wurden als Plädoyers für eine engagierte Literatur missverstanden. Gerade in ihnen zeigt sich aber, wie die Bindung der Literatur an die Freiheit des Individuums den Gegensatz zwischen den Anhängern des l'art pour l'art und den Engagierten aufhob.

Marek zog eine Bilanz der Prosa seit 1945, die er durch den auf «Objektivität» zielenden «beschreibenden Realismus»<sup>46</sup> geprägt sah, und erinnerte an den 1. Deutschen Schriftstellerkongress: «Die nur beschreibenden Realisten verteidigten bereits ihre Position, und die kleine Gruppe der unpragmatischen Poeten gar musste sich für ihre Existenz entschuldigen.»<sup>47</sup> Gegen die «politisch parteigebunden(en)», «literarischen Fraktionszwang»<sup>48</sup> respektierenden Autoren erhob er den Vorwurf, Ideologie statt Erkenntnis zu liefern. Dem politisch organisierten Ideologen setzte er die erkennenden Individualisten entgegen.

Erkenntnis wurde so für Marek zum Synonym des bürgerlichen Freiheitsbegriffs. Auf dieser Ebene war dann der Unterschied zwischen «beschreibenden Realisten» und «unpragmatischen Poeten» aufgehoben und der Trennungsstrich gegen den linken Antifaschismus klar gezogen.

Süskind beschrieb in seinem Referat eine «Wandlung des Schriftstellers», die die Literaturverhältnisse der Nachkriegszeit erzwingen hatten, er wertete sie jedoch von einem Standpunkt, der keineswegs die antifaschistische «Politisierung»<sup>49</sup> billigte. Zwar konstatierte er, dass die meisten Autoren in den Jahren seit 1945 für Zeitschriften und Zeitungen, die wesentlich schneller erschienen und auch bessere Honorare zahlten, schrieben, Reden an die Jugend hielten, an Kongressen und Tagungen teilnahmen und

sehr viel Zeit «mit Herausgeben, Bearbeiten, Gutachten, Rundfunkvorträgen, mit literarischer Diplomatie und literarischem Arrangement»<sup>50</sup> verbrachten, aber er zog daraus die Konsequenz, die Rolle des Autors als «schwebende Instanz» zu fassen: «Man darf nicht im voraus von ihm wissen, wo er hingehört – es muss aufhören, dass der Schriftsteller von vornherein links oder rechts steht.»<sup>51</sup> Dieser Forderung entsprach am deutlichsten das Referat von Theodor Plievier.

Theodor Plievier besass als der Verfasser des Romans «Stalingrad», des Buchs, das 1945/46 – wie er selbst zu Recht sagte – «als erstes die Zonengrenzen durchbrach und in der russischen wie in der amerikanischen, britischen und französischen Besatzungszone verlegt und gelesen werden konnte» und in dem «Hunderttausende» ihr Kriegserlebnis wiedererkannten,<sup>52</sup> eine Autorität, die den Publizisten wie den Poeten abging. Er war einer von denen, deren «Glaubwürdigkeit», wie die literaturkritische Zeitschrift «Welt und Wort» forderte, «durch ihr Werk erwiesen wird».<sup>53</sup> Überdies war er wenige Wochen vor dem 1. Deutschen Schriftstellerkongress aus Weimar in die US-Zone übergesiedelt. Gerade indem er die eigene Autorität beschwor: «Kann man sich denn nicht vorstellen, dass einer aus dem Osten weggeht, ohne sich deshalb dem Westen zu verschreiben!»,<sup>54</sup> konnte er das vermeintlich über den Fronten des kalten Krieges schwebende Selbstverständnis von Teilen der literarischen Intelligenz artikulieren. Er bekämpfte «eine erschreckende und gefährliche Charakterhaltung», «die voraussetzt, dass es gar nicht anders sein könne, als ob der deutsche Schriftsteller, der deutsche Politiker, der in der deutschen Öffentlichkeit Wirkende, der Besatzungsmacht hörig ist, unter der er gerade lebt.»<sup>55</sup>

Die Frage des Engagements wurde in den Berichten über den Schriftstellerkongress unterschiedlich bewertet. In der von Alfred Döblin herausgegebenen Zeitschrift «Das Goldene Tor» wies der vor kurzem aus der SBZ in den Westen gekommene Herbert Wendt den Streit als Scheinfrage zurück. Ihm bewies der Kongress, «dass es in unseren Tagen nicht mehr um die Entscheidung zwischen politischer und unpolitischer Dichtung geht, sondern darum, ob der Autor frei und aus eigener Erkenntnis heraus seine Position bezieht oder ob er sich zum Werkzeug und zur Propagandatrommel irgendeiner Macht degradieren lässt.»<sup>56</sup> Eben dieses Bewusstsein der eigenen Unabhängigkeit stellten die linken Kritiker in ihren Berichten vorsichtig in Frage, so Carl August Weber in der literarischen Zeitschrift «Die Fähre», die



Die erste Frankfurter Buchmesse 1949

ästhetische und politische Avantgarde zu verbinden suchte, oder der von der Redaktion als «Freund und Gegner»<sup>57</sup> eingeführte Hans Mayer in den «Frankfurter Heften». Einzig Vilma Sturm äusserte im katholischen «Rheinischen Merkur» – vom konfessionellen Standpunkt – eine der linken vergleichbare Kritik am Leitbild des freien und zugleich engagierten Schriftstellers:

«(...) aber wer hätte gefragt, in welcher Verantwortung er zu stehen habe und von wem er engagiert sei? Pass er zu bestimmten Angelegenheiten in Freiheit die Wahrheit zu sagen habe, ist eine rein formale und schliesslich beinahe uninteressante Forderung.»<sup>58</sup>

In der Übereinstimmung der Linken mit den katholischen Antifaschisten stellte sich eine Konstellation wieder her, die in den Jahren 1945 und 1946 das literarische Leben der Westzonen auszeichnete. Lina Haag, die Verfasserin des Erlebnisberichts «Eine Handvoll Staub» vertrat unter den Rednern des Frankfurter Kongresses das literarische Genre, in dem in den ersten Monaten nach der Kapitulation linke und christliche Verfasser vor allem «Selbstbesinnung» beizutragen versucht hatten.

Lina Haags Referat wurde in den Zeitungsberichten über den Frankfurter Schriftstellerkongress nur selten erwähnt. Wenn die Erfahrung der Antifaschistin ernst genommen



205 Verlage stellen aus

wurde, dann in einer bezeichnenden Verschiebung: Die Menschlichkeit des privaten Leidens wurde gegen den politischen Kampf ausgespielt. Der Antifaschismus sollte keine Zukunft haben, wenn es in der «Neuen Zeitung» hiess: «(...) weder ideologische Erwägungen noch das Bestreben, durch Macht Geist zu erringen, zeichneten ihre von Leid und mütterlicher Trauer herzlich bestimmten Worte aus.»<sup>59</sup> Mit der Ausklammerung des linken Antifaschismus, der allenfalls als Opfer unter bestimmten Bedingungen anerkannt wurde, konstituierte sich auf dem Frankfurter Schriftstellerkongress 1948, ein Jahr vor der Gründung der beiden deutschen Staaten, gewissermassen die Einheit der BRD-Literatur durch Abspaltung von der sozialistischen, allmählich zur DDR-Literatur werdenden. In der bundesrepublikanischen Literatur bildeten konservative Innere Emigration, liberale Exilliteratur und existentialistische Junge Generation in wachsendem Masse eine Einheit in der Abgrenzung zum Sozialismus. Die Schärfe der Abgrenzung drohte die Substanz von Antifaschismus, der Wirklichkeitsnähe, Realismus und Reportage gefordert hatte, immer mehr auszuhöhlen. So konnte bereits sechs Jahre später Karl August Horst, der konservative Literaturkritiker, Walter Jens, den Autor und Kritiker der «Gruppe 47», dafür loben, dass er keine Parteien mehr kenne, «weil die

Konkurrenzen von damals keine echten Konkurrenzen waren.»<sup>60</sup> Horst tat die von der «Gruppe 47» vertretene Reportage ebenso ab wie das von der Literatur des Exils weiter gepflegte «psychologisch-historische Interesse»<sup>61</sup> und den beide verbindenden Glauben an eine Verbindung von Humanismus und Sozialismus. Schon 1951 hatte der wie Horst aus der Jungen Generation stammende konservative Literaturkritiker Hans-Egon Holthusen programmatisch die «Überwindung des Nullpunkts»<sup>62</sup> durch Gottfried Benn und Ernst Jünger festgestellt. Zwei Autoren, deren Werke bis 1948 aufgrund des alliierten Verbots auf dem literarischen Markt keine Rolle spielten, waren zu Repräsentanten aufgerückt.

Dennoch brach in den 50er Jahren immer wieder der Streit zwischen den Konservativen der Tradition und den Nonkonformisten des «Nullpunkts» aus, wenn auf die unmittelbare Nachkriegszeit Bezug genommen wurde. Die Erinnerung an die Jahre 1945 bis 1948 enthielt trotz allem ein kritisches Potential.

In einem 1964 publizierten Bericht «Deutsche Kunst und Literatur in der Ära Adenauer» beschrieb Hans Schwab-Felisch das «Grundgefühl» der ersten vier Nachkriegsjahre als dauerhaft: «Für viele Intellektuelle besitzt der offene Horizont, der ‚Nullpunkt‘, an dem nichts verstellt scheint, Faszinationen besonderer Art. Übertrieben kann man getrost von einer Faszination der Anarchie sprechen. Zutreffender wohl von einem Grundgefühl, das der Progression zugetan ist und in Institutionalisierung aller Art nicht allein das notwendige, stabilisierende Element erblickt, sondern auch die Verhärtung, das Erstarren.»<sup>63</sup>

<sup>1</sup> W(alther) P(ollatschek): Schriftstellertreffen in Frankfurt a. M. In: Wissen und Tat 3 (1948) H. 6, S. 26  
<sup>2</sup> Vgl. Gottfried Beutel: Trauer müsste Frankfurt tragen. In: Die Weltbühne 3 (1948), S. 736  
<sup>3</sup> vgl. z.B. Horizont 1 (1945/46) H. 17, S. 19  
<sup>4</sup> Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (Frankfurt a. M.) 2 (1946), S. 213  
<sup>5</sup> Welt und Wort 3 (1948), S. 190  
<sup>6</sup> zitiert nach: Carl August Weber: Emigration und innerer Widerstand. In: Der Ruf 2 (1947) Nr. 18, S. 6  
<sup>7</sup> Arnold Bauer: Verbannte und Verbrannte Literatur. In: Aufbau 2 (1946) H. 3, S. 318  
<sup>8</sup> vgl. die Anzeigen in: Ulenspiegel 3 (1948) Nr. 17, S. 8, und in: Wohlts berühmter Kurzgeschichten-Zeitschrift: Story 3 (1948) H. 2, S. 32  
<sup>9</sup> Arnold Bauer: Frankfurter Tagebuch. Zweiter Bericht von einer unfeierlichen Festreise. In: Sie, 12.6.1948  
<sup>10</sup> Die Fähre 2 (1947), S. 251  
<sup>11</sup> Hans Mayer: Der Schriftsteller und die Krise der Humanität. In: Heinrich Bechtoldt (Hrsg.): Literatur und Politik. Sieben Vorträge zur heutigen Situation in Deutschland. Konstanz 1948, S. 85  
<sup>12</sup> ebd., S.81  
<sup>13</sup> ebd., S.83  
<sup>14</sup> ebd., S.86  
<sup>15</sup> ebd., S.87

<sup>16</sup> vgl. Wolfgang Weyrauch: Realismus des Unmittelbaren. In: Aufbau 2 (1946), S. 701-706  
<sup>17</sup> vgl. Ernst Schnabel: Die amerikanische Story. In: Nordwestdeutsche Hefte 1 (1946) H. 3, S. 25-28  
<sup>18</sup> Mayer: Schriftsteller, S. 86  
<sup>19</sup> Wolfgang Weyrauch (Hrsg.): Tausend Gramm. Sammlung neuer deutscher Geschichten. Hamburg, Stuttgart, Baden-Baden, Berlin 1949, S. 217  
<sup>20</sup> zitiert nach: Das Alfred Andersch Lesebuch. Hrsg. v. Gerd Haffmans. Zürich 1979, S. 124  
<sup>21</sup> ebd., S. 125  
<sup>22</sup> Hans Werner Richter: Literatur im Interregnum. In: Der Ruf 1 (1946/47) Nr. 15, S. 10  
<sup>23</sup> Wolf diétrich Schunre: Für die Wahrhaftigkeit. (Eine Antwort an Walter Kolbenhoff.) In: Der Skorpion 1 (1948) Nr. 1, S. 46  
<sup>24</sup> Sachwalter des geistigen Ansehens der Nation. In: Südkurier Reichenhall, 26.5.1948  
<sup>25</sup> Peter de Mendelssohn: Deutsche Bücher in England. Schwierigkeiten der Verständigung. In: Die Neue Zeitung (München), 10.10.1950  
<sup>26</sup> Ernst Kreuder: Waldemars Ansichten über Literatur. In: Der Ruf 1 (1946/47) Nr. 13, S. 13  
<sup>27</sup> Brief Ernst Kreuders an Wilhelm Lehmann vom 16.2.1948 DLA 68.4510/2  
<sup>28</sup> Brief Ernst Kreuders an Wilhelm Lehmann vom 7.10.1948 DLA 68.4510/6  
<sup>29</sup> vgl. Günter Eich: Gesammelte Werke. Bd. 4: Vermischte Schriften. Hrsg. v. Heinz F. Schafroth. Frankfurt a. M. 1973, S. 471. Der Text findet sich nur in: Der Skorpion 1 (1948) H. 1, S. 19-23  
<sup>30</sup> Elisabeth Langgässer: Schriftsteller unter der Hitler-Diktatur. In: Ost und West 1 (1947) H. 4, S. 39  
<sup>31</sup> ebd.  
<sup>32</sup> ebd., S. 40  
<sup>33</sup> ebd., S. 41  
<sup>34</sup> ebd.  
<sup>35</sup> Rudolf Alexander Schröder: Aufgaben der Dichtung in der Zeit. In: Bechtoldt (Hrsg.): Literatur, S. 48; nochmals so S. 57  
<sup>36</sup> ebd., S. 56  
<sup>37</sup> Kurz Ziesel: Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machttäger von heute. 4. Aufl. München 1958, S. 70  
<sup>38</sup> Rudolf Hagelstange: Ein Blick zurück. In: ders.: Es steht in unserer Macht. Gedachtes und Erlebtes. München 1953, S. 225/226  
<sup>39</sup> so Bechtoldt (Hrsg.): Literatur, S. 146, in seiner biographischen Notiz  
<sup>40</sup> Rudolf Hagelstange: Die unveräusserlichen geistigen Grundlagen der Dichtung. In: Bechtoldt (Hrsg.): Literatur, S. 95  
<sup>41</sup> ebd., S. 97  
<sup>42</sup> ebd., S. 98  
<sup>43</sup> Carl August Weber: Literatur der Freiheit. Aspekte des Frankfurter Schriftstellerkongresses. In: Die Fähre 3 (1948), S. 382  
<sup>44</sup> Dieter Fritko: Unaufhörlichkeit des Wortemachens. In: Frankfurter Rundschau, 22.5.1948  
<sup>45</sup> Weber: Tagebuchblätter, S. 11  
<sup>46</sup> Kurt W. Marek: Der Schriftsteller und die Wirklichkeit. In: Bechtoldt (Hrsg.): Literatur, S. 64  
<sup>47</sup> ebd., S. 62  
<sup>48</sup> ebd., S. 65  
<sup>49</sup> W. E. Süskind: Wandlung des Schriftstellers. In: Bechtoldt (Hrsg.): Literatur, S. 137  
<sup>50</sup> ebd., S. 133  
<sup>51</sup> ebd., S. 137  
<sup>52</sup> Theodor Plievier: Über die Freiheit – In: Bechtoldt (Hrsg.): Literatur, S. 111  
<sup>53</sup> Karlheinz Gehrman: Sachwalter des Geistes. In: Welt und Wort 3 (1948), S. 211  
<sup>54</sup> Plievier: Freiheit, S. 112  
<sup>55</sup> ebd., S. 112  
<sup>56</sup> Herbert Wendt: Um die Freiheit des Geistes. (Gedanken über den zweiten deutschen Schriftstellerkongress in Frankfurt a.M.) In: Das Goldene Tor 3 (1948), S. 610/611  
<sup>57</sup> Hans Mayer: Der Breslauer Weltkongress. In: Frankfurter Hefte 3 (1948), S. 975  
<sup>58</sup> Vilma Sturm: Dichter und Schriftsteller. Zur Diskussion auf dem Frankfurter Schriftstellerkongress. In: Rheinischer Merkur, 29.5.1948  
<sup>59</sup> Zwischen Macht und Geist. In: Die Neue Zeitung (München), 23.5.1948  
<sup>60</sup> Karl August Horst: Stierkampf ohne Stier. Roman. In: Deutscher Geist zwischen Gestern und Morgen. Stuttgart 1954, S. 369  
<sup>61</sup> ebd., S. 365  
<sup>62</sup> Hans-Egon Holthusen: Der unbehauste Mensch. München 1951, S. 145  
<sup>63</sup> Hans Schwab-Felisch: Provinzialismus und Kalter Krieg. Deutsche Kunst und Literatur in der Ära Adenauer. Ein Bericht. II. In: Die Welt (Hamburg), 25.1.1964





*Die Prägung durch zwölf Jahre Faschismus wirkt nach. Entsetzt betrachten 1947 in Stuttgart zwei Lehrerinnen in einer Ausstellung Bilder, die von den Nazis als «entartete Kunst» verboten gewesen sind.*

Stephan Hermlin  
**Rückkehr**



*Der Autor 1946*

Ende Juni oder Anfang Juli 1945 kam ich als einer der ersten Rückkehrer unter den Emigranten nach neunjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland. Ich war gerade 30 Jahre alt geworden. Das letzte Jahr des Krieges hatte ich in der Schweiz verbracht. Es war nicht leicht gewesen, hatte aber doch etwas Idyllisches gehabt im Vergleich zu dem, was mir vorher begegnet war.

Die Alliierten hatten nach der deutschen Kapitulation die Grenzen gesperrt und die Anrainerstaaten angewiesen, niemand nach Deutschland ausreisen zu lassen, um die Jagd nach Kriegsverbrechern nicht zu erschweren. Ich konnte mich an derartige Verfügungen nicht halten. Ich hatte Aufträge meiner Organisation auszuführen, die meiner Ungeduld, Deutschland wiederzusehen, durchaus entgegenkamen. Länder zu wechseln, ohne einen Pass zu haben, war nicht nur mir zur Gewohnheit geworden. 200 Meter hinter der Grenze, die ich an einem Grenzstein erkannt hatte, erwartete mich ein französischer Oberleutnant mit zwei Soldaten und einem Jeep. Man fuhr mich tiefer ins Land. Ich besaß ein französisches Soldbuch und einen Schweizer Flüchtlingsausweis. In der ersten Stadt befahl der Oberleutnant den Behörden, mir Papiere auszustellen und Lebensmittelkarten zu geben.

Jeder weiss, dass, je älter man wird, desto schneller die Jahre vergehen. Damals lag eine Unendlichkeit von neun Jahren hinter mir. Ich hatte in dieser Zeit an die 20 Länder berührt – dies ist wohl die treffende Bezeichnung, denn in manchen dieser Länder war ich nur wenige Tage gewesen, aber wahrgenommen hatte ich eigentlich keines, nicht einmal jene unter ihnen, in denen ich länger geblieben war. Ich hatte fremde Menschen, Landschaften, Bauwerke gesehen, aber all das war merkwürdig schattenhaft geblieben, wie im Traum sprach ich andere Sprachen, manchmal wochenlang kein deutsches Wort, in manchen Ländern hatte ich den Krieg erlebt, aber nicht einmal er konnte mein Denken näher zu Deutschland hinführen, weil Deutschland bereits meine Gedanken beherrscht hatte, bevor er ausgebrochen war, und nicht nur in der Nacht. Mit Selbstverständlichkeit hatte ich in einem Land meine Jugend verbracht, in dem ich geboren war. Oder war das nicht so selbstverständlich gewesen? Leidenschaftlich hatte

ich mit dem Rätsel Musik gelebt; ich hätte sie, diese Musik, auch anderswo hören können, hörte sie auch anderswo, sie gehörte der Welt, dennoch schien sie sich mir nur dort ganz offenbaren zu können, wo sie entstanden war. Die höchsten Schönheiten, die mir die Fremde bot, schienen nur dazusein, um mir meine Abwesenheit deutlicher zu machen. Im Garten des Mena-House, in der Nähe der Pyramiden, vernahm ich plötzlich in mir eine einsame Stimme, die «Ännchen von Tharau» sang oder «Ach, wie ist's möglich dann». Um mich her waren italienische oder spanische Laute, aber ich las eine Seite Goethe oder Stifter. Der morgendliche Park von Kensington existierte nicht; ich versuchte mir sein Licht, seine Kühle über dem Tegernsee vorzustellen. Und die vielen Leute, die ich gesehen oder sogar gekannt hatte, die mit mir unter roten Fahnen demonstriert hatten, diese Arbeiter, deren Können ich bewundert hatte, diese geschickten Handwerker, diese Gelehrten, die die Welt verehrte, diese Bauern, die aus armem Boden erstaunliche Ernten holten, wo waren sie gerade oder, vielmehr, was waren sie? Dabei wusste ich doch, wo und was sie waren. Sie waren dort, wo ich nicht sein konnte, sie waren dies und das, sie gingen umher, sie fanden das Leben erträglich, keiner von ihnen interessierte sich für mich oder meinesgleichen, viele trugen Uniform, sie waren nicht besonders froh darüber, ich sah sie in dem niedergeworfenen Land, in dem ich gerade war, ich stellte mich manchmal auf der Strasse in ihre Nähe, mit meinen falschen Papieren in der Tasche, mit meinem zufälligen Namen, nur um deutsche Worte zu hören, ein paarmal kam ich mit welchen ins Gespräch, mir fiel es schwer, die eigene Sprache zu misshandeln, einen fremden Akzent vorzutäuschen, und das Lob entgegenzunehmen, ich spräche doch recht gut deutsch, was mir die erklärende Lüge entlockte, ich, der ich doch niemals studiert hatte, hätte zwei Semester an einer deutschen Universität absolviert. Einmal stand ich so vor einem Schaufenster, das die Karte der nordafrikanischen Feldzüge zeigte, und ein vorbeigehender Unteroffizier bemerkte sarkastisch, während er einen Augenblick sich unter die neben mir stehenden Feldgrauen mischte, sie wollten wohl nachschauen, wohin der Rommel lief. Die anderen lachten zustimmend, es waren freundliche Leute, aber ich hatte schon die Erfahrung gemacht, wie sie sich verän-

dem konnten, wenn man in einem Gespräch, das vernünftig begonnen hatte, den Sinn des Krieges zu bezweifeln begann, sie musterten einen mit zusammengekniffenen Augen und wurden belehrend, wir, die Franzosen, denn für sie war ich ja einer, hätten ihnen dankbar dafür zu sein, dass sie uns vor dem barbarischen Bolschewismus und den jüdischen Plutokraten bewahrten, Deutschland opfere sich für Europa, für seine Kultur. Ich fragte nicht nach Dingen der Kultur, sie kannten nicht einmal die eigene, manche erzählten mir später, nach dem Krieg, wie sie von jenen, die sie gefangengenommen hatten, zumal von Russen, zum erstenmal die Namen und Werke berühmter deutscher Dichter und Komponisten hatten nennen hören. Jetzt, vor dem Schaufenster, verstummte ich, während sie eiferten, ich wusste, dass sie nur deshalb mit mir redeten, weil sie mich für einen anderen hielten, alles wäre anders gewesen, wenn sie gewusst hätten, wer ich war, sie waren mein Tod, sie waren der Tod. Als Kind hatte ich leise gesungen, was man mich gelehrt hatte: «Du Land voll Lieb und Leben...» Ich verstummte und blickte in die Richtung, in der das Lager war, das meinen Vater zerbrochen hatte.

Als ich in jener Stadt an der Grenze vor dem Beamten stand, der mir meine Papiere ausstellen sollte, fragte er mich nach meinem Beruf. Ich erschrak, und meine Antwort kam zögernd. Ich hatte ein paarmal, in verschiedenen Ländern, in Druckereien gearbeitet, meist ohne behördliche Erlaubnis, ich war Angestellter gewesen, einmal ein angeblicher Student, weil mir das einen Aufenthalt ermöglichte, ich hatte Kraftwagen gefahren, ich war Lieferbote gewesen und Lagerinsasse, Militärperson, Landarbeiter, Holzfäller, ich hatte Kohle gebrannt, meine Hände waren verdorben, ich konnte nicht mehr Geige spielen, ich war ein Flüchtling, ich hatte keinen Beruf. Zum erstenmal sagte ich, ich sei Schriftsteller.

Zu meiner Antwort berechnete mich nur der Umstand, dass einige Monate vor der erwähnten Frage ein kleines Buch von mir erschienen war, auch hatte ich einige Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht. Dennoch hatte ich in diesem Moment das Gefühl, eine enorme Unwahrheit gesagt zu haben. Von nun an wiederholte man die Frage unablässig, viele Jahre hindurch, es waren viele Papiere zu beschaffen. Meine Antwort klang nicht mehr zögernd, aber eine Ungewissheit in mir blieb bestehen.

Der Beruf eines Schriftstellers hatte für mich immer etwas Geheimnisvolles und Hohes gehabt, und gerade in jenen frühen Jahren, in welchen ich in viele Hefte unsinniges Zeug schrieb, das ich vor den Augen anderer streng verbarg, dachte ich nie an die Möglichkeit, eines Tages ein Schriftsteller sein zu können. Im Hause meiner Eltern verkehrten einige Schriftsteller, aber obwohl sie mir Menschen zu sein schienen, wie man sie überall trifft, sagte ich mir, so könne es wohl nicht sein, ihr wahres Wesen sei für mich nicht zu erkennen und bliebe im Verborgenen, nie würde ich an ihre Sphäre heranreichen können. Mein Vater, der mein leidenschaftliches Interesse für Literatur und Musik kannte, versuchte, mir seinen eigenen Beruf schmackhaft zu machen. Gerade ein Unternehmer, wenn er Erfolg habe, und er zweifle nicht im mindesten an meinen zukünftigen Erfolgen, verfüge über die grössten Möglichkeiten, zu seinem eigenen und zum Vergnügen seiner Freunde sich künstlerischen und literarischen Neigungen zu widmen. Ich wusste, dass er, ein hervorragend begabter Pianist mit Konzertreife, am liebsten den Beruf eines Musikers ergriffen hätte, aber den Wünschen seines eigenen Vaters gefolgt war. So wenig ich dazu neigte den gleichen Weg einzuschlagen, so wenig fühlte ich mich für einen künstlerischen oder literarischen Beruf geeignet. Ich interessierte mich

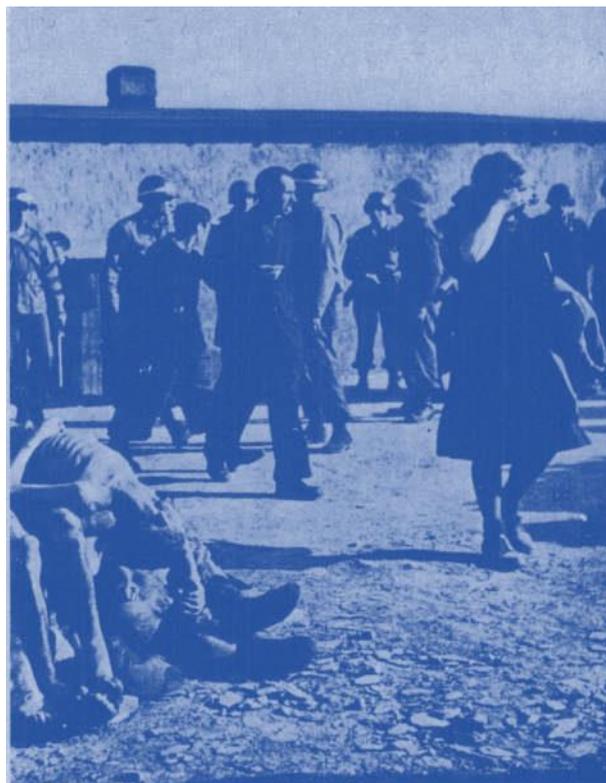
fast ausschliesslich für Dinge der Kunst, aber mein Vater, ein glänzender Dilettant in dem Sinne, in welchem ein grosser Komponist des 18. Jahrhunderts die Worte «dilettante veneto» unter seine Arbeiten setzte, hatte nicht zu befürchten, dass ich eine brotlose Profession wählen würde. Vielmehr war ich ganz und gar ratlos und dachte mit Schrecken an die Zukunft. Für eine Weile änderte die Bemerkung eines Freundes meiner Familie meine Stimmung; er sagte in einem zufälligen Gespräch unter vier Augen, jemand wie ich, mit so ausgeprägten Interessen und für sein Alter erstaunlichen Kenntnissen auf dem Gebiet der Literatur, sei eigentlich zum Bibliothekar bestimmt. Ich fühlte mich froh und zuversichtlich und dachte daran, dass Hölderlin, der für mich schon damals über allen anderen Dichtern stand, Bibliothekar eines Duodezfürsten gewesen war. Eine Weile beherrschte mich ein Wachtraum: ich verwaltete die schöne, nicht allzu grosse Bibliothek eines verloren liegenden Klosters am Rande des Gebirges. Ich liebte die Alpen über alles. Auch das Kloster dürfte nicht zu gross sein, nicht so mächtig wie das gewaltige Ettal. Ich sah mich, die sinkende Sonne im Rücken, den Blick durchs Fenster auf ansteigende Wiesen gerichtet, allein in der stillen Bibliothek, während rechts von mir die allmählich höher strebenden Berge in weiterer Ferne Firnen ahnen liessen. Dort würde ich meine Tage verbringen, mit Büchern und dem Garten beschäftigt, die freundlichen Brüder würden mich nicht stören, Städte wollte ich nicht mehr sehen, mit seit langem verschwundenen Autoren würde ich umgehen, auch mit noch lebenden, von denen ich keinen je erblicken würde.

Dieser Wachtraum lag weit hinter mir. Kaum hatte ich ihn geträumt, so hatte ich mir schon ein ganz anderes Leben gewählt, kein Leben der Meditationen und stillen Studien, äussere Umstände hatten mich erst recht auf die neue Bahn gebracht, auf unfassliche Weise hatte das Land meiner Geburt mich ausgestossen, ich hatte es nicht wahrhaben wollen, nun war ich zurückgekehrt, man fragte mich, was ich sei, und ich behauptete, ein Schriftsteller zu sein. Dem war nicht widersprochen worden.

Zwei Jahre lang verdiente ich meinen Unterhalt mit Arbeiten, die sich mit meiner hochstaplerischen Behauptung notdürftig vertrugen – ich war an einer Zeitung, dann am Rundfunk tätig, ich hatte Kenntnisse und Ideen aus dem Ausland mitgebracht, die gebraucht wurden, ich war, so schien es wenigstens, gern gesehen, in einem gebrochenen, beladenen, ermüdeten Land erfreuten sich manche an meinem Enthusiasmus, an meiner Zukunftsgläubigkeit, obwohl ein gewisser Fanatismus, eine Rechthaberei in meinem Wesen mich vielen, nicht zu unrecht, verdächtig machten. Es war schwer, sich zurechtzufinden in dem alten Land, ich blickte voller Grauen auf die zerschmetterte Würzburger Residenz, ich hörte die Cembalistin Picht-Axenfeld in einer notdürftig errichteten Baracke Bach spielen, während durch die offenen Fenster aus den Ruinen der Freiburger Altstadt immer noch Verwesungsgeruch drang, München und Frankfurt lagen ebenso in Trümmern wie das kleine Pforzheim oder das kleine Freudenstadt, aber ich dachte an die Verse des Gryphius, das Schrecklichste sei, dass auch der Seelen Schatz so vielen abgezweigen. Eines Tages verfielen die Amerikaner auf die Idee, die Ausgabe der monatlichen Lebensmittelkarten abhängig zu machen vom Besuch eines Kinos, in dem sie der Bevölkerung die Dokumente vorführten, die sie bei der Befreiung von Dachau und Buchenwald aufgenommen hatten. Lebensmittelkarten erhielt nur der, welcher das ungültig gemachte Billett vorweisen konnte. Ich sass unter armen Leuten in dem nördlichen Bezirk von Frankfurt, in dem ich wohnte. Im halben Licht des Projektionsapparates sah

ich, wie die meisten nach Beginn des Films das Gesicht abwandten und so bis zum Ende der Vorstellung verharrten. Heute scheint mir, das abgewandte Gesicht sei die Haltung von Millionen geworden und geblieben. Das unglückliche Volk, dem ich angehörte, war sentimental und verhärtet zugleich, sich erschüttern zu lassen, das Erkenne-dich-selbst war nicht sein Teil. Die folgende Generation weckte Hoffnungen: Gruppen junger Menschen fuhren in die vom Faschismus verwüsteten Länder oder nach Israel, um freiwillig zu arbeiten. Aber wiederum einige Jahre später wandelte sich das Bild. Jetzt konnte man von jungen Leuten hören, sie seien für die Untaten ihrer Väter und Grossväter nicht verantwortlich zu machen, sie hätten mit all dem nichts zu tun, was sicher nicht ganz falsch war, nur fand sich in ihnen nichts, was sie auf den Unterschied hingewiesen hätte zwischen persönlicher Verantwortung und jener Verantwortung vor der Geschichte, der niemand entkommen kann. Sie zogen die pseudorevolutionäre Attitüde vor und ihr Eintreten für Befreiungsbewegungen ermächtigte sie jäh, sich gegen die Opfer zu wenden, die jene andere Bewegung ihrer Väter verursacht hatte. Damals, unmittelbar nach dem Krieg, sprach ich mit zahllosen Menschen, denen ich mehr oder weniger zufällig begegnete. Ich fuhr oder wanderte durch einen grossen Teil Deutschlands. Ich sprach mit demobilisierten oder aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten, die mir versicherten, die deutschen Soldaten seien nicht nur die besten, sondern auch die fairsten der Welt, jetzt aber bereiteten die Alliierten sich darauf vor, alle deutschen Männer zu sterilisieren.

Viele erhofften einen baldigen Krieg zwischen Amerikanern und Russen. Wie oft hörte ich die stereotype Formel: «Wenn es unangenehme Zwischenfälle gegeben hat, so jedenfalls nicht im Abschnitt meiner Division.» Aber ich entsinne mich des schriftlichen Berichts eines jungen Menschen, der an mich gelangte. Er hatte den polnischen Feldzug im Jahre 1939 mitgemacht, und in der kleinen Stadt, in welcher er lag, hatte man an einem Sonntag des gleichen Herbstes eine Massenerschiessung von Juden vorgenommen. Er war mit vielen anderen hinausgewandert zu dem Platz, wo das Hinrichtungspeloton Aufstellung genommen hatte, und dort hatten welche unter den soldatischen Zuschauern nach einer Weile spontan den Wunsch geäussert, sich an der Erschiessung zu beteiligen. Dem war stattgegeben worden, und auch er hatte seinen Juden erhalten. Der junge Mann wünschte, dass sein Bericht, freilich ohne Nennung seines Namens, veröffentlicht würde. Dies geschah in einer Zeitschrift der sowjetischen Besatzungszone. Aber wer hat diese Beichte eines Mörders gelesen, die, nur sie allein, so viele Legenden widerlegte, so viele freche Verleumder hätte verstummen lassen müssen ... In diesem Lande lebten nicht die Gestalten Dostojewskis. Hier galt es für schimpflich, einen anderen, besseren Weg zu gehen. Das hungernde Deutschland lag in der Mitte eines hungernden Europas. Frauen, mit denen ich sprach und die kurz erwähnten, ihr Mann sei bei der SS gewesen und hielt sich vorsichtshalber verborgen, berichteten von ihren Nahrungssorgen. Ihre Klagen schlossen jedesmal mit dem Satz: «Das steht uns als Deutschen einfach zu...» Ich war in München, als die letzten 7'000 Toten bestattet wurden, die man bei der Befreiung des Lagers Dachau dort gefunden hatte. Sie waren eingäschert worden, und ihre Urnen standen, zu riesigen blechnernen Pyramiden aufgeschichtet, vor den offenen Massengräbern, vor denen ein katholischer, ein protestantischer und ein jüdischer Geistlicher beteten. Diese Pyramiden glichen auf groteske und schauerliche Art den Konservenhügeln, die sich bald in den wohlgefüllten Lebensmittelhandlungen der



*Die Bürger von Weimar bei der erzwungenen «Besichtigung» des KZ Buchenwald*

sich wieder aufrichtenden Gesellschaft erheben würden. Ich stand inmitten der nicht sehr zahlreichen Trauergemeinde. Die Millionenstadt lebte an dem Ereignis vorbei. Auf dem Waldfriedhof waren riesige amerikanische Panzer aufgefahren: man befürchtete einen Überfall des Werwolf.

Kennzeichnend für die Zeit, jedenfalls in meinen Augen, war das Verhalten der Nation gegenüber Thomas Mann. Ich möchte mich berichtigen: Nation ist in diesem Zusammenhang wohl eine Übertreibung, denn diese Nation verhielt sich überhaupt nicht zu ihren Autoren, die grössten inbegriffen, ausser dass sie Gleichgültigkeit bekundete, gelegentlich auch ein gewisses joviales Belustigtsein. Nie gab es einen Autor in Deutschland, der eine ähnliche Rolle gespielt hätte in seinem Land wie Victor Hugo in Frankreich, Tolstoi in Russland. Thomas Mann war von zwei Schriftstellern, die angesichts der geschichtlichen Situation gewiss nicht die richtigen Männer am richtigen Platz waren, zur Rückkehr nach Deutschland aufgefordert worden. Seine ablehnende Antwort, ein unvergessliches Dokument des Zornes, der Qual, der Heimatliebe, erschien in der Zeitung, an der ich arbeitete. Ein Aufschrei der Empörung folgte den Worten aus Pacific Palisades, dieselben Leute, die eben noch heuchlerisch den Repräsentanten des anderen Deutschland geehrt hatten, konnten sich nicht genug tun an Beschimpfungen, ein eben zum Dichter christlicher Oden gemausertes Mitglied der Waffen-SS glaubte sich besonders hervortun zu müssen. Die Deutschen, die so leicht schweigen, wenn ein mutiges Wort nottut, verfallen manchmal in heftiges Reden, wo der Respekt Schweigen gebietet. Es ist festzuhalten, dass die Angriffe auf Thomas Mann sich auf die

drei Westzonen beschränkten – aus der sowjetischen Besatzungszone kamen dagegen Worte dankbarer Bewunderung. Thomas Mann selbst hat dies später gewürdigt. Man darf übrigens nicht glauben, dass nur Leute mit brauner Vergangenheit Thomas Mann attackierten. Der grosse Schriftsteller Alfred Döblin, auch er ein Emigrant, hatte mich mehrmals freundlich behandelt, er hatte in seiner neuen Zeitschrift einen langen Aufsatz von mir gedruckt, über den er besser dachte als der Verfasser; nun forderte er, in unbegreiflicher Verblendung, mich auf, etwas gegen Thomas Mann zu schreiben, er stelle mir dafür, sagte er, seine Zeitschrift zur Verfügung. Ich antwortete, ich könne mir nicht vorstellen, dass ich jemals ein Wort gegen Thomas Mann sagen oder schreiben würde. Damals begegnete ich zum erstenmal der schädlichen Verquickung von Ranküne und politischer Kampagne, die selbst Leuten, die ich bewunderte oder die mir nahestanden, selbstverständlich zu sein schienen.

Es war Golo Mann, der mich veranlasste, literarischer Redakteur am Frankfurter Rundfunk zu werden. Er selbst war dort als amerikanischer Kontrolloffizier tätig. «Hören Sie», sagte er mir, «wir haben über vieles verschiedene Ansichten. Ich bin leider Ihr Zensor. Lassen Sie uns einen ungeschriebenen Vertrag schliessen: ich werde jede Ihrer Sendungen genehmigen, ohne sie gelesen zu haben, und Sie werden keine Sendungen machen, die den Anweisungen der Militärregierung widersprechen.» Ich erwiderte, sein Vorschlag entspreche ganz und gar meinen Wünschen. Es sei die Absicht der Alliierten, die Bevölkerung mit den Werken bekannt zu machen, die die Nationalsozialisten ihr vorenthalten hätten, dies sei auch das Ziel der Kommunistischen Partei, deren Mitglied ich war. Ich hätte nicht die Absicht, etwa nur kommunistische Autoren zu bringen, aber kommunistische Schriftsteller würden neben anderen natürlich ihren Platz haben. Golo Mann stimmte zu, und unsere Zusammenarbeit blieb frei von Störungen. Wir trafen uns häufig ausserhalb des Rundfunkgebäudes, ich schätzte ihn als einen ausgezeichneten Historiker, seine Ansichten von politischen Umständen waren den meinen oft ganz entgegengesetzt, aber ich fand sie amüsant und nachdenkenswert. Ich entsinne mich manchmal der wöchentlichen Redaktionssitzungen; sie waren frisch, erfüllt von Offenheit und Neugier, wir alle hatten das Gefühl, etwas für das Land Notwendiges zu tun.

Das einzige, das mich störte, waren gewisse Restriktionen der amerikanischen Behörden gegenüber Autoren und anderen Künstlern, die mit dem Nationalsozialismus in Zusammenhang gebracht wurden. Ich verteidigte keine Faschisten. Aber ich wusste wohl von Zwangslagen, in die der und jener geraten war. Ich hatte eine kleine nächtliche Sendung eingerichtet, die ich «Das Gedicht» nannte und die jeweils einem Dichter gewidmet war. Ich sprach und kommentierte in jeder dieser Sendungen einige Verse von dem, den ich mir ausgesucht hatte. Zu meinen zeitgenössischen Lieblingsdichtern gehörte Wilhelm Lehmann, den die Amerikaner auf ihre schwarze Liste gesetzt hatten. Lehmann war Gymnasiallehrer in Eckernförde; unter dem Druck der Nazis war er Mitglied der NSDAP geworden. Nie hatte er eine faschistische Zeile geschrieben, man hatte ihn aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, sein einziger Sohn war gefallen. Ich sprach nachts seine Gedichte, versties in diesem Fall und ähnlichen Fällen wohl gegen meinen ungeschriebenen Vertrag, stiess aber auch nicht auf Golo Manns Widerspruch. Ich glaube, er billigte mein Verhalten.

Bald änderte sich das Klima. Golo Mann schied aus der Armee aus. Sein Nachfolger, ein kleiner, unscheinbarer Mann aus dem mittleren Westen, sprach kein Deutsch, was nicht zählte, wichti-

ger war, dass er mir bei der ersten, Begegnung sagte, Literatur sei nicht gerade seine Sache, er kenne sich besser im show business aus, er hoffe, bald zu seinem job zurückkehren zu können. Fast gleichzeitig hörte man von einer Rede des Generals Clay, der mitteilte, man würde endlich die Glacehandschuhe ausziehen, mit Kommunisten werde man in Zukunft anders umspringen. Der kalte Krieg war eröffnet. Wenige Tage später erhielt ich ein Manuskript über den Roman «Neuland unterm Pflug» des sowjetischen Autors Michail Scholochow vom Kontrolloffizier in mein Büro geschickt, es war von oben bis unten mit Rotstift durchgestrichen, und zwar jede einzelne Seite. Ich ging in sein Zimmer, um zu protestieren. Er wolle ganz offen sein, sagte er, er habe nicht die geringste Lust, mit mir zu diskutieren, ich sei Deutscher, er sei mein Vorgesetzter und ich hätte ohne Widerspruch seine Weisungen entgegenzunehmen. Offenheit gegen Offenheit, erwiderte ich, ich hätte eine ganz ähnliche Uniform getragen wie er, nur zu einer Zeit, in der er und seinesgleichen noch mit Hitler Geschäfte gemacht hätten. Bevor er die Sprache wiedergefunden hatte, ging ich in mein Zimmer zurück und schrieb meine Kündigung. Vier Wochen später siedelte ich nach Berlin über.

Ehe ich über die Grenze nach Deutschland zurückgegangen war, hatten einige Freunde mich beraten wollen. Sie glaubten, ich solle mich nicht noch einmal allzu tief mit Deutschland einlassen. Ich könnte ja irgendwo in der Nähe bleiben, in Zürich, in Paris oder London oder Venedig, und von dort aus das Land besuchen, wann immer ich Lust dazu haben würde. Ich antwortete nicht. In Zürich wollte ich nicht bleiben, obwohl ich die wundervolle Stadt seit meiner Kindheit kannte, aber ich hatte den Schweizern, als ich über die Grenze zu ihnen geflohen war, versprochen, das Land so bald wie möglich zu verlassen. Von London aus schrieb mir meine Mutter, sie werde sicher ohne grössere Schwierigkeiten für mich die britische Staatsbürgerschaft erwirken. Auch diese Stadt kannte ich ganz gut, ich hatte sogar Familie dort, mit der mich wenig verband, aber ich hatte nicht die Absicht, einen britischen Pass zu erhalten, der mir ein paar Jahre früher sehr gelegen gekommen wäre. Was Frankreich anging, so hatte ich manche Erfahrungen gemacht, ich dachte an den Tag der Kapitulation im Sommer 1940, wir waren angetreten, ich trug den Wimpel der Kompanie, der Kompaniechef redete uns brüllend mit «Boches» und «Rouges» an, wir waren Sozialdemokraten und Kommunisten und viele von uns das eine oder andere und Juden dazu, wir gehörten zu einem Bataillon von ausländischen Freiwilligen, jeder zehnte Mann hatte in Spanien gekämpft, mehr als die Hälfte von uns hatte nicht einmal Waffen, viele trugen die blauen Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg mit ausgewaschenen, verblassten Blutflecken, wir erfuhren durch den Kompaniechef, Juden und Kommunisten hätten Frankreich ins Verderben gestürzt, aber Deutschland werde nun auch hier Ordnung machen, alle echten Franzosen würden unter Deutschlands Führung mitarbeiten an einem neuen Europa. Wir waren 180 Mann, die einst in Frankreich Zuflucht gesucht hatten und wir waren im Unglück. Am Abend dieses Tages hatten sich drei von uns vergiftet, andere folgten, ich hatte nicht gewusst, dass viele meiner Kameraden Gift bei sich trugen. Vier Jahre später war ich in der Schweiz, und das gaullistische Comité d'Alger, von den Schweizern noch nicht anerkannt, aber schweigend toleriert, denn der Botschafter in Bern gehörte natürlich zu Vichy – das Comité d'Alger zahlte mir monatlich einen winzigen Militärsold aus. Nach der Befreiung von Paris schrieb mir der neue Botschafter aus Bern, ich möge nach Frankreich zurückkehren, ich würde dort dauernden Wohnsitz und nach kurzer Zeit die französische Staatsbürgerschaft

erhalten. Ich dankte ihm und schrieb zurück, ich sei ein deutscher politischer Flüchtling, der nun, dank auch der französischen Waffentaten, in sein verwüstetes Vaterland zurückkehren könne, wo er wahrscheinlich gebraucht werde; ich hoffe aber, in Zukunft öfter nach Frankreich reisen zu können. Ich hatte mich geirrt: Frankreich verweigerte mir von diesem Augenblick an die Einreise, ohne Begründung, ohne Antwort auf die Anfragen meiner Freunde. Ich reiste im Laufe der Jahre in fast alle Länder Europas, aber ich reiste nicht nach Frankreich. Hunderttausende von Deutschen fuhren nach Frankreich, um ihren Frauen und Kindern ihren ehemaligen Gefechtsstand und sonstige Sehenswürdigkeiten zu zeigen, ich blieb ausgeschlossen. Es war ein merkwürdiges neues Exil. 25 Jahre währte dieser Zustand, dann erteilte man mir plötzlich, ohne Erklärung, ein Einreisevisum. Ich kam aus England, ich stand wieder vor der Fontäne an der Place St. Michel, wo ich, einige Wochen vor seinem Tode, Joseph Roth kennengelernt hatte, ich las die kleinen Erinnerungstafeln an den Strassenecken und an den Häuserwänden mit den Namen der Gefallenen vom August 1944, ich kam nun öfter nach Frankreich, einmal sogar auf Einladung der Regierung. Ich sass in den Cafés am Odéon oder auf den grossen Boulevards, ich hatte viele Freunde und Bekannte, aber ich wollte sie nicht belästigen und war endlich ein alter Mann.

Zwei Jahre nach dem Krieg war ich nach Berlin zurückgekehrt und hatte ein kleines Haus gemietet, in dem ich heute noch wohne. Seit der Gründung der beiden deutschen Staaten war ich ein Bürger der Deutschen Demokratischen Republik. Meine häufigen Reisen erforderten Aus- und Einreisevisen. Ausreisevisen erhielt ich von den Behörden meines Landes im Allgemeinen ohne Schwierigkeiten, sofern es sich um sozialistische Länder handelte; Reisen in andere Länder waren nicht einfach, ein paar Jahre hindurch durfte ich nicht in sogenannte westliche Länder, also auch nicht in die Bundesrepublik fahren. Aber auch die Einreise in manche andere Länder war schwierig. Ein Bürger der DDR brauchte zu Reisen in Staaten, die der NATO angehörten, viele Jahre hindurch zwei Pässe: den Pass seines eigenen Landes, der das Ausreisevisum enthielt, sowie den Pass eines gewissen Travel Board, einer in Westberlin stationierten alliierten Behörde: in diesen Pass kam das Visum des Landes, in das man zu fahren wünschte, natürlich unter der Voraussetzung, dass einem dieses Visum gewährt wurde.

Als ich diesen Pass zum erstenmal öffnete, las ich erblassend in der Rubrik «Nationalität», ich sei ein «presumed German». Hitler hatte mich ausgebürgert. Die Alliierten, in deren Reihen ich gestanden hatte, bezeichneten mich wenige Jahre nach Kriegsende als einen möglichen oder vermuteten Deutschen, weil ich einem deutschen Staat angehörte, der nicht sein durfte. In diesen Pass wurden nur wenige Visen gestempelt. Die mehrere Monate dauernde Prozedur zur Erlangung eines Visums erforderte jedesmal einige Besuche beim Travel Office, deren jeder mit stundenlangem Warten verbunden war. Sie endete meist negativ. Manchmal wurde einem von diesem oder jenem Konsulat diskret bedeutet, gewiss hätte das betreffende Land gern die Einreiseerlaubnis erteilt, jedoch seien alle NATO-Staaten gehalten, vorher in Bonn das Einverständnis der Bundesbehörden zu erfragen. Dennoch gelangte ich mit Mühe und nach einer langen Frist der Ungewissheit in einige Länder, nach England, das Land, aus dem meine Mutter stammte und für das mein Bruder gefallen war, nach Italien, nach Norwegen, wo ich als ein ehemaliger Emigrant freundschaftlich aufgenommen wurde. Als der belgische P.E.N.-Club mich nach Brüssel einlud, teilte mir der belgische Konsul in Prag mit melancholischer Miene mit, er könne mir leider kein

Visum geben, ich würde den Grund wohl erraten. Ich sagte, das mache nichts, ich würde eben nach Berlin zurückfahren. Nein, sagte er mit plötzlich aufgehelltem Ausdruck, ich würde nach Brüssel gelangen, nur nicht mit Visum. Er zeigte mir ein Telegramm meiner belgischen Freunde, dass ich am nächsten Tag auf dem Prager Flugplatz vorweisen musste, worauf ich die Maschine der Sabena besteigen konnte. Bei der Ankunft in Brüssel überreichten mir zwei Herren sogleich ein Dokument, das mich als Gast des Königs Baudouin auswies. Ich hatte das Recht, mich zwei Wochen in Belgien aufzuhalten. Ich war überrascht und dankbar. Meine Freunde Robert Goffin und Carlos de Raditzky hatten die Erlaubnis erwirkt, sie stellten mich dem König vor, es war eine originelle kleine Aktion, die ganz dem Geist des P.E.N. entsprach, es war ein Ausweg, den Menschen gefunden hatten, die menschlich empfanden und die den kalten Krieg und seine Bürokratie verachteten. Diese Geste der Freundschaft hatte für mich inmitten von Kälte und Gemeinheit eine hohe Bedeutung. Ich habe sie nie vergessen. Denn Kälte und Gemeinheit breiteten sich aus. In einem vor über zwanzig Jahren veröffentlichten und längst vergriffenen Buch von mir fand ich folgende Tagebuchnotiz: «Neben der Grösse der letzten zehn Jahre kann man ihre erbärmlichen Aspekte nicht vergessen. Spätere werden es ermesen. Sie werden die Bilanz ziehen aus lächerlichen Fehden, furchtbaren Verleumdungen, sinnloser Entfremdung, Feigheit und Verrat, vertanen Möglichkeiten, verlorener Zeit.» Die Anlässe zu diesen heftigen Worten liegen irgendwo in meinen Schubladen, ich habe keine Lust, ihnen im Einzelnen nachzugehen. Was die Bilanz der Späteren angeht, müsste man heute hinzufügen: «Wenn sie noch Zeit dazu haben werden.» Als ich die obigen Worte niederschrieb, hatte ich die Verhältnisse unter deutschen Intellektuellen im Auge, denn ich glaubte zu wissen, dass, seit dem Ende des Krieges, ihre Fähigkeit zur Selbstkritik und zum Verstehen des anderen, der man selber nicht ist, bestimmend sein würde für die ganze Bevölkerung. Von den zahlreichen Irrtümern, denen ich unterlag, war mein Glaube an die Wandlungsfähigkeit und die bestimmende Rolle der Intellektuellen beim Herstellen besserer Zustände wahrscheinlich der grösste.

Stärker als die guten Absichten mancher Einzelner war die tote Last der Vergangenheit, waren Selbstmitleid und stumpfe Arroganz. Wenn ich heute zurückblicke, so liessen sich die Dinge sogleich nach 1945 nicht gut an. Der Westberliner Architekt Julius Posener berichtete vor kurzem, er sei nach seiner Rückkehr und nachdem er wieder einmal Stunden hindurch Erklärungen hatte anhören müssen, was man alles für die Verfolgten getan habe, in die Worte ausgebrochen: «Armer Hitler!», und auf die erstaunte Frage, was das heissen solle, habe er erklärt: «Er hatte ja nicht einen einzigen Anhänger!» Auch ich hatte nicht wenige Erklärungen dieser Art gehört, war stumm geblieben, war sogar bewegt, denn ich wollte weiter an das Gute in den Menschen glauben, ich suchte nach Bestätigungen für die gefoltete Liebe, die wir, meine Freunde und ich, für das furchtbare und jetzt tief gedemütigte Deutschland empfunden hatten. Aber die erwähnten Erklärungen erwiesen sich bald als Zeugnisse der Selbstgerechtigkeit, von nationaler Selbstkritik war keine Rede, es waren andere, die sich zu rechtfertigen hatten. Fiel der Name Auschwitz, wurde sogleich von den Engländern geredet, und hatten diese nicht während des Krieges in Afrika Lager errichtet, wurde Coventry erwähnt, so sprach man von Dresden, war die Rede vom Überfall auf die Sowjetunion und den Massakern unter der russischen Bevölkerung, kam man sofort auf die Vergewaltigungen im letzten Kriegsjahr zu sprechen. Was mich am meisten er-



*Kuba, Anna Seghers und Stephan Hermlin*

staunte, schon früher erstaunt hatte, war der fehlende Sinn für das Erkennen von Ursache und Wirkung und für eine Abfolge der Zeit in diesen Köpfen. Es bürgerte sich in der Bundesrepublik damals schnell der Brauch ein und er gehört heute zum selbstverständlichen Repertoire demokratischer Redner, dass der Name Hitler, erwähnt in dem ihm einzig zustehenden Sinn, nur fallen kann in Verbindung mit dem Namen Stalin, womit man auf einen Schlag die halbe Verantwortung los ist. Gleichzeitig darf aber beim Nennen dieser Namen auf keinen Fall des Vertrags von München gedacht werden, der in Wirklichkeit der einzige Schlüssel dafür ist, dass man beide Namen zusammen denken kann: Nach einer Weile bleibt übrigens regelmässig von den beiden der Name Stalin übrig. Es kann nicht verwundern, dass keine vierzig Jahre nach dem Ende der Katastrophe von russischen und polnischen Kriegsverbrechern die Rede ist, um gewissermassen ein verlorengegangenes Gleichgewicht wieder herzustellen. Diese Kriegsverbrechen kommen in Wirklichkeit ebenfalls auf das Konto jener, die den Krieg zynisch vom Zaun brechen und die Begriffe vom Herrenmenschen und Untermenschen zur Grundlage ihrer Staatsmoral machten.

In dieser Atmosphäre gediehen die Legenden, die an die Stelle einer wirklichen, einer schonungslosen Aufarbeitung der Geschichte traten. Ich denke in diesem Zusammenhang an die Vorstellung, die die Lebenden von der Existenz und vom Untergang der Weimarer Republik haben, überhaupt an die seltsame Tatsache, dass die konkrete Gestalt dieser Republik in den Gedanken und der Phantasie der Zeitgenossen sich in einem Masse verflüchtigt hat, als sei sie nie gewesen. Am lebendigsten ist noch der künstlerisch-literarische Schatten, den sie in die Gegenwart hineinwirft. Bezeichnend für diese Gegenwart scheint mit der überaus starke Trieb zu sein, sich selber etwas vorzumachen und um keinen Preis die einmal eingenommene Position in Frage stellen zu lassen. Damit hängt die gefährliche Neigung der Deutschen zum Glaubenskrieg zusammen, die mit dem Jahre 1648 keineswegs erloschen ist. Gegensätze sind nun einmal da, um

nicht überbrückt zu werden, am eigenen Unglück ist niemand als der andere schuld und – man spricht es selten aus, denkt es aber umso öfter – der Ausweg liegt im Grunde genommen allein in der Vernichtung des Gegners.

Mir konnten solche Irrungen des Gefühls nicht fremd sein: ich bin ein Deutscher. Ich weiss sehr genau, wie mich Jahre und Jahrzehnte hindurch ein ideologisch determinierter Widerwille daran hinderte, gewisse Autoren zur Kenntnis zu nehmen, sie nämlich zu lesen. Heute ist mir klar, dass in diesem Widerwillen der Wunsch nach Vernichtung haust. Der Name George Orwells etwa war mir seit meiner Jugend bekannt, in einer bestimmten Zeit hätten sich unsere Wege leicht kreuzen können, es war gut, dass sie sich nicht kreuzten, ich habe ihn nie gesehen. Ich nannte ihn einen schlechten Schriftsteller, ohne eine Zeile von ihm gelesen zu haben. Es geschah erst später, dass ich ihn las, und ich beurteilte ihn von nun an anders.

Kurze Zeit, nachdem ich auf Vorschlag von Brecht und Becher vor dreissig Jahren ein Mitglied der Akademie der DDR geworden war, wurde in der Münchener «Neuen Zeitung» ein Artikel eines bekannten westdeutschen Schriftstellers veröffentlicht, in dem ein Vergleich dieser Akademie mit der fast gleichzeitig gegründeten Darmstädter Akademie angestellt wurde. Der Artikel beklagte die Geringfügigkeit der Mittel, die der Akademie in Darmstadt zur Verfügung stünden, und konstatierte dann, dass in Berlin-Ost Leute wie Brecht und Hermlin monatlich von der Akademie je achthundert Mark erhielten, für diesen Betrag allerdings auch ihre Gesinnung verkauft hätten. Brecht sprach mit mir über den Artikel und schlug mir vor, gemeinsam mit ihm Klage zu erheben. In dieser Klage brachten wir etwa folgenden Gedanken zum Ausdruck: Wir würden nicht das geringste gegen eine Beschimpfung durch den Artikelschreiber haben, protestierten aber gegen seine Behauptung, wir hätten unsere Gesinnung gegen ein Honorar verkauft, vielmehr lebten wir in einer Republik und seien Mitglieder ihrer Akademie, weil wir von jeher eine Gesinnung vertreten hätten, die jetzt die geistige Grundlage jenes

Staates und seiner Akademie sei. Es war der erste und letzte Prozess, den ich anstrebte. Wir erhielten nach einiger Zeit das Urteil zugesandt. Es sei zwar richtig, hiess es darin, dass wir vor Hitler und in der Hitlerzeit bereits Anhänger des Kommunismus gewesen seien, doch sei unsere Klage abzuweisen, da ich zitiere wörtlich – «es einem Bürger der Bundesrepublik Deutschland nicht zugemutet werden könne, Kommunisten beleidigt zu haben.» Ich rede von diesem Vorfall, weil er zeigt, wie deutsche Intellektuelle in dieser Zeit miteinander umgingen, wie man zurückgekehrten Emigranten begegnete, was eine Justiz sich herausnehmen durfte.

Es blieb nicht dabei. Als ich einige Jahre später einer Einladung nach Hamburg folgte, was damals nicht einfach war, konnte ich in einer grossen Zeitung den Artikel eines literarischen Wegelagerers lesen, in dem ich «eine der widerlichstesten Kreaturen Ulbrichts» genannt wurde. Der Verfasser teilte weiter mit, ich sei bekannt dafür, dass ich nicht schreibe, ich hätte es auch nicht nötig, da ich monatlich eine Gesamtsumme von 3'000 Mark beziehen würde, nämlich tausend Mark von der Akademie der Künste, tausend Mark von der SED und tausend Mark von der DDR. Ich schrieb an den Chefredakteur einen Leserbrief, in dem ich mich auf den Paragraphen 11 des Pressegesetzes berief. Ich sagte in diesem Brief, es träfe zu, dass ich von der Akademie wie jedes andere Mitglied zwar nicht tausend, jedoch immerhin achthundert Mark erhalte, dass ich aber von meiner Partei und meinem Staat noch nie einen Pfennig erhalten hätte. Der Redakteur veröffentlichte den Brief nicht; er teilte mir vielmehr mit, eine Veröffentlichung mache er abhängig von einer Verpflichtung meinerseits, dafür zu sorgen, dass der inkriminierte Artikel in der DDR erscheinen würde. So wie es bei einem einzigen Prozess blieb für mich, so versuchte ich auch nie mehr, eine Zeitungslüge zu widerlegen. Ich sagte mir, dass ich mich im Grunde nicht beklagen könne – ich hatte gewusst, dass ich den Verwüstungen in den Hirnen und Herzen, die Hitler nicht nur in einer Generation angerichtet hatte und die seinen Sturz lange überleben würden, leibhaftig begegnen musste, wenn ich mich in das Land zurück begab, an dem ich hing. Den Mann, der diesen Artikel geschrieben hatte, kannte ich nicht, ich kenne ihn nicht, obwohl ich seinen Namen kenne, ich hatte niemals Streit mit ihm, er bezeichnete sich als Schriftsteller und rühmte sich allen Ernstes, in zehn Jahren fünfzig Bücher veröffentlicht zu haben, er arbeitete für Springer, gebärdete sich dann als extremer Linker, er gilt wohl auch heute für links. Der Anblick einer solchen Verlotterung ist ziemlich schauerlich.

Ein Dritter kam auf die Idee, meine Unterschriften unter ein gefälschtes Dokument zu setzen. Da dies nicht die gewünschte Wirkung hatte, beschuldigte er mich einige Jahre später, im Auftrag eines Geheimdienstes junge Leute zu provokatorischen Handlungen zu veranlassen. Und da auch das nichts fruchtete, da ich vor allem auch dieser Infamie mit Schweigen begegnete, behauptete er eine Weile darauf, ich hätte Leute in ein ausländisches Straflager gebracht. Man hätte über das Leben dieses Menschen einen Titel der klassischen

Dienstmädchen-Kolportage setzen können – «Von Stufe zu Stufe». Aber so gut ich wusste, dass er nichts sehnlicher wünschte als eine Antwort, die ihn berechtigt hätte, sich mit ihr zu brüsten, und ich ihm einen Vorwand nicht liefern wollte, spürte ich doch, dass meine Lage jener ähnelte, in der ich mich als ganz junger Mensch befunden hatte: Damals hatte ich an jeder Berliner Strassenecke die Zeitungskästen mit dem ausgehängten «Stürmer» gesehen, der jede Woche die furchtbare jahrhundertalte Ritualmordlüge wiederholte und die Eltern aufrief, ihre Kinder vor den Juden zu hüten. Die Vorfahren dieses Mannes hatten die Vorfahren meines Vaters unglücklich gemacht. Auch wenn er sich dessen gar nicht bewusst war, setzte er doch diese Tätigkeit fort, und wie einst fand sich auch jetzt niemand, der ihm Einhalt gebot.

Genug davon. Ich habe von einigen Erfahrungen aus den Nachkriegsjahren gesprochen, ich habe nicht aufgehört, Erfahrungen zu machen, sie stehen, das ist wörtlich zu nehmen, auf einem anderen Blatt, was bedeutet, dass von ihnen noch geredet werden wird.

Dass ich nach Deutschland zurückkehrte, war eine unumstössliche Entscheidung. Dass ich nach dem Auseinanderbrechen des Landes die Deutsche Demokratische Republik wählte, war mir durch mein Leben vorgezeichnet. Auch dies war ein unaufhebbarer Entschluss. Er betrifft mich allein, ich fälle damit kein moralisches Urteil über andere, die anders fühlten und handelten. Fünfzehn- oder zwanzigmal in den letzten Jahren fand ich in meinem Briefkasten ein Blatt Papier, auf dem, meist ohne Namen darunter, einfach die Worte standen: Gehen Sie nicht weg, bleiben Sie bei uns. Ich habe den Eindruck, dass ich da, wo ich bin, gebraucht werde, und ich bin den Schreibern dieser Botschaften verpflichtet.

Was mir Deutschland eigentlich bedeutet, darüber will ich nichts sagen. Als Kind schon hatte ich angstvoll und halb verstehend bei Hölderlin gelesen:

Verbotene Frucht, wie der Lorbeer, aber ist Am meisten das Vaterland. Die aber kost Ein jeder zuletzt.

Ich habe kaum gefragt, ob ich in Deutschland willkommen sein würde. Ebenso wenig fragte ich, ob Deutschland mir etwas schulde, denn ein Land, sein Himmel, seine Wälder, sein Licht kann einem einzelnen nichts schulden. Ich konnte auf dieses Land nur mit der liebenden Ehrfurcht blicken, die das Alter, das Unglück, die Selbstzerstörung, die Fülle der bedeutenden Erscheinungen im Betrachter weckt. Ich war zurückgegangen aus einem gewissen Trotz, weil ich alte Rechte zu wahren hatte, nicht nur das Recht meiner Geburt, sondern auch das meiner Vorfahren, die vor fast zwei Jahrtausenden hierher kamen, vor den meisten Deutschen, gemeinsam mit den Römern. Ich kam hierher, weil ich diese Sprache besser kenne als die meisten, die sie auch sprechen, weil Deutschlands Herrlichkeit und Missetaten zu mir lebendiger reden als zu vielen anderen, denen sie auch bekannt sind. Ich bin mir bewusst, dass ich Worte gebrauche, die manche gar nicht mehr verstehen, auf die viele nur ein Gelächter haben.

## Eckhard Siepmann Aus der Frühzeit des Star War-Arsenals

Noch ist das «Fenster der Verwundbarkeit» nicht geschlossen, noch strömt die frische Luft der Abschreckung herein, noch ist der Schirm im All nicht entfaltet, der das abschrecken endlich überflüssig macht, weil er den Schutz bietet, der den Sieg in greifbare Nähe rückt.

Wer hätte vor zwei, drei Jahren gedacht, dass das Kinogrüseln bei Star-Wars so kurzfristig von der Wirklichkeit eingeholt würde? Die phantastischen Ideen gehen im Handumdrehen in Serienproduktion; dank Hollywoods Kinderfilmen haben wir eine ziemlich präzise Vorstellung von dem, was mit hoher Geschwindigkeit auf uns zukommt.

Die zentralen Gerätschaften dieses Schauspiels – Weltraumraketen, Atomwaffen, Laser, Elektronik und Kybernetik erhielten Mitte der 40er Jahre ihren entscheidenden Entwicklungsschub; der Blick zurück in die Anfänge der wissenschaftlich-technischen Revolution wird von heute aus zwangsläufig ein Blick zurück in die Frühzeit der Weltuntergangsmaschine.

### Raumfahrzeuge

Der Knabe bastelte anfang der 20er Jahre aus einem Märklin-Baukasten kleine Wagen, steckte Feuerwerksraketen hinein und erschreckte die Passanten mit seinen Feuermäusen. Nachts startete er durch ein selbstgebautes Fernrohr auf Mond und Mars. Im Juli 1943 hielt er – 31-jährig – einen Vortrag in der Wolfsschanze: Nazi-Sieg durch Raketen. Während des kalten Krieges diente er dem Pentagon eine Weltraumstation als Abschussbasis für Atomraketen gegen die Sowjetunion an: der deutsche Freiherr Werner von Braun.

Nachdem der Versailler Vertrag von 1919 den Deutschen den Bau von Kanonen mit grosser Reichweite verboten hatte, richteten sich die betroffenen Augäpfel auf die Raketentechnik. Die Fortschritte waren gering, bis sich jener Freiherr einschaltete und ab 1937 das Raketenforschungszentrum in Peenemünde an der Ostsee leitete. Am 3. Oktober 1942 wurde die erste Grossrakete erfolgreich gestartet, schon zwei Jahre später wurde sie, mit 1 Tonne Sprengstoff an der Spitze bestückt, auf die Reise nach London geschickt, gefolgt von über 400 weiteren Exemplaren. Ihre Zielsicherheit war gering, denn ihr Kurs konnte nach dem Abschuss nicht mehr korri-



*Links: US-Major James P. Hamill, den «Time» als einen jener «Gehirn-Jäger» bezeichnete, die «jede Welle amerikanischer Truppen begleitet haben», um die technischen Gehirne der deutschen Kriegsindustrie für die USA sicherzustellen.*

*Rechts: Wernher von Braun, bis zum Kriegsende Forschungsdirektor der V2-Fabrik vor Peenemünde, nach Kriegsende Fachmann für Raketen-geschosse in Fort Bliss, Texas.*

giert werden. So wurde sie nicht die erträumte Wunderwaffe, die den Niedergang wenden sollte – dank langjähriger Zweifel Hitlers und Kompetenzgerangel innerhalb des Kriegsaparats. Noch 1945 versicherten sich die USA des Herrn Braun und machten ihn zum technischen Direktor der Heeresforschungsanstalt für Raketen in den USA. Die Leute aus Peenemünde «spielten Schach und machten gelegentlich Jagd auf leere V2-Treibstoffkanister, die der Wind wie Steppenläufer über die Wüste trieb», wie einer von ihnen später berichtete (Spiegel 51/1968, S. 142). Immerhin bohrte sich schon im September 1946 die erste erbeutete V2 in den Himmel, und am 24. Februar startete erstmals eine Zweistufenrakete. Sie war sehr symbolisch strukturiert. Eine Nazi-V2 trug eine US-Rakete in Huckepackordnung 35km hoch. Dort zündete das Gepäckstück und jagte erstmals – 403 km hoch – in den Weltraum hinaus. Bereits sechs Jahre später kann der «Spiegel» die Funktion der neuen Raketen präzisieren, in einer Sprache, in der noch Verwunderung mitschwingt: «Sie sollen in wenigen Minuten von Kontinent zu Kontinent über den Atlantik oder den Pazifik fliegen und sich mit einer Atombombe im Kopf auf den Gegner stürzen.» (53/1955, S. 32) Als wiederum zwei Jahr-

zehnte später, im Herbst 1984, zwei Redakteure dieses Magazins bei einer der grössten Lieferfirmen für das StarWars-Programm recherchierten, trat ihnen, weisshaarig, der Ingenieur Maurer entgegen, der seinerzeit in Peenemünde mit Braun gearbeitet hatte. Trotz vorgerückten Alters scheint seine Arbeit erfolgreich zu sein, denn seine Kollegen äusserten anerkennend: «Wir nennen ihn unseren Dr. Strangelove.» (46/ 1984, S. 3)

### Elektronenströme

30'000 Pfund von der britischen Regierung hatte Professor Babbage verbraten – und was war dabei herausgekommen? Eine Maschine – im Entwurf – mit 50'000 Rädchen! Die sollte denken, genauer gesagt rechnen können. «Dieser Babbage ist verrückt, positiv verrückt. Mag er weitermachen, Geld bekommt er nicht mehr.» Das war 1840. Unmöglich, diesem Heer von Rädern die notwendige Präzision zu geben, unmöglich, das gewaltige Biest mit Dampfkraft in Bewegung zu setzen. Babbage starb als «gescheiterter, enttäuschter Mann».

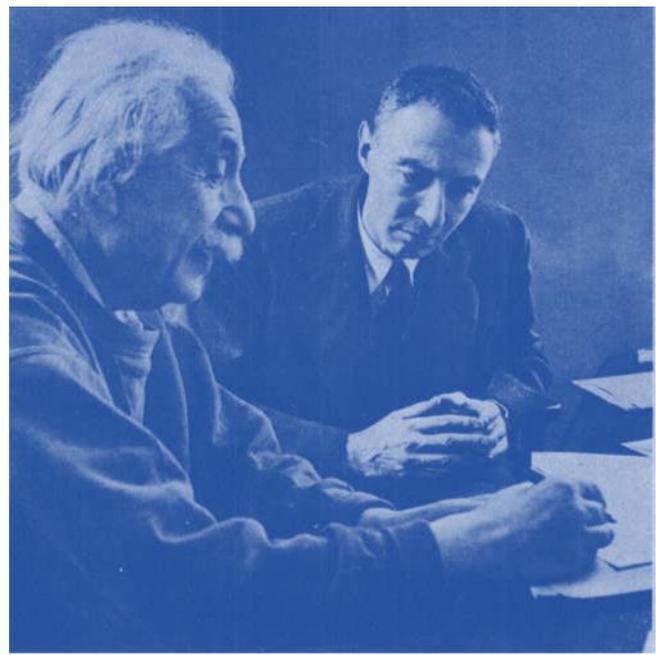
Die bodenständigeren Ingenieurgeister beschränkten sich in den folgenden Jahren auf die klappernden Tischrechenmaschinen und Registrierkassen, wie wir sie heute auf den Trödelmärkten sehen.

Erst als – nach dem zweiten Weltkrieg – die Relais-technik aufkam, wuchs der Appetit nach einem machbaren programmierten Rechner. Elektronische Relais sind elektrische Schalter, die statt von der Hand von einem Elektromagneten betätigt werden. Der Magnet wird durch elektrischen Strom aktiviert, der seinerseits dadurch erzeugt wird, dass ein anderes Relais seinen Kontakt schliesst; durch den Zusammenschluss mehrerer Relais können Kontaktfolgereaktionen hergestellt werden – genau das, was eine schnellrechnende Maschine braucht.

Wenn man die Kultur einteilen kann in einen Teil, der durch den Krieg beflügelt wird, und einen zweiten, der durch Kriege zurückgeworfen wird, so gehört der schnelle Rechner auf jeden Fall in die erste Kategorie. Im zweiten Weltkrieg war eine Maschine gefragt, die schnell und präzise Daten für Ballistik und strategische Grossplanung bewältigen sollte; die beim Bau z.B. eines elektronischen Steuergeräts für Flugabwehrgeschütze dienlich wäre. An die Stelle von



US-Computer «ENIAC» 1946



Albert Einstein und J. Robert Oppenheimer

Babbages Rädchen und Schraubchen setzten die Leute in weissen Kitteln im Rechenlaboratorium der Harvard-Universität Röhren und Elektronenströme. Im September 1945, als in Deutschland der Naturalientausch an der Reihe war, erblickte in Harvard Mark I das Licht eines sachlich möblierten Raumes – der erste «automatisch reihenkontrollierte Kalkulator» (und mit ihm diese Sprachbrocken samt den ihnen entsprechenden Abkürzungen). Schon im Februar 1946 folgte, diesmal in Pennsylvania, das Monster ENIAC («elektronisch-numerischer Integrator und Kalkulator»). Über 170 Quadratmeter ausgebreitete 30 Tonnen, mit 18'000 Elektronenröhren brillierend, eine Hitze ausstrahlend, die nur von einer Klimaanlage daran gehindert werden konnte, sämtliche Lötstellen schmelzen zu lassen – so zog diese Maschine als «Elektronengehirn» in die Schlagzeilen der Weltpresse ein. «Arithmetische Probleme, mit denen ein Mathematikprofessor sein ganzes Leben zubringen würde, löst ENIAC in Minutenschnelle!» Auf dieser Kapazität beruht die automatische Steuerung, zu welchem Zweck sie auch gebraucht wird. Das Kühlungsproblem und damit der Hauptfaktor für die Monstrosität der ersten Computergeneration entfiel mit der Ersetzung der Elektronenröhre durch ein Element ohne Wärmeentwicklung. Am 1. Juli 1948 erschien auf der vorletzten Seite der New York Times eine knappe Meldung über die Erfindung eines «Transistors» (zusammengedoktort aus «transfer-resistor», was seinerseits so viel wie «leitender Widerstand» bedeutet). Diese Erfindung der Bell Telephone

Laboratories bedeutete das Ende der Elektronenröhre und den Start für leistungsfähige Kleinkalkulatoren, mit denen heute jeder zweite durch die Gegend rennt.

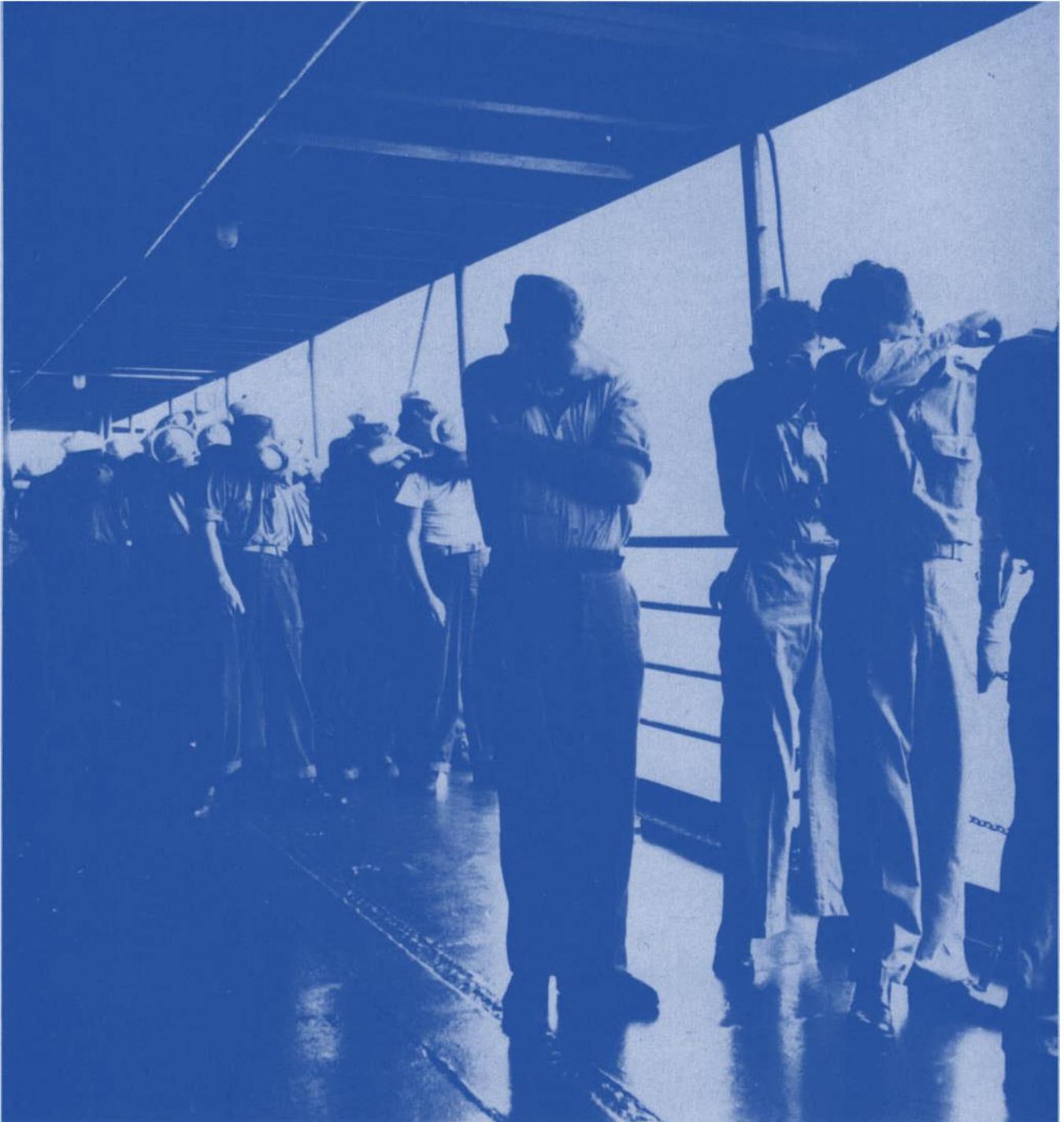
### Nuklearwaffen

1945 explodierte die erste US-amerikanische Atombombe, 1949 die erste sowjetische. 1896 hatte der französische Physiker Henry Becquerel eine merkwürdige Entdeckung gemacht: Uransalze wirkten selbst bei völliger Dunkelheit auf eine photographische Platte ein. Zwei Jahre später gelang es Marie Curie, die beiden neuen Elemente zu isolieren, auf die die Strahlung mit dem enormen Durchdringungsvermögen zurückzuführen war: Polonium und Radium. Die «Radioaktivität» war die letzte grosse physikalische Entdeckung des ausgehenden Jahrhunderts. 1905 veröffentlichte Albert Einstein seine spezielle Relativitätstheorie, in der die These aufgestellt wurde, dass Masse und Energie verschiedene Erscheinungsformen einer Substanz seien, zwischen denen wechselseitige Übergänge vorzustellen wären. Bald darauf stellten Rutherford und Soddy eine Theorie der radioaktiven Erscheinungen auf; sie entwickelten das Modell eines Atoms, das dem Planetensystem ähnelt; die Radioaktivität wurde im Atomkern «angesiedelt». Die Spaltung des Atomkerns und damit die Freisetzung grosser Energiemengen gelang im Dezember 1938 erstmals dem Professor Otto Hahn an einem unscheinbaren Experimentiertisch im Berlin der Nazis. Als diese kurz

darauf den Krieg begannen, setzte weltweit ein hektisches, von der Öffentlichkeit weitgehend übersehenes Treiben zur militärischen Nutzung der neuen Entdeckung ein. Ähnlich wie bei der Raketenentwicklung verfehlten die Nazis den entscheidenden Sprung zur Nutzbarmachung nur um wenige Monate – eine Unterlegenheit, die vielleicht kriegsentscheidend war und die nicht zuletzt mangelnder Abstimmung und Kooperation zwischen den beteiligten Behörden zu danken ist. Eine wichtige Verzögerung für den Griff Hitlers nach der Atombombe bedeutete die Zerstörung des norwegischen Werkes, in dem allein schweres Wasser produziert wurde: Ryukjan. Schweres Wasser verzögert die Bewegung der Neutronen, bringt sie auf die Langsamkeit herunter, die zur Kernspaltung notwendig ist. In einem aufwendigen Kampf konnte das Werk dem Zugriff der Nazis entzogen werden.

Albert Einstein hatte 1939 Präsident Roosevelt auf die Gefahr einer Atombombe in der Hand der Faschisten hingewiesen. Mit einem enormen finanziellen und wissenschaftlichen Aufwand betrieben die USA in den folgenden Jahren die Konstruktion der Bombe. Das Atombudget, das 1940 noch ganze 6'000 Dollar betragen hatte, kletterte über 342 Millionen 1947 auf 525 Millionen Dollar im Jahr 1948. Im entscheidenden Jahr 1945 wurden konzentriert 2 Milliarden Dollar aufgebracht, mit dem Erfolg, dass am 16. Juli um 5.30 Uhr auf einem stählernen Turm in Alamogordo (Neumexiko) die erste Atombombe explodierte.

Nicht mehr als drei Wochen später flog ein



*Seeleute schützen ihre Augen beim A-Bombentest auf dem Bikini-Atoll 1947*

riesiger US-Bomber («Enola Gay») über eine Distanz von 3'000 Kilometer auf die japanische Stadt Hiroshima zu und warf, um 8.15 Uhr Ortszeit, auf Anweisung des Präsidenten Truman, eine Atombombe. Drei Tage später suchte ein zweiter US-Bomber («Great Artist») die Stadt Kokura, um die zweite Bombe zu zünden. Dichte Wolken verhinderten jedoch die Sicht und retteten damit die Stadt: Klare Sicht war notwendig, um ein wichtiges Ziel der Übung zu garantieren – der zuendegehende Krieg (Japan war

bereits am Rande der Kapitulation) gab den US-Militärs die rare Gelegenheit, ihre Erfindung am Menschen auszuprobieren. In diesen Experimenten starben hundertdreissigtausend Menschen, 70'000 wurden verletzt und leiden zum Teil noch heute. Eine Rechtfertigung für diese Friedenstat war sofort zur Stelle: Das Menschenopfer war angeblich notwendig, um den Krieg zu beenden. Heute herrscht unter Historikern aller Schattierungen Einverständnis darüber, wer durch die Bombe beeindruckt werden sollte: nicht die

Japaner, sondern die Sowjetunion. Der eigentliche Adressat war der zukünftige Gegner, der alsbald erfahren sollte, wer Herr im neuen Hause war.

Mit der Explosion der im Westen «Joe I» genannten sowjetischen Atombombe im August 1949 entwickelte sich jenes «Gleichgewicht des Schreckens», das bis vor wenigen Jahren die US-Chauvis daran hinderte, mit den praktischen Vorbereitungen für den projektierten atomaren Erstschatz zu beginnen.



Hinter geheimnisvollen Mauern werden in fiebrhafter Eile die Mittel einer Massen Vernichtung vollendet. Wenn dieses Ziel erreicht ist, tritt die radioaktive Verseuchung des Luftraums und damit die Zerstörung jeglichen irdischen Lebens in den Bereich der technischen Möglichkeit. Alles scheint sich diesem verhängnisvollen Ablauf der Dinge zu fügen. Jeder Schritt erscheint als die unausweichliche Folge des vorhergehenden. Am Ende des Weges zeichnet sich immer deutlicher das Gespenst der allgemeinen Vernichtung ab.

Wir können nur unablässig immer und immer wieder warnen; wir können in unserem Bemühen nicht erlahmen, den Völkern der Welt, zumal ihren Regierungen das unerhörte Unglück bewusst zu machen, das sie mit aller Bestimmtheit heraufbeschwören, wenn sie ihre Haltung gegeneinander und ihre Auffassung von der Zukunft nicht grundlegend ändern.

Unserer Welt droht eine Krise, deren Umfang anscheinend denen entgeht, in deren Macht es steht, grosse Entscheidungen zum Guten oder zum Bösen zu treffen. Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweisen, auf diese Weise gleiten wir einer Katastrophe ohnegleichen entgegen. Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.

Diese Drohung abzuwenden, ist eines der vordringlichsten Anliegen unserer Zeit geworden.

Im entscheidenden Augenblick – und ich sehe diesem schwerwiegenden Augenblick entgegen – werde ich mit aller mir verbleibenden Kraft meine Stimme erheben.

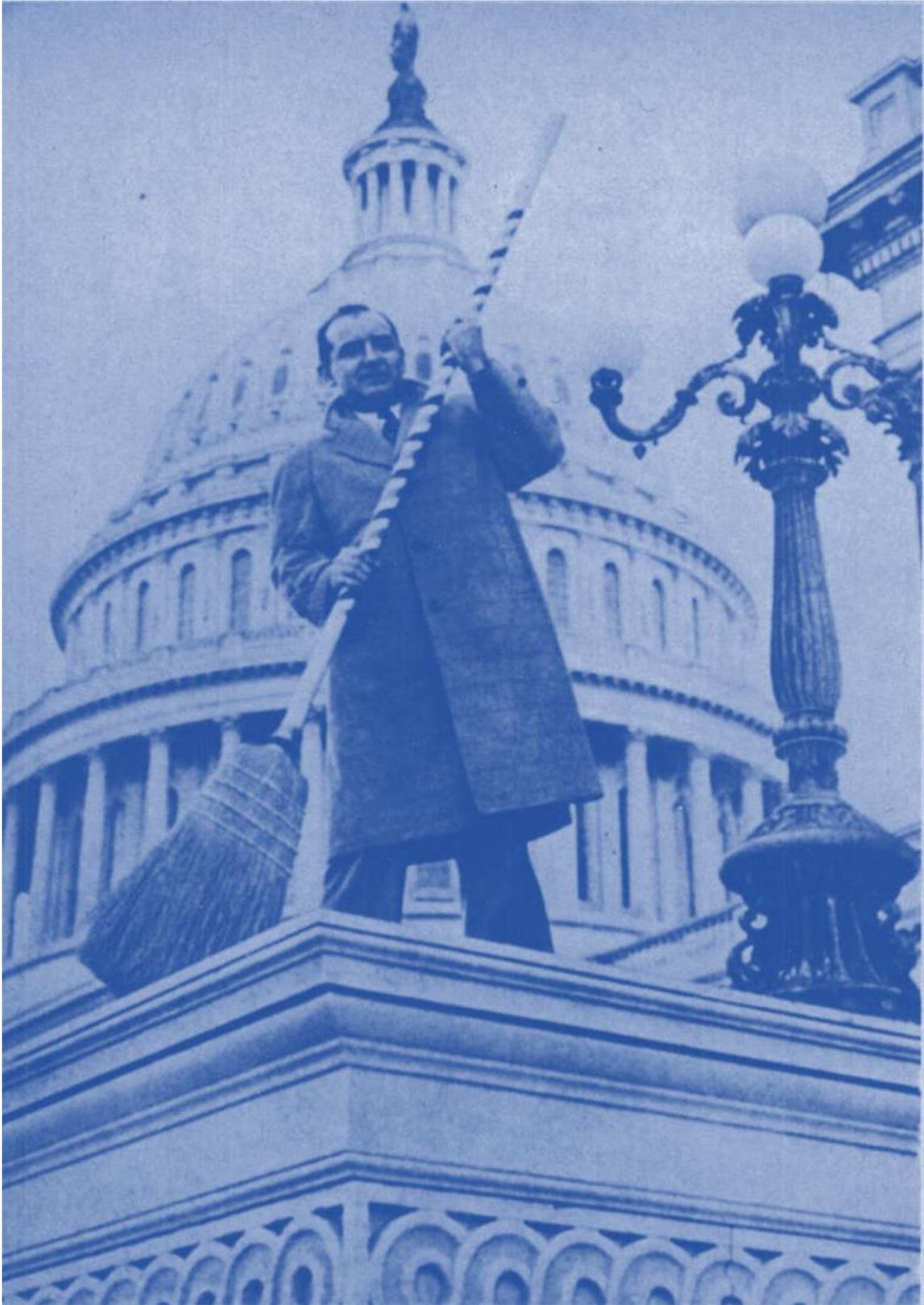
*Albert Einstein*



*6. August 1945, 8.16 Uhr:  
Die erste Atombombe explodiert über  
der japanischen Stadt Hiroshima.  
Die Explosion fordert über hunderttausend  
Menschenleben.*



*Atombombenbunker  
in Garden City, Long Island  
im Staate New York  
zu Beginn der fünfziger Jahre*



Das Letzte: Senator Joe McCarthy vor dem Capitol in Washington mit einem grossen Besen, der das Land von «Kommunisten» befreien sollte. Gemäss Trumans Vision einer «freien Welt» hatten sich Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre bekannte Künstler wie Humphrey Bogart, Lillian Hellman, Dashiell Hammett und Bertolt Brecht vor dem von McCarthy initiierten «Ausschuss zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe» zu verantworten.

## Autorenverzeichnis



**Heinrich Albertz** \* 1915 in Breslau, Pfarrer im Ruhestand, veröffentlichte u.a. «Blumen für Stukenbrock», Stuttgart 1981; von 1914 bis 1948 Flüchtlingspfarrer in Celle, von 1948 bis 1951 Niedersächsischer Flüchtlingsminister.

**Bernd Bonwetsch** \* 1940 in Berlin, Hochschullehrer, veröffentlichte «Der grosse Vaterländische Krieg» im Handbuch der Geschichte Russlands, Bd. 3, Stuttgart 1984. In den vierziger Jahren unruhige Kindheit in Werder/Havel, Strausberg, Berlin-Friedenau und -Prenzlauer Berg.

**Gabriele Dietz** \* 1956 in Burg bei Magdeburg, Mitarbeiterin bei der ELEFANTEN PRESS.

**Maria Eiken** \* 1960 in Bakum/Oldenburg, studierte Deutsch und Arbeitslehre/Haushalt an der TU Berlin.

**Stefanie Endlich, Dr.** \* 1948 in Dresden, Soziologin, tätig als Journalistin, Lehrbeauftragte und Koordinatorin von Kunstwettbewerben. Zahlreiche Veröffentlichungen und Rundfunksendungen über Kunst und Architektur; Beitrag über griechische Geschichte im Katalog zur Ausstellung HAP Grieshaber, Staatliche Kunsthalle Berlin 1977.

**Georg Fülberth** \* 1939 in Darmstadt, Professor für Politikwissenschaft, veröffentlichte u.a. «Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland», Köln 1983, und «Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Kommunalpolitik 1918-1933», Marburg 1984. Wohnte seinerzeit im weitgehend zerstörten Darmstadt und schilderte seine Nachkriegseindrücke wie folgt: «Nach dem Einmarsch der US-Amerikaner brauchte ich längere Zeit, bis ich merkte, dass ich nicht mehr „Heil Hitler“ sagen durfte. Auch fand ich es erstaunlich, dass man nun vor Flugzeugen mit Stern oder Rosette nicht mehr in den Bunker flüchten musste. Meine Lehrerin in der zweiten Klasse war in der FDJ und gab mir im Schönschreiben ein Mangelhaft. Mit den Ausgebombten, die im gleichen Haus wie wir einquartiert waren, gab es dauernd Krach, weil sie immer wieder das Klo verstopften. Der Ami-Freund ihrer Tochter wollte an Neujahr meinen Vater verhauen, danach wurden sie wegen Hausfriedensbruch hinausgeklagt.»

**Klaus Gürtler** \* 1950 in Hannover, Historiker und verantwortlicher Redakteur des Hannoverschen Stadtmagazins «Der Schädelspalter».

**Stephan Hermlin** \* 1915 in Chemnitz, Schriftsteller, veröffentlichte Lyrik, Erzählungen, Aufsätze und Reportagen. Kehrt 1945 nach neun Jahren Exil nach Deutschland (Frankfurt am Main) zurück, lebt seit 1947 in Ostberlin.

**Reinhard Hippen** \* 1942 in Leer/Ostfriesland, Grafik-Designer, Gründer und Leiter des «Deutschen Kabarett Archivs» in Mainz.

**Jürgen Holfreter** \* 1937 in Rostock, Fotomonteur und Grafiker, Mitarbeiter der ELEFANTEN PRESS; kam im Mai 1945 in die Schule. Da fast alle Schulen in Rostock ruiniert waren, war die Schule eine provisorische Behelfsbaracke und der Lehrer provisorischer «Neulehrer» – ein idealer Schulanfang.

**Rainer Höyneck** \* 1927 in Berlin, Journalist, Redakteur beim RIAS Berlin, Mitherausgeber des Fotobuchs «Berlin auf den 2. Blick», Mitglied des Deutschen Werkbundes.

**Ekkehart Krippendorff** \* 1934 in Eisenach/Thüringen, Professor an der Freien Universität Berlin, veröffentlichte (mit P. Kammerer) das «Reisebuch Italien», 2 Bde., Rotbuch Verlag 1978/80, und «Staat und Krieg – Zur Logik der politischen Unvernunft», Suhrkamp 1985. Lebte von 1969-1978 in Italien. War bei Kriegsende Gymnasiast in der Ostzone und hat sich politisiert in der Aus/einandersetzung mit der sowjetischen Versioä von Re-Education.

**Rüdiger Liedtke** \* 1947 in Paderborn, Journalist und Publizist, veröffentlichte 1982 «Die verschenkte Presse» und 1984 «Widerstand ist Bürgerpflicht».

**Andreas Ludwig** \* 1954 in Berlin, Historiker und Mitglied der Berliner Geschichtswerkstatt, veröffentlichte mit anderen «Projekt Spurensicherung», Elefanten Press 1983.

**Irene Lusk** \* 1945 in Berlin, Kunsthistorikerin, veröffentlichte «Montagen ins Blaue» und Beiträge in verschiedenen anderen Büchern, z.B. «Che Schah Shit – Die sechziger Jahre zwischen Cocktail und Molotow» bei ELEFANTEN PRESS. erinnert sich, dass sie damals ihrer Oma die Rute zerbrochen und die Vermieterin als Gespenst erschreckt hat.

**Hans Mahle** \* 1911 in Hamburg, Rentner, Ehrenvorsitzender der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft. Gründungsmitglied des Nationalkomitees Freies Deutschland. Kam bei Kriegsende nach Deutschland zurück und lebte in Berlin. Ab 13. Mai 1945 erster Intendant des Berliner Rundfunks, 1946 Leiter des Rundfunkreferates in der Zentralverwaltung für Volksbildung, von 1947-51 Generalintendant des Senders in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR, von 1954-59 Chefredakteur der «Schweriner Volkszeitung» und später Chefredakteur der «Wahrheit» in Westberlin.

**Hannelore Mayer** \* 1952 in Köln, Lehrerin.

**Irmtraut Morgner** \* 1933 in Chemnitz, Schriftstellerin, veröffentlichte u.a. «Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz» und «Amanda», lebt in Berlin/DDR.

**Jens Theo Müller** \* 1953 in Oldenburg, Linguist (MA), Videomacher und Taxifahrer.

**Erik Neutsch** \* 1931 in Schönebeck/Elbe, freier Schriftsteller in der DDR, veröffentlichte «Die Spur der Steine», Berlin 1974, und «Auf der Suche nach Gatt», Berlin 1973.

**Hans Joachim Neyer, Dr.** \* 1947 in Ibbenbüren, Lehrer, veröffentlichte «Kunst und Politik bei Aragon. Vom Surrealismus zur Poésie de Circonstances», Verlag Peter Lang, Lag 1947 im Bett und brüllte, weil die Milch zu kalt war.

**Helmut Peitsch** \* 1948 in Minden, Privatdozent am Fachbereich Germanistik der FU Berlin, veröffentlichte . 1978 «Georg Forster, «Ansichten vom Niederrhein'», Verlag Peter Lang, und gab 1982 und 1984 Band 1 und 2 «Nachkriegsliteratur» im Argument Verlag heraus.

**Wolfgang Plat, Dr.** \* 1923 in Hamburg, Rechtshistoriker, Sachbuchautor und Dokumentarfilmer. Veröffentlichte «Polnische Gegenwart», Verlag S. Fischer 1973, und «Deutsche Träume oder der Schrecken der Freiheit – Aufbruch ins 19. Jahrhundert», Econ Verlag 1981. Befand sich vom 8. Mai 1945 – 1. Dezember 1949 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

**Helma Sanders-Brahms** \* 1940 in Emden, Filmautorin. Veröffentlichte «Deutschland, bleiche Mutter» (rororo) und «Heinrich» (Panta Rhei Filmverlag).

**Maruta Schmidt** \* 1944 in Liberec, Mitarbeiterin bei ELEFANTEN PRESS, Mitherausgeberin von «FrauenBilderLeseBuch» und «Frauen unterm Hakenkreuz» bei ELEFANTEN PRESS, hat in den ersten Nachkriegsjahren Hunger und diverse Krankheiten überlebt, ist als D.P. ca. zwanzigmal umgezogen und hat Deutsche gehasst.

**Michael Schneider, Dr.** \* 1943 in Königsberg, freier Schriftsteller, veröffentlichte «Das Spiegelkabinett», Novelle, 1980, und «Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom», Essays u. Polemiken, Kiepenheuer & Witsch 1984. Lebte in den Jahren 1945-49 in Grainau bei Garmisch-Partenkirchen.

**Eckhard Siepmann** \* 1942 in Schwelm/Westfalen, Lumpensammler, veröffentlichte «Montage: John Heartfield» und «Bikini – Kalter Krieg und Capri-Sonne» bei ELEFANTEN PRESS. erinnert sich, im Keller die Bomben fallen gehört zu haben, hat im Kindertheater in die Hose gepisst, Schulspeisung erbrochen und erste Heiratsanträge gemacht!

**Karl-Ludwig Sommer** \* 1950 in Celle, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, veröffentlichte u.a. «Gustav Heinemann und die SPD in den Sechziger Jahren», München 1980, und «Es geht ums Leben! Abrüstungsbemühungen und Aufrüstungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1981», Bremen 1982.

**Christian Sterzing** \* 1949 in Krefeld, Rechtsanwalt, veröffentlichte «Das ist unser Land – Westbank und Gaza-Streifen unter israelischer Besatzung», Bornheim-Merten 1980 (gemeinsam mit J. Metzger und M. Orth).

**Michael Venedey** \* 1920 in Konstanz, Arzt, veröffentlichte verschiedene Beiträge zum Thema Psychologische Kriegsführung; Sprecher der Friedenskoordination Berlin (West.). Nach dem Krieg Student in Freiburg.

**Michael Wildt** \* 1954 in Essen, gelernter Buchhändler, studiert Neuere Geschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde in Hamburg.

# Personen-, Sach- und Ortsregister

**A**  
Abelhauser, Werner 56  
Abdallah (König) 122  
Abkommen von Caserta 135  
Ackermann, Anton 91f  
Achnatova, Anna 151  
Adenauer, Konrad 51, 54, 62,  
69, 82, 84, 102, 113, 176  
Adler, Ernest 167  
AFJ/CO 126  
Afrika 137  
Agartz, Viktor 38, 57  
Ägypten 121 f, 133  
Ahleri Programm 51, 130  
Achinger, Ilse 181  
Äthiopien 124  
Alamogordo 194  
Albertz, Heinrich 73  
Algerien 131  
Allenstein 143  
Alliierte 38, 40, 42, 48, 50, 52, 82,  
94, 107f, 111, 123, 125, 186  
Alliierte Kommandantur 63, 67  
Alliierte Kontrollrat 48, 61, 63f,  
66, 80, 106  
Andantes 134  
Anders, Wladyslaw 137  
Andersch, Alfred 180  
Andrzejewski, Jerzy 137  
Ansbach 41  
Anti-Ausschub 116  
Anti-Komitee 92, 115  
Anti-Hilfer-Koalition 167  
Aquin, Thomas von 52  
Aragón, Luis 128, 182  
Arbeiter- und Bauern-Fakultät  
95  
Armia Krajowa (Polnische  
Heimatarmee) 137f  
Asturias, Yagnata 153f  
Athen 133f  
Atlantische Charta 47  
Atombombe 146, 149, 193f  
Aufbau Verlag 179  
Auschwitz 118, 190  
Axmann 87

**B**  
Babbage 193  
Bad Boll 81  
Baden 63  
Baden-Baden 36  
Badoglio (Marschall) 123  
Bähnisch, Theonotte 81  
Balkikum 151  
Balters 53, 84, 89  
Bayerpartei 52  
BBC 10  
BDM 14, 25  
Becher, Johannes R. 177, 191  
Beck, H. G. 73  
Beckmann, Henry 194  
Beckham, Thomas 10  
Beethoven, Ludwig van 20  
Begn, Menachim 120  
Belfrage, Cedric 167, 169  
Belgien 56, 66, 131  
Benn, Gottfried 183  
Benjamin, Walter 173  
Benjamin, Leon 130f  
Bergen-Belsen 70, 108  
Berja 141  
Berlin 21, 23, 37f, 41f, 44, 48, 51,  
63f, 67f, 74, 76, 88, 90f, 96,  
165, 173, 177, 190, 194  
Beringuer, Enrico 125  
Bernstein 59  
Berthel, Georges 128  
Berthel, Ambrose 177  
Bihar 160  
Bild-Zeitung 169  
Bismarck, Otto von 131  
Bismarck 36f, 57f, 131, 66, 76, 78  
Blankenburg 165  
Blockade 44, 68  
Blom, Leon 130f  
Bodenreform 37, 88, 95  
Böckler, Hans 62  
Böll, Heinrich 39, 181  
Bologna 123, 125, 127  
Bonboniere (Kabarett) 173  
Bonn 73  
Borchert, Wolfgang 174, 181  
Bormann, Martin 108  
Brahms, Bernhard 10  
Brandenburg 66, 95  
Brandt, Willy 54  
Brun, Werner von 193  
Braun 56  
BRD (Bundesrepublik Deutsch-  
land) 59, 63, 66, 74, 82, 107,  
113, 123, 127  
Brecht, Bertolt 96, 175, 177, 191  
Brecht, Willi 92, 177  
Bremen 105, 111, 178  
Brennerbahn 111  
Brenner, Hans Georg 180  
Brenner, Otto 54  
Brentano, Bernhard von 179  
Breslau 143  
Brest-Litowsk 153  
Breton, André 182  
Brezew, Leonid 148f  
de Bronn 130  
Bruchmühle 85  
Brünning 34  
Brusel 65  
Bruchwald 187  
Büro Schumacher 54ff, 92  
Bulgarien 133  
Bunche, Ralph 122  
Bundestrat 66  
Bundestag 50, 66, 69, 84  
Bund Polnischer Patrioten in der  
UdSSR 138  
Burgmüller, Herbert 179, 182  
Burnham 179  
Burchard, Nicolas 73  
Byrnes 65, 131, 143

**C**  
Covenry 190  
CSU (Christlich Soziale Union)  
11f, 68f, 84  
Curie, Marie 194  
Curzon Linie 139

**D**  
Dachau 187f  
Dachau 48, 143  
DC (Democratia Christiania)  
126f  
DDR (Deutsche Demokratische  
Republik) 32, 44, 71, 95, 123,  
196, 192  
Deir Yassin 121  
Demokratische Republik Viet-  
nam 157  
Demokratischer Frauenbund  
Deutschlands (DFB) 81f  
Demontage 62, 94  
Deutscher Freier 81  
Deutscher Parteitag 68  
Deutschland 21, 30, 33f, 37, 39f,  
46f, 51f, 56, 63f, 71, 75, 90f,  
101f, 105f, 113, 116, 124, 133,  
146f, 151, 194  
Deutsch-sowjetisches Ab-  
kommen 139  
DGB 62f  
Dien bien phu 158  
Dietrich 59  
Division Leclerc 128  
D. P. (Displaced Person) 84, 118  
Dispersionsort 151  
DNVP (Deutschnationale Volks-  
partei) 34, 50f  
Döbner 165  
Dobson, Alfred 179, 182, 189  
Donauhind 68  
Dorn, Walter L. 41  
Dombomben 146, 149, 193f  
Draup 60  
Dresden 190  
Dmitie Republik 130  
Eden, Anthony 48  
Dulles, John Foster 116  
Duze 123  
Eisenach 66  
Düsseldorf 27  
Durand-Weyer, Anne Marie 81  
DVP (Deutsche Volkspartei)  
50f, 66

**E**  
EAM (Nationale Befreiungsfront  
Griechenlands) 133ff  
Eberhard, Fritz 169  
Eberhard, Friedrich 68  
Eckernförde 189  
EDA 136  
Eden, Anthony 48  
EDES 133f  
Edschmid, Kasimir 179  
Ehard, Hans 66  
Dostojewski, Wj. 151  
Eich, Günther 180  
Eichler, Willi 54  
Eisenstein, Albert 194, 197  
Eisenhower, Dwight 34, 128  
ELAS 134f  
»Ende und Anfang« 180  
Entnazifizierung 65, 71, 80,  
105f, 110f, 113  
Enxer, Ludwig 49, 52, 58, 61  
Erlar, Fritz 54  
ERP-Programm 59, 62  
Essen 50  
Eugen, Walter 49  
Exilregierung (Polen) 137f,  
142f  
Exodus 118

**F**  
Farben, Die 182  
Fassella, Hans 179  
Faschismus 47, 49f, 52, 55, 61,  
65, 78, 80, 102f, 107, 110, 113,  
116f, 123  
Faulhaber (Kardinal) 111  
FDP (Freie Demokratische Par-  
tei) 50, 92, 66, 84  
Fechner, Max 55  
Feuch-Seddin 16  
Feld (Bundesrepublik Deutsch-  
land) 59, 63, 66, 74, 82, 107,  
113, 123, 127  
Felix, Bertolt 96, 175, 177, 191  
Felix, Willi 92, 177  
Fremden 105, 111, 178  
Fremderbahn 111  
Frenner, Hans Georg 180  
Frenner, Otto 54  
Friedenslager 22, 36, 50, 56,  
70, 74f  
Flüchtlingslog 70  
Foces Françaises de l'Intérieur  
128  
Frank, Horst 143  
Frank, Leonhard 187  
Franken 41  
Frankfurt/Main 28f, 52, 66, 115,  
167, 173, 177, 187f  
Frankfurt/Oder 90, 166  
Frankfurter Heife 182  
Frankfurter Rundfunk 189  
Frankfurter Rundschau 167  
Frankreich 46, 48f, 56, 63f, 66f,  
106, 128, 131f, 139, 158  
Frauenausschüsse 80f  
Freiburg 187  
Freie Deutsche Jugend (FDJ) 90  
Freie Universität (FU) Berlin 169  
Freier Deutscher Gewerkschafts-  
bund (FDGB) 68, 80  
Freiheit (Kabarett) 169  
Frick 108  
Friedensrat 68  
Frieden von Riga 138f  
Friedensvertrag von Varkiza 135  
Friedland 73  
Friedrichs 66  
Fritsch (Erzbischof) 38  
Front National 128  
FRG (Christlich Demokratische  
Partei) 117  
CDU (Christlich Demokratische  
Union) 50ff, 54, 60f, 68f, 82,  
84, 89, 130, 168  
CDU 51  
Celle 38, 70f, 74  
CGI 126  
Chruschtsch, Nikita 151  
Churchill, Winston 47f, 64, 88,  
128, 134f, 142, 148  
Claudius, Matthias 177, 179  
Clay (General) 38, 60f, 65, 189  
Clayton 116  
Club bei Popp (Kabarett) 174  
Code Stereas 134  
»Combat« 128  
Congress Socialist Party 160  
Conseil national de la Résistance  
128, 130

**G**  
Gmelin, Helmut 23  
Goedeler, Carl 49, 51  
Göhring, Johann Wolfgang 155,  
181, 186  
Göttingen 29  
Gottlieb, Hermann 108  
Gorvie, Joana Maria 166  
Gohrhandt (Professor) 86f  
Goldene Tor, Das 182  
Görk, Maxim 155  
Graf, Oskar Maria 178  
Grünau 101  
Griechenland 65, 125f, 132f  
Grotewohl, Otto 55, 92f, 96  
Grünau 166  
Grünberg, Gottfried 91  
Grundgesetz 68f, 71, 82, 84  
Gruppe Ackermann 91  
Gruppe Sobotnik 91  
Gruppe Ulbricht 58, 90, 92  
Gryphus, Andreas 187  
Gurion, Ben 118

**H**  
Hang, Lina 182  
Häbe, Hans 179  
Hachfeld, Eckart 173  
Haganah 120f  
Hagelstange, Rudolf 181f  
Haidarab 160  
Haiderabad 160  
Haiphong 158  
Halsbach 59  
Hamburg 18, 21ff, 32, 36, 38, 40,  
44, 63, 111, 113, 118, 165f, 181  
Hanselerfahrt 12, 40, 42, 44  
Hanoi 157f  
Hannover 38, 41, 66, 73, 92  
Harnack, Arvid 177  
Harris, Richard 60  
Harvard 193f  
Hase, O. E. 166  
Hausemann, Manfred 178  
Hegel, Friedrich 179f  
Heidelber 115  
Heiligenstadt 73  
Heilmacher 50, 75, 80, 101  
Hemingway, Ernest 23, 177  
Henckes, Adolf 96  
Herking, Ursula 173  
Hermes 89  
Hermlin, Stephan 177, 191  
Herrenhiessee 68  
Herrnbrock 122  
Hessen 52, 60  
Heuss, Theodor 82, 84  
Hilfer, Rudolf 54  
Hilfsfonds für die besetzten  
Gebiete (Government and  
Relief in Occupied Areas,  
GARLGA) 59  
Hiller, Kurt 179  
Himmeler, Heinrich 133, 137  
Hindenburg 179  
Hiroshima 64, 194  
Hitler, Adolf 21, 34, 46, 59, 61,  
74, 102f, 131, 138f, 141, 155f,  
186, 190, 194  
Hitler-Jugend 104  
Hitler-Stalin-Pakt 139, 141  
Ho Chi Minh 157f  
Höcker 66  
Hölderlin, Friedrich 192  
Holt, Gerhard 179  
Holland 66  
Hollywood 193  
Holthusen, Hans-Egon 183  
Holzke 157  
Hoover, Herbert 27  
»Horizont« 180  
Hörner, Karl-August 183  
Hoyer, Franz A. 181  
Hui-hai 163  
Hue 157  
Hugenberg, Alfred 167  
Hugo, Victor 188

**I**  
IG Farben 133  
IG Metall 62  
Illegale, Die 177  
Indian Civil Service 159  
Internationale Congress 159  
Indien 159f  
Indochina 177  
Innsbruck 167  
Intex, Die (Kabarett) 175f  
Internationaler Kampfbund  
(ISK) 54  
Irak 123  
Irgun 120f  
Israel 56, 118, 121f, 188  
Italien 107, 131f, 131, 137  
Iwan der Schreckliche 155

**J**  
Jalta, Konferenz von 49, 64, 105  
Japan 46f, 163, 195  
Jaros 136  
Jares 60  
Jenan 162f  
Jens, Walter 183  
Jerusalem 120, 122  
Jinnah, Muhammad Ali 160  
Jodi, Alfred 108  
Jordanien 121  
Junger, Ernst 179, 183  
Jung Sozialdemokraten 32  
Jungsozialisten 32

**K**  
Kabarett der Komiker 175  
Kätner, Erich 173f, 176  
Kafka, Franz 179  
Kairo 133  
Kaiser, Wilhelm 105  
Kaiser, Jakob 51  
Kalavryta 134  
Kalinin, Michail 147  
Kalmier, Walter 180  
Kalter Krieg 52, 56, 59, 63f, 71,  
80f, 127, 148, 151, 193  
Kanton 157  
Kantorowicz, Alfred 178  
Kaspertanis 134  
Kasner, Louis 175  
Führer 52  
Fürstenaalweide 166  
Fulda 115

**G**  
Gallaz, Otto Heinrich von 51  
Gandhi, Mohandas Karanachand  
157, 159f  
Gaiser 181  
de Gasterp 125f  
de Gaulle, Charles 48, 128, 130f  
Georg II 133, 135  
Georg, Valer 175  
Gestapo 107  
Giap, Vo Nguyen 157f  
Giraud (General) 128  
Glawer, Ernst 179  
Glogau 143

**K**  
Kogon, Eugen 113  
Kokura 195  
Kolb, Hans 177  
Kolchosa 145, 147, 150  
Kollathsystem 150  
Kolonisation 176  
Kolonna 154f  
Kornblom 136  
Kom(m)ödchen 176  
Koppenhagen 175  
Kopf, Hinrich Wilhelm 93  
KPD (Kommunistische Partei  
Deutschlands) 162f  
KPD (Kommunistische Partei  
Deutschlands) 50, 52, 54f,  
60f, 68f, 88f, 95, 167f, 177  
KPI (Kommunistische Partei  
Indochinas) 157  
KPI (Kommunistische Partei  
Italiens) 126f  
Kreisauer Kreis 49  
Kreta 133  
Kreuder, Ernst 180f  
Krupp, Gustav von Bohlen und  
Halbach 59, 133  
Krupp, Alfred 66, 108  
Küttner 145  
Kuumintag 157, 162f  
Kulturbund zur demokratischen  
Erneuerung Deutschlands 177  
Kurhan 179  
KZ, 33, 50, 78f, 108, 115, 117f,  
124

**L**  
Lambakis, Gregoris 136  
Landwirtschaftliche Produktions-  
genossenschaft (LPG) 95  
Langer Marsch 162  
Langwasser, Elisabeth 179, 181  
Larval 130  
Lebensmittelkarten 36f, 41, 58  
Lechi 120f, 121  
Lehmann, Wilhelm 189  
Lehnen 21  
Lenin 92, 140, 162, 179  
Leningrad 131, 153f  
Leinchingen 30  
Leipzig 16  
Lescavallo 11  
Letland 151f  
Libanon 121  
LIP (Liberaler Partei) Deutsch-  
lands 60  
Lingham 167  
Ljowenthal, Richard 54  
Lombard, Horst 173  
London 48, 54, 61, 66, 74, 118, 193  
Lüneburg 38, 108  
Lühl, Paul E. H. 181  
Luftrückende 69  
Ludwig, Emil 178  
Ludwigsborg 10  
Ludwigshafen 115f, 116  
Luxemburg 56, 66

**M**  
Magdeburg 94  
Maidland 11, 23  
McCarthy, Joe 102, 108  
McCarthy-Ausschub 69  
Majakowski 155  
Mairaux 128  
Mao Tse-tung 162f  
Mandschukuo 162  
Mandschuren 162  
Mann, Golo 189  
Mann, Heinrich 178  
Mann, Thomas 178f, 181  
Marsaxlokk 179  
Marek, K. W. 182  
Makronissos 136  
Marzelle 118  
Marshall, George S. 104  
Marshall-Plan 34, 39, 57f, 65,  
71, 94, 136  
Mars 193  
Mauriac, François 128  
Mauritius 118  
Mausefalle, Die (Kabarett) 174  
Mayer, Hans 179  
Mecklenburg 37, 64, 95  
Mecklenburg (Vor)posten  
66, 93, 125  
Mehring 173  
Meißner 92  
Mendelssohn, Peter de 180  
Metaxas, Ioannis 133f, 135f  
Mikojan, Anastas 86  
Mikolajewski, Stanislaus 145  
Mintchev, Alexander 101, 115  
Molotow, Wjatschlaw 65, 139  
Molok, Heinrich 184  
Monnet, Jean 133  
Monte Cassino 137  
Montgomery (Marshall) 61f  
Morgenthau, Henry 48  
Moskau 86, 90f, 125, 140, 147,  
151  
Moutin, Jean 128  
Moutant (Lort) 160  
MRP 128  
Müller, Josef 51  
Muller, Wilhelm 55, 66, 111, 187f, 190  
Murphy, Robert 130  
Murlin-Liga 160  
Mussolin, Benito 133

**N**  
Nadig, Friederike 82  
Nagasaki 64  
Nanking 162  
Nappin 136  
Naphthalin, Fritz 54  
Nappoli, Joseph F. 105  
Nationale Republikanische  
Griechische Liga 133  
National Party 159  
Nationalkomitee Freies Deutsch-  
land (NFKD) 89f, 156  
Nationalradikale Union (ERE)  
136  
NATO 131, 136, 190  
Nazis 21, 25, 34, 50f, 54, 56, 70f,  
90, 101, 104, 113, 117, 156, 194  
Nazi-Breunung, Oswald von  
52  
Neue Zeitung 183  
Nehru, Jawaharl 160  
Neumann, Franz L. 56  
Neumann, Günter 175  
Neumeister 194  
Neufeld, Wilhelm 108  
New York 118, 194  
Niederlande 66  
Niederachsen 36, 56, 73  
Noelle, Elisabeth 84  
Nordrhein-Westfalen 51, 56, 61,  
80  
Nokes, Gustav 177  
NSDAP 50, 105, 107, 111, 113  
Nürnberg 38, 55, 108  
Nürnberg-Gebirgsort 103, 156  
Nürnberg-Prozess 22, 134, 156  
156

**O**  
Oberschlesien 48, 143  
OEEC 58  
Oesterzger, Heinz 26  
Oktobertag 48, 56, 153  
Ohlendorf, Otto 49  
Ollas, Lothar 173  
Orwell, George 191  
Ostpreußen 48, 143  
Osthoff 173  
Ostarbeiter 151  
Ostpreußen 48, 143  
Oto (König) 132

**P**  
Pacific Palisades 128f  
Pakistan 160  
Palästina 118, 200f  
Papandreu, Georg 132, 135f  
Parakatos 136  
Pariz 165  
Partier-Verträge 131  
Parlamentarischer Rat 63, 68, 71,  
82, 84, 125  
Paul 66  
Peenemünde 193  
PEEA 155  
PEN 177  
Pentagon 193  
Perle Harbour 46  
Pernlschein 51, 111  
Petersen, Hans 127  
Pétain, Henri Philippe 130  
Peter der Große 140  
Pöhlitz 187  
Picht-Axenfeld 187  
Pichler, Hans 51, 91, 96  
Pilsudski 139, 141  
Pilsudski, Michał 189  
Picht, Rudolf Alexander 179,  
181  
Pichler, Rolf 179  
Schulze-Busch, Harro 177  
Schumacher, Kurt 54, 66, 69, 92,  
93  
Schumann, Robert 22, 131  
Schundler, Rudolf 174  
Schutzverband Deutscher Schrift-  
steller 177  
Schwab-Felisch, Hans 166, 183  
Schwarzer Jahrmarkt, Der  
(Kabarett) 175  
Schwarzwald 10, 38, 40f, 44,  
96, 166  
Schweiz 28, 186

**S**  
Saar (Gebiet) 65, 131  
Sachsen 60, 64, 66, 95f  
Sachsen-Anhalt 66  
Saigon 157  
Salomik 136  
Salzgitte-Watenstedt 62  
Sartre, Jean Paul 128, 179  
Sauerbruch (Professor) 84  
Sechziger Konferenz 92f  
Secret Service 134  
SEB (Sozialistische Einheits-  
partei Deutschlands) 55, 66,  
68, 81, 93, 96, 192  
Seghers, Anna 177  
Sektorengränze 44  
Selbster, Dr. Elisabeth 84  
Semler, Johannes 66  
SEP 178  
SFIO 128, 131  
Sforza, Giuseppe 90  
Siegen 14  
Siemens 133  
Siemier 51  
Silks 160  
Sizilien 123, 125, 127  
Soddy 194  
Sofolus 136  
Solidarität (Gewerkschaft) 140  
Sommer (Professor) 178  
Sowchosen 150  
Sowjetisch besetzte Zone  
(SBZ/Zone) 55, 66, 91f,  
94f, 101, 117, 155, 175, 177f,  
189  
Sowjetische Aktiengesellschaft  
(SAG) 94f  
Sowjetische Militäradministration  
für Deutschland (SMAD) 63,  
80f, 91, 95, 110  
Noelle, Elisabeth (LuSSR/Rußland)  
44, 46f, 56, 59f, 63, 66f, 80,  
88, 91, 94, 121f, 125, 132, 137f,  
139, 162, 167, 172, 190, 193,  
195  
Soziale Republik Italien (RSI)  
123  
Sozialistische Arbeiterpartei  
(SAP) 54

**S**  
Sozialistische Partei Italiens  
(PSI) 126f  
Sozialistische Volkspartei 55  
Spanien 136  
SPD (Sozialdemokratische Partei  
Deutschlands) 50, 52, 54f, 56,  
66f, 74, 82, 84, 88, 91f, 95,  
117, 168, 177  
Springer, Axel Casar 169, 193  
Spruckammer 111, 113  
Spruckamverfahren 51  
SS, 16f, 85f, 107, 111, 137, 165,  
188  
Südafrika 159  
Süddeutscher Rundfunk 169  
Süddeutsche Zeitung 182  
Suskind, W. E. 181f  
Surkov, Aleksej 146  
Syrien 121

**Sch**  
Schacht, Hjalmar 179  
Schaeffgen, Will 175  
Schaubude, Münchener  
(Kabarett) 173  
Scherl 167  
Scheu, Just 175  
Schiller, Friedrich 155  
Schlichte 144  
Schlange-Schlöbgen  
Hans von 34  
Schlesien 20, 74, 143  
Schleswig-Holstein 36  
Schmidt, Carlo 68  
Schmunzel-Kolleg 174  
Schnebel, Ernst 180f  
Picht-Axenfeld 187  
Schnoor, Wolfriedrich 180f  
Schönfelder, Adolf 54  
Schorschow, Michail 189  
Schroder, Rudolf Alexander 179,  
181  
Schroeters, Rolf 179  
Schulze-Busch, Harro 177  
Schumacher, Kurt 54, 66, 69, 92,  
93  
Schumann, Robert 22, 131  
Schundler, Rudolf 174  
Schutzverband Deutscher Schrift-  
steller 177  
Schwab-Felisch, Hans 166, 183  
Schwarzer Jahrmarkt, Der  
(Kabarett) 175  
Schwarzwald 10, 38, 40f, 44,  
96, 166  
Schweiz 28, 186

**St**  
Stalin, Josef 47f, 64, 125, 134ff,  
196, 141, 144, 148f, 152, 190  
Steinberg 104, 153, 156  
Steinhoff 66  
Stietz 179  
Stettin 143  
Stifter, Adalbert 186  
Straub, Dr. Walter 82  
»Strusspeter« 173  
Stürmer 192  
Sturm, Vilma 182  
Stuttgart 38, 143, 174

**R**  
Radbruch, Gustav 110  
Ramadi 131  
Recklinghausen 62  
Reckling 106  
Reger, Erik 166  
Reichsrechnungskammer 189  
Reichsregierung 48f, 65, 94  
Résistance 126, 128, 132,  
137  
Résistance 133, 127  
Reuter, Ernst 67f  
Revolutionäre Liga der Arma-  
tisten-Pfad 157  
Rheinland 51, 56, 113  
Rheinland-Pfalz 56  
Rheinischer Merkur 182  
Ribbentrop, Joachim 108  
Richter, Hans Werner 179f  
Riga 153, 155  
Riggen Frieden 141  
Ritter, Hans Maria 22  
Rinser, Luise 179f  
Robertson 59, 106  
66, 123, 125  
Röpke, Wilhelm 49  
Roosevelt, Franklin D. 46ff, 64,  
118, 142, 194  
Rote Armee 137, 147  
Rowohlt Verlag 23, 179  
Royal Air Force 137  
Rudolf, Hans-Ulrich 87  
Rüstow, Alexander 49  
Ruf, Der 180  
Ruggebeut 38, 40, 61f, 65  
Ruhle, Heinrich 184  
Rysell, Fritz Heinrich 181  
Ryukyan 194

**S**  
Saar (Gebiet) 65, 131  
Sachsen 60, 64, 66, 95f  
Sachsen-Anhalt 66  
Saigon 157  
Salomik 136  
Salzgitte-Watenstedt 62  
Sartre, Jean Paul 128, 179  
Sauerbruch (Professor) 84  
Sechziger Konferenz 92f  
Secret Service 134  
SEB (Sozialistische Einheits-  
partei Deutschlands) 55, 66,  
68, 81, 93, 96, 192  
Seghers, Anna 177  
Sektorengränze 44  
Selbster, Dr. Elisabeth 84  
Semler, Johannes 66  
SEP 178  
SFIO 128, 131  
Sforza, Giuseppe 90  
Siegen 14  
Siemens 133  
Siemier 51  
Silks 160  
Sizilien 123, 125, 127  
Soddy 194  
Sofolus 136  
Solidarität (Gewerkschaft) 140  
Sommer (Professor) 178  
Sowchosen 150  
Sowjetisch besetzte Zone  
(SBZ/Zone) 55, 66, 91f,  
94f, 101, 117, 155, 175, 177f,  
189  
Sowjetische Aktiengesellschaft  
(SAG) 94f  
Sowjetische Militäradministration  
für Deutschland (SMAD) 63,  
80f, 91, 95, 110  
Noelle, Elisabeth (LuSSR/Rußland)  
44, 46f, 56, 59f, 63, 66f, 80,  
88, 91, 94, 121f, 125, 132, 137f,  
139, 162, 167, 172, 190, 193,  
195  
Soziale Republik Italien (RSI)  
123  
Sozialistische Arbeiterpartei  
(SAP) 54

**T**  
Tagespiegel, Der 166  
Taiwan 63  
Tauschenrat 40ff, 44  
Tauschen (Konferenz von) 48,  
105, 139  
Teigen 131  
Tito, Josip Broz 135f  
Thiele, Frank 178  
Thorez, Maurice 130  
Thüringen 66  
Togliatti, Palmiro 125, 127  
Tolstoi, Leo 188  
Tongking 157  
Tribunetop, Joachim 108  
Richter, Hans Werner 179f  
Riga 153, 155  
Riggen Frieden 141  
Ritter, Hans Maria 22  
Rinser, Luise 179f  
Robertson 59, 106  
66, 123, 125  
Röpke, Wilhelm 49  
Roosevelt, Franklin D. 46ff, 64,  
118, 142, 194  
Rote Armee 137, 147  
Rowohlt Verlag 23, 179  
Royal Air Force 137  
Rudolf, Hans-Ulrich 87  
Rüstow, Alexander 49  
Ruf, Der 180  
Ruggebeut 38, 40, 61f, 65  
Ruhle, Heinrich 184  
Rysell, Fritz Heinrich 181  
Ryukyan 194

**S**  
Saar (Gebiet) 65, 131  
Sachsen 60, 64, 66, 95f  
Sachsen-Anhalt 66  
Saigon 157  
Salomik 136  
Salzgitte-Watenstedt 62  
Sartre, Jean Paul 128, 179  
Sauerbruch (Professor) 84  
Sechziger Konferenz 92f  
Secret Service 134  
SEB (Sozialistische Einheits-  
partei Deutschlands) 55, 66,  
68, 81, 93, 96, 192  
Seghers, Anna 177  
Sektorengränze 44  
Selbster, Dr. Elisabeth 84  
Semler, Johannes 66  
SEP 178  
SFIO 128, 131  
Sforza, Giuseppe 90  
Siegen 14  
Siemens 133  
Siemier 51  
Silks 160  
Sizilien 123, 125, 127  
Soddy 194  
Sofolus 136  
Solidarität (Gewerkschaft) 140  
Sommer (Professor) 178  
Sowchosen 150  
Sowjetisch besetzte Zone  
(SBZ/Zone) 55, 66, 91f,  
94f, 101, 117, 155, 175, 177f,  
189  
Sowjetische Aktiengesellschaft  
(SAG) 94f  
Sowjetische Militäradministration  
für Deutschland (SMAD) 63,  
80f, 91, 95, 110  
Noelle, Elisabeth (LuSSR/Rußland)  
44, 46f, 56, 59f, 63, 66f, 80,  
88, 91, 94, 121f, 125, 132, 137f,  
139, 162, 167, 172, 190, 193,  
195  
Soziale Republik Italien (RSI)  
123  
Sozialistische Arbeiterpartei  
(SAP) 54

**W**  
Währungsreform 27, 30, 39, 44,  
52, 58, 66f, 70f, 74, 80, 150  
Weber, Andreas 137  
Warschau 73, 140  
Warschauer Aufstand 125, 137,  
139  
Washington 38, 118  
Weber, Carl August 182  
Weiser, Herbert 54  
Weimarer Republik 50, 52, 54,  
81f, 110, 168, 177, 191  
Weinert, Erich 175  
Weimarer Republik 177  
Weiß 51  
Wei, Die 168  
Weikring (I) 46, 54, 118  
Weikring (II) 46, 57, 118, 162  
»Welt und Wort« 182  
Wely 51  
Well, Herbert 182  
Wenk (General) 165  
Wenig 55, 92f  
Werfel, Franz 178  
Werwolf 15, 86, 89  
Wespennet (Kabarett) 174  
Westeuropäische Union (WEU)  
66  
Westfalen 56  
Westpreußen 48  
Westzone(n) 44, 49ff, 55, 58f,  
69, 71, 76, 80f, 92f, 108, 111,  
113, 117  
Weyrauch, Wolfgang 179f  
Wiesbaden 27  
»Wissen und Tat« 177  
Widowostok 157  
Wiel, Friedrich 177  
Wilschance 193  
Wirttemberg 63  
Wirttemberg-Baden 56, 66  
Wirttemberg-Holzeneulm 56  
Wurzberg 187  
Wurm, Theophil 111

**Y**  
Yat-sen, Sun 162

**Z**  
Zamos 137  
Zacharades, Aris Velouchiotis  
134f  
Zapanostal 148f  
Zdanow, Andrej 149  
Zdanowitsa (ZA) der  
SPD 92f